This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

יהוה
INSTITVTIO THEOLOGICA
ANDOVER. FVNDATA MDCCCVII.

Ueber

die Langeweile.

Vortrag

gehalten im wiſſenſchaftlichen Verein

von

Dr. Erdmann,
Profeſſor in Halle.

Berlin, 1852.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Beſſerſche Buchhandlung.)

770
ERDMANN

Hohe Verſammlung!

Die oft ausgeſprochene Behauptung daß es keine Abſurdität gebe, die nicht von einem Philoſophen vertheidigt wäre, trägt zwar ihre Widerlegung in ſich ſelbſt, indem eben ſie eine iſt die ſchwerlich an einem Philoſophen einen Vertheidiger gefunden hat, doch aber iſt ſie nicht völlig aus der Luft gegriffen. Man kann ſie nicht eine boshafte Erfindung, ſondern nur eine Uebertreibung nennen, denn wirklich haben Philoſophen ſich oft in Paradoxien gefallen, ja ihre Anſicht auf Grundſätze gebaut, deren Unhaltbarkeit leicht zu entdecken. Beiſpielshalber ſeien hier zwei Sätze erwähnt — wenn man ſie nicht lieber als einen und denſelben anſehn will — deren Anwendung einmal in Frankreich, einmal in Deutſchland, der Philoſophie eine eigenthümliche Richtung gegeben hat. In der bedeutendſten Schule Frankreichs, der des Des Cartes, wurde früh der Grundſatz ausgeſprochen, der Menſch

nne nur hervorbringen, wovon er einsehe wie es
ıtstehe und was es sei, und es ward daraus ge-
lgert, daß unmöglich wir selbst unsern Arm be-
egen, sondern daß Gott mit seiner wunderthätigen
lacht ins Mittel trete und sich zum Exekutor un-
res Willens mache. Nicht minder, nur in um-
ekehrter Weise, wurde in Deutschland von den
nhängern F. H. Jacobi's die Solidarität von Er-
nnen und Hervorbringen festgehalten und, weil
nes nicht ohne dieses Statt finde, behauptet: der
lensch erkenne nur wo er schöpferisch sei, und
arum könne von Gott und göttlichen Dingen Nichts
ewußt werden. Daß der Grundsatz der Carte-
aner nach welchem das Machenkönnen das B
reifen in sich schließt, daß dieser unhaltbar, da
achte ich die praktische Erfahrung als ich der
enstand meines heutigen Vortrags zu über
nfing. Ich hatte dazu die Langeweile erw
er ich wußte daß ich sie machen könn
eren Hervorbringung ich mir eine Art
haft zuschreiben darf, und ich bemerkte
ir ihr Wesen und ihre Entstehungsar
icht ohne Weiteres klar werden woll
un, daß das Ertappen einer philos
rität auf einem Irrthum mich ge
nempfindlicher machte, sei es daß

pathien für eine Schule gehabt habe, die von
was dem Menschen das Höchste ist, „nichts
will", genug ich ließ mich von den Be-
keiten nicht hindern, die einen Anhänger
Schule von seinem Vorsatz hätten abbringen

Trotz ihres warnenden Rufs: was du be-
ringst du in dir, was du verständlich machst
n hervor, wage ich es den gefaßten Vor-
halten und zu einer Betrachtung der
weile einzuladen die uns zeigen soll
ist, wie sie entsteht und wie sie beurtheilt
uß. Schlimm genug wäre es freilich,
n Vortrag jener Schule Anhänger ver-
dem sie nach Beendigung desselben sagen
ne haben Recht, das Begreiflich machen der
ist wirklich ein Hervorbringen derselben.
den gemachte Bemerkung, daß selbst
Philosophenschulen oft Unhaltbares be-
t der Umstand daß sie unter sich selten
n, macht es rathsam nicht bei einem
hrung zu suchen. Gäbe es dagegen
vor der sie alle sich beugten, so
enklichkeit auf und der Philosoph,
ister hinaufblickten wie ihre Schü-
ob dessen Entscheidung Alle sich ge-
wäre unser Mann. Einen solchen

Philosophen über allen Philos
mit mehr Recht als Aristotele
Namen des „Meisters" führe
gibt es: es ist der welcher, n
nur einer oder der andern
nähere Bestimmung „Man"
größte aller Autoritäten deren
schlechtslos ist, weil sie als
richter über Allen steht, über
sie, von welcher die Engländ
zahl sprechen, weil sie nicht
zelnen ist, sie welche überall
für sie gibt mit dem Gattu
zeichnet wird, (Man, men,
sie spricht das letzte entscheide
Händeln der Philosophen. W
ist daß „Man" es fordern d
nicht verweigern zu dürfen,
eine Lehre recht siegreich darf
hinter die Aegide jener Macht
sondern „Man" weiß. Wüß
„Man" von der Langenweil
wären wir mehr geborgen al
wäre was Kant und Spinoz
pien davon halten müßten. —
viel leichter, die Ansichten jen

iſſenſchaft zu vernehmen als die unſeres Meiſter
r Meiſter. „Kant und Spinoza haben ihre Ge-
nken laut werden laſſen, ſie haben geſprochen,
r eine im engen Freundeskreiſe im Haag, der
dere auf ſeinem Katheder in Königsberg, ja ſie
rechen noch heute zu Jedem der die Ethik lieſt
er die Kritik der reinen Vernunft.“ Dies iſt
htig, aber glücklicher Weiſe iſt unſer Philoſoph
ht ſchweigſamer geweſen als jene Philoſophen,
Man“ iſt nicht ſtummer als jene beiden Männer.
agt man aber: ja wo ſpricht denn „Man“, ſo
in der Frage die Antwort enthalten: „Man“
cht wo man ſpricht; in der Sprache ſind Seine
anken laut geworden. Wie in der Sprache des
einen ſeine Gedanken ſich offenbaren, in Leſ-
Sprache ſein klares Denken ſich ſpiegelt, ſo
er d. h. der allgemeinen, Sprache das Den-
icht eines ſondern des Menſchen, den wir ja
„Man“ nannten. Die Sprache zeigt wie
“ d. h. der Menſch, die deutſche Sprache wie
in Deutſchland“, d. h. der deutſche Menſch
Darum iſt es eigentlich einfacher hinter das
Man“ denkt zu kommen, als hinter Kant's
noza's Gedanken. Was beide geſagt ha-
man nicht immer zur Hand, hat man es
ſich, ſo muß man zweierlei lernen, was

igen und ihre eigenthümliche Sprache in der
s entwickelt haben. Dagegen bei unſerm Autor
das Werk worin er lehrt und das Idiom
n er ſpricht zuſammen, und dieſes ſein Werk
Jeder der ſprechen kann, ſtets bei ſich, den vo-
nöſen „deutſchen Sprachſchatz" als ein beque-
und glücklicher Weiſe unverlierbares Wörter-
, zwar nicht in der Taſche aber im Kopf. Wer
ieſem Werke umherblättert läßt ſich von dem
hren, der die Sprache ſchuf, wer auf den Sprach-
auch achtet ſieht wie „Man" zu denken pflegt,
einſieht daß man nicht anders ſprechen kann,
innt die Ueberzeugung daß man in einer be-
mten Weiſe denken muß. — Zwar mit ganz
edingtem Vertrauen darf man nicht erwarten
der Sprachgebrauch uns alle Räthſel löſen u
Mühe des eignen Denkens abnehmen w
in wie ein ſonſt ernſthafter Mann ſich wo
en darf ſcherzend ſeine Meinung hinter
verbergen die das Gegentheil beſage
„Man" kein Pedant und unſere,
achen, bieten manche ſeiner Späßchen d
z. B. von dem reuigen Verbrecher
ein ſchlechtes Gewiſſen, und vo
ten dem ſein Gewiſſen keine Vorr
habe ein gutes, obgleich doch g

Letztern nichts taugt, so ist dies eben so seltsam wie, worauf Lichtenberg aufmerksam gemacht hat, daß wenn ein Mensch durch Zuhalten der Nase es unmöglich macht, daß die Töne durch die Nase gehn, daß man gerade dann sagt er spreche durch die Nase. Dergleichen wird uns nicht dahin bringen mit dem Franzosen zu sagen On est un sot, wohl aber berechtigen zu sagen On est un farceur und verpflichten bei unsern Anfragen an den Sprachgebrauch auf unserer Hut zu sein. — Glücklicher Weise ist bei unserm Gegenstande der Schöpfer des Sprachgebrauchs hübsch ernsthaft gewesen und wenn wir, mißtrauisch gegen Jacobi und die Cartesianer, ohne Vertrauen zu Kantianern und Spinozisten, fragen was „Man" als das Wesen der Langenweile anzusehn habe, so antwortet uns der Gefragte obgleich indirect, doch deutlich und richtig. Bekanntlich sagt man, wo Jemand sich der Langenweile entledigt, daß er sich die Zeit vertreibe. Er vertreibt sie sich, denn an sich kann die Zeit, dieser Fluß der Vergänglichkeit in dem wir die Dinge schwimmen sehn, eben so wenig vertrieben werden wie die Dunkelheit die gegenwärtig unsere Hemisphäre deckt; wie aber diese Jeder sich vertrieben hat der in diesen erleuchteten Saal trat, so mag der Mensch auch die Zeit sich vertreiben indem er

ſie ſich unmerklich macht. Wer im Unmerkbarw
den des Zeitverlaufs das Aufhören der Lang
weile ſieht, kann ihr Weſen nur in das Gegent
ſetzen, alſo in die Aufmerkſamkeit auf d
bloßen Zeitverlauf. Daß aber dieſe Anſ
welche jenem Sprachgebrauch zu Grunde liegt,
richtige iſt, wird von der eignen Selbſtbeobachtu
beſtätigt. Alle Gegenſtände werden vom Str
der Zeit an uns vorübergetragen wie die ſchwi
menden Blumen vom Waldbach, ihr Vorüberſchwi
men nennt man Geſchehen. Je mehr das, w
geſchieht unſere Aufmerkſamkeit reizt, d. h. je m
ſie gefeſſelt wird durch die Gegenſtände
jener Verlauf darbietet, um ſo weniger achten
auf ihn ſelbſt ganz wie, wenn ſich dort die f
bigen Blumen drängen, die ſchwimmende Blume
Inſel das Waſſer verbirgt. Je ſeltner ſie werd
deſto ſichtbarer werden die Wellen und der h
rende Knabe klagt daß der Bach „nichts" m
bringt, wenn ſtatt der erwarteten Blumen der B
nur ſich ſelbſt d. h. die Waſſermaſſe ihm darbiet
Gerade ſo quält es uns, wenn die Zeittheilch
welche zwiſchen die Gegenſtände fallen und a
leer ſind, ſich mehren und ausdehnen, ſo daß
iſt als wenn „nichts" mehr geſchieht; wir haben da
Langeweile deren naivſter Ausdruck der Wunſch

Kinder iſt: ach möchte doch Etwas geſchehn! ganz wie jener Knabe ſagte: ach möchte doch wieder Etwas (d. h. eine Blume) kommen. Langeweile iſt alſo ganz was dort das Sehen des bloßen Waſſers, und wenn ich ſage, je mehr Waſſer um ſo mehr Langweile, ſo werde ich ſicher alle die auf meiner Seite haben die jemals wäßrige Reden gehört haben, in denen nur ſelten das Blümchen eines neuen Gedankens hervortauchte. Ja ich möchte den Vergleich mit dem Waldbach noch weiter ausdehnen: Regengüſſe ließen ihn anſchwellen und führten von allen Seiten ein ſchmutzig graues Waſſer ihm zu, er wird zum Fluß, er wird zum raſenden Strom, da erreicht er die Höhe wo die zwingenden Dämme nachgeben, er durchbricht ſie und ein ungeheurer See iſt da, in dem der Strom ſelbſt unſichtbar wird weil, ſo ſcheint es, die Waſſer ihn ſelbſt verſchlangen. In allen Beziehungen gleicht ihm die Langeweile, auch ihr Colorit iſt ein gräuliches Gräulich wie ſeines, auch ſie kann zur raſendſten Langeweile werden wie Mancher erfahren, glücklicher Weiſe aber hat auch ſie wie jener Strom ein Maaß, denn iſt ein gewiſſer Punkt erreicht ſo hört Alles auf bemerkbar zu ſein, darum auch die leere Zeit, indem der Menſch alles Bewußtſein verliert hat die Langeweile ſich ſelbſt verzehrt wie dort

den Strom seine Fluthen; an die Stelle
ist das Schwarz der Bewußtlosigkeit, t
getreten. — Sollte die Behauptung r
daß die Langeweile nur im Bemerken
Zeit besteht, so wäre es nicht glaublich
Zustand isolirt da stünde. Denn da
ihrem Zwillingsbruder das gleich räthsell
hat, das wir Raum nennen, so wäre
wenn es nicht einen Zustand gäbe quäle
Langeweile, der im Bemerken des leere
Raumes bestünde. Der Umstand, daß
ein solches Seitenstück zur Langenweile
offenbar für unsere Thesis, es ist — der
del. Er entsteht da, wo sich die Gege
Raum der Wahrnehmung entziehn und a
die bloße Räumlichkeit wahrgenommen wi
erregt es Schwindel wenn wir im R
uns umgebender Gegenstände, oder wer
uns gedreht werden: wie beim schnell
der Farbenscheibe das Grau d. h. die U
steht, so hier das Grau der Gestaltlosi
alle bestimmte Gestaltung und Gegen
verschwimmt und schwindet. Aehnlich
der Schwindel auf Höhen. Im Zi
Thürmers, und sei der Thurm noch so
pfindet man ihn nicht, die Wände und

benden Gegenstände fixiren den Blick; jetzt denke man sich die Wände fort, denke sich den Fußboden immer mehr sich verengend, wir stehn nicht mehr auf einem solchen, wir stehn auf einem schmalen Brett, jetzt nur auf einem fein gespannten Draht in Thurmeshöhe, jetzt nur noch auf einer Nadelspitze, so daß wir nichts mehr sehen was unsere Füße stützt, jetzt denke man sich auch diese Nadelspitze weggenommen — bei der bloßen Vorstellung kann uns Schwindel anwandeln, weil wir in uns hervorbrachten was ihn bewirkt, die Anschauung der Leere. Ueber dem Abgrunde des Nichts zu schweben muß das Maximum des Schwindels sein, welches dem Punkte nahe stünde, wo die Sinne vergehn, denn auch hierin zeigt sich der Schwindel als Geschwisterkind der Langenweile daß beide aus ihrem Grau in das Schwarz der Bewußtlosigkeit übergehn können. Die Zusammengehörigkeit beider Zustände, die es erklärlich macht, daß man die Langeweile ein Gefühl innerer Leere nennt oder auch sagt: vor Langerweile drehte sich alles vor mir, diese hat übrigens der praktische Menschenverstand längst geahndet und lange ehe der geistreiche Marcus Herz in seinem Buche vom Schwindel fast wider Willen auf die Langeweile kam, haben Ammen und Kindermägde den Kindern wenig modulirte Weisen vorgesungen

und zugleich sie geschaukelt, d. h. gleichzeitig sie langweilt und schwindlig gemacht, Beides um einen Effekt der Bewußtlosigkeit hervorzubringen.

In der Langenweile macht sich also die bloße Zeit wahrnehmbar. Mit diesem Satz aber gerathen wir in Gefahr gegen den alten Grundsatz zu verstoßen, daß Nichts keinen Effect habe. Denn die Zeit allein, ist sie Etwas? Wir müssen es verneinen, und dürfen es trotz unsrer Behauptung, daß wir die Zeit den Fluß nannten, in dem wir die Dinge wahrnehmen. Wir sprechen ja auch vom Wasser im Flusse, sehen die Kugel im Rollen, den Stein im Fallen, die Tänzerin in der Pirouette, ohne daß daraus folgt, daß wenn nun das Wasser, die Kugel, der Stein, die Tänzerin verschwände, der Fluß, das Rollen, das Fallen, die Pirouette bliebe und für sich Etwas wäre. Die Zeit ist nichts Anders als solches Fließen, Rollen, Fallen, Pirouettiren, eben darum aber auch Nichts ohne die, welche pirouettiren und fallen. — Wie aber? Die leere Zeit soll Nichts sein, und doch sollen wir sie bemerken in der Langenweile? Das ist ja ganz wie jener Schullehrer in den fliegenden Blättern welcher sagt: ich bemerke abermals sehr Viele, die nicht da sind. Warum nicht? Wer weiß ob nicht Jeder, der *sich langweilt* wirklich ganz in der Lage jenes

Schullehrers sich befindet? Eins wird man nemlich dem armen Schelm gewiß zugeben: daß an dem was er sagt Etwas dran ist. Wenn er auch nicht die Abwesenden sieht, so bemerkt er doch daß heute nicht, wie sonst doch, die bekannten pausbäckigen Gesichter ihm die Schultische unsichtbar machen, er bemerkt also und fühlt einen Mangel. Gerade so ist die Langeweile ein Gefühl des Mangels, wir vermissen Interessantes, und dies heißt eigentlich nur: wir bemerken unser eignes Nicht-Interessirt sein. — Was heißt aber eigentlich Interessirt sein und Interesselosigkeit? Es ist durchaus kein Zufall, wenn wir durch die reflexive Form Sich interessiren, daß einer sein Interesse findet, als seine Selbstthätigkeit bezeichnen. Interesse ist wirklich, was es ursprünglich auch heißt, dabei- oder darunter-sein, unser Interesse an einem Gegenstande besteht nämlich darin, daß wir uns ihm hingeben und von ihm ganz in demselben Sinne sagen können, „ich bin dabei", wie wir es sagen wenn uns ein Vorschlag gemacht wurde. So wenig Einer von seinen Freunden gezwungen werden kann, bei einer lustigen Partie „dabei" zu sein — nähmen sie ihn mit Gewalt mit, so würden sie bald bemerken, daß er „abwesend" ist — eben so wenig kann es ein Gegenstand erzwingen, daß man sich für ihn interes-

ſire, dazu gehört der gute Wille deſſen, der
Jener Thierſchädel im Walde, vor dem ein
Naturforſcher in Intereſſe verſunken ſteht, iſt
ganz unintereſſant und dem vorübergehenden
oder Handwerks-Burſchen verübelt es N
wenn er ſagt: „da liegt der langweilige
noch immer“. Der Forſcher ſpricht nicht ſo
die längſt gehegte Ahndung eines allgemein
turgeſetzes wird ihm durch einen, ſonſt unſich
Spalt an dieſem Schädel beſtätigt, er ſieht
der Schädelform Vernunft, und wie ſollte
jetzt an dem woran der Handwerksburſche
oder einen bloßen Knochen findet, wie ſo
nicht daran ſein Intereſſe, d. h. ſein eigenes
und darin-ſein finden, da er ſelbſt ja Nic
will als Vernunft, und Vernunft wirklich
Schädel ſichtbar iſt, und aus demſelben he
ihm redet? Man ſagt von jenem Forſcher,
den Schädel mit Geiſt betrachtet, weil es
ſtimmung des Geiſtes iſt, nirgends wie
Fremde, überall heimiſch d. h. dabei und zu
zu ſein, ſich in Alles d. h. in Allem ſich, ob
verwandtes Weſen, zu finden. Iſt aber
dabei ſein Intereſſe, ſo iſt Intereſſe-haben an
zeigen, und begreiflicher Weiſe nennt man de
Mann von Geiſt oder von Kopf, der es

im Selbſtgeſpräch oder im Geſpräche mit Andern. Allem Intereſſe abzugewinnen, umgekehrt aber nennen wir den beſchränkt, oder auch einen Idioten, der ſo wenig im Stande iſt aus den Schranken des eignen Meinens herauszukommen, daß er unfähig iſt, „dabei" zu ſein, wenn ihm eine partie — nicht de plaisir ſondern de raison — angeboten wird. — Fragen wir aber nun, indem wir zu unſerm Gegenſtande zurückkehren, zu welchen von jenen Beiden der zu ſtellen ſei, der ſich langweilt, ſo bleibt uns keine Wahl: War es ein Verdienſt Intereſſe zu finden, weil man wirklich ſich intereſſirt, ſo iſt auch die Langeweile nur eigne Schuld und nicht ohne Grund iſt ein s'intérresser ſo auch s'ennuyes ein verbe réfléchi. Man braucht darum nicht mit Kant zu behaupten, daß die Zeit nur in uns ſelbſt iſt, und wird dennoch ſagen können: wer die bloße Zeit wahrnimmt, bemerkt nur ſeinen eignen Zuſtand, einen Zuſtand der mit Recht als innre Leere bezeichnet; als innre weil er in uns liegt, als leere weil er Kopf- und Geiſtes-leer iſt, ſo daß wenn oben geſagt ward, dem Gelangweilten gehe es ſo, wie jenem armen Schullehrer, wir jetzt hinzufügen müſſen: er iſt auch nicht geiſtreicher als jener. — Wie das Intereſſe Geiſt verrieth, ſo die Langeweile den leeren

Kopf. Da nun aber in allem Uebrigen K
und Herz nicht zwei von einander getrennte Be
thümer des Menſchen ſind, ſondern vielmehr ſo
ſammen gehören, wie die concave und convexe S
eines Kreisbogens, ſo fragt ſichs, ob nicht auch
Langeweile neben ihrer intellectuellen Seite
eine habe, welche die Geſinnung betrifft? Der Fr
zoſe bejaht dies indem ſein ennui auch einen G
zenszuſtand bezeichnet. Indirect weiſt der deu
Sprachgebrauch eben dahin, indem das Gegen
der Langenweile, das Interreſſirtſein, eben ſo
eine intellectuelle Anregung andeutet, als auch
beginnende Liebe. In dieſer Zuſammenſtellung
erſten Anfänge des Erkennens und der Liebe
der Sprachgebrauch nicht nur den tiefſinnigen P
loſophen auf ſeiner Seite, der das Erkennen eine
tellectuelle Liebe nannte, nicht nur die Erfahrung
Forſchers, der nur den Gegenſtand zu begreifen
mag, den er mit Liebe betrachtet, ſondern das Z
niß Aller, die es erfuhren, daß zwei Herzen ſich
verſtehn, wo ſie ſich lieben, nur lieben wo ſie
verſtehn. Verhält ſich aber Kopf und Herz
Intereſſe finden und Intereſſe nehmen, ſo hat
Intereſſeloſigkeit oder Langeweile viel mehr mit
Herzen zu thun, als Viele meinen. Wofür man
Herz hat, und dem man ſich liebend hingiebt,

langweilt nicht. Umgekehrt aber, je mehr Einer sein Herz verschließt, und anstatt liebend Allem sich hinzugeben, sich auf sich beschränkt, um so mehr wird die Langeweile hervortreten. Dasselbe sich auf sich Beschränken, welches den Idioten oder beschränkten Kopf machte, ist, von seiner Gemüthsseite angesehn das, was das Wesen des Egoisten macht mit seinem engen Herzen, welches so wenig faßt, daß es eben darum sich stets leer und einsam fühlt. Dies quälende Gefühl des Alleinseins, das die meisten Egoisten als von der Umgebung verschuldet betrachten, hinsichtlich dessen Einige sich dazu erhoben, daß sie es als Strafe ihres früheren Betragens ansehn, ist — das aber ahndet Keiner — ist selbst der Egoismus, darum schwindet es in dem Augenblick wo der Mensch mit Liebe auf die Welt blickt, weil sie sich dann, wie durch Zauber, mit Brüdern und Schwestern bevölkert. Der ideenlose Kopf klagt daß nichts ihn interessire, und das kalte liebloſe Herz accompagnirt dazu mit der Klage, es sei verlassen und einsam. Denkt man sich Beides vereint, stellt man sich einen Zustand vor, wo das erstarrte Herz klagt: „auf dieser weiten Erde Niemand, Niemand", und das ausgebrannte Hirn verlangend ruft: „ach nur eine Idee, nur einen neuen **Gedanken**", so kann uns ein Schauder überlaufen, bei der Vorstellung dieses völligen Alleinseins wie

seiner tödtlichen und doch nicht tödtenden Langenweile. — Zeigt sich aber in ihr neben dem leeren Kopf auch das liebloſe Herz, so ist die gewöhnliche Art, in der Langenweile nur etwas Unangenehmes zu sehn, ein Seitenstück zu der sogenannten Humanität, die in dem Verbrecher nur einen armen Kranken sieht, und die kaum anders unschädlich zu machen ist, als dadurch, daß man sich auf ihren Standpunkt stellt, und nun das Gefängniß Charité nennt, den Strafcodex als Pharmacopea den Richter als Arzt bezeichnet, und die Hinrichtung nicht als Todesstrafe, sondern als ein erprobtes specificum gegen die Mörderkrankheit empfiehlt. Wie das Verbrechen noch etwas mehr ist als ein Fieberdelirium, so ist es auch mit der Langenweile eine ernstere Sache, als die Meisten im Sinne haben; wenn sie sagen es wäre besser, man langweilte sich nie. Nicht nur besser wär' es, sondern das allein Gute. Was vor geraumer Zeit in einem geistreichen Briefe mich frappirte, ohne daß ich sogleich Alles erkannte was in diesen Worten liegt, das was die Einen Satan und Teufel, Andere Ahriman, noch Andere Typhon nennen, daß dieses Alles nur Eines sei, nämlich die Langeweile, dies ist vollkommen richtig. Die Langeweile ist der wahre böſe *Dämon, denn* wer sich langweilt ist von dem D*mon des* Personalismus und Egoismus befeſt

der ihn verhindert, Anderes interessant zu finden und zu lieben als sich, von dem Dämon, der sein Hirn verbrannte, so daß er nicht mehr in den Gegenständen sich, Vernunft, erkannt, der sein Herz erkältete, daß es nicht mehr vermag, in den Angelegenheiten Andrer die eignen zu finden. In der That, wenn man sieht wie dieser Dämon nicht nur die Kinder unartig und toll macht, sondern wie er eben so den Erwachsenen ein Versucher wird, der zu den dummsten, ja zu den schlechtesten Streichen bringt, so ist gar nicht zu begreifen, warum nicht öfter gegen die Langeweile gepredigt wird. Das Thema verdiente es, ganz abgesehn von dem Vortheil den es darbietet, daß man den Zuhörern ins Gewissen schieben könnte, sie dürften sich nicht langweilen.

Gewiß war es nicht die Furcht, durch Predigten gegen die Langeweile alle Regeln traditioneller Homiletik zu verletzen, welche dieses Thema von den Kanzeln verbannt hat, sondern die Ansicht, daß dergleichen Auseinandersetzungen im Munde eines Geistlichen unpassend seien, oder auch die Furcht, daß sich Nutzanwendungen ergeben möchten, die in keinem Zusammenhang stünden mit den Angelegenheiten des Himmels. Beides ist vielleicht nicht richtig. Das Erste wohl gewiß nicht, denn wie sollte gegen Leere des Geistes und Mangel an Liebe zu predi-

gen, denen nicht ziemen, die von dem Geiſte ihren Namen führen, und mit Recht ſich rühmen die Lehre der Liebe zu verkündigen? Aber auch das Zweite möchte ich beſtreiten, daß dergleichen Betrachtungen profan ſeien, und ohne Beziehung auf die himmliſchen Angelegenheiten. War es einmal gewagt, die Langeweile als das wahre Inferno zu bezeichnen, ſo ſcheint ſchon die Conſequenz zu fordern, ihr Gegentheil in der Region zu ſuchen, die Dante im dritten Theil ſeines Gedichtes ſchildert. Wer es thäte, müßte der Zuſtimmung aller derer gewiß ſein, die uns erzählen wie „hölliſch" ſie ſich gelangweilt, wie „himmliſch" unterhalten hätten, und denen es nie einfällt, dieſe Ausdrücke zu vertauſchen. Eine etwas zweideutige Autorität für Jeden, der e
weiß, daß der Gebrauch von Kraftworten gewöh
lich nicht mit der Stärcke der Gedanken par
geht; glücklicher Weiſe aber bedürfen wir ihre
nicht, da das bisher Gefundene hinreicht,
wenig den Vorhang zu lüften, der uns di
liſche Welt verbirgt. Die innere Leerheit,
wahrnehmen ließ als Zeit und Vergängli
verſchwand in dem Maaße, als der Menſ
tereſſirt, d. h. als er in das Weſen der C
eindringt, und ſie liebend umfaßt.
man Beides in Gedanken bis zur Id
deten Menſchen, des Seeligen oder

ſuche man noch höher ſich zu erheben, und denke ein Weſen, deſſen Einſicht ein Alles durchſchauendes Verſtändniß iſt, bei dem die Stelle des Intereſſes, der anfangenden Liebe, die Fülle der Liebe vertritt, und man wird einſehn, man wird wenigſtens ahnden, was es für eine Bewandtniß hat damit, daß es für Gott und daß es für die Seligen keine Zeit gebe. Wie oft hört man: bei dieſen Worten denke ſich Niemand Etwas. Das Wort Niemand (mit dem man überhaupt etwas ſparſamer ſein ſollte) ſagt hier zu viel. Denke man ſich nur eine Mutter, welche den Erzählungen des eben aus der Fremde zurückgekehrten Sohnes lauſcht, die ſich nicht ſatt hören kann, daß er in Freuden und Leiden ſtets ihrer gedacht hat, die ganz erſtaunt ſchon Mitternacht ſchlagen hört, da ihr die Stunden wie Minuten verlaufen ſind, — denke man, dieſe Mutter hörte in dieſem Augenblicke das Wort: „bei Gott ſind Tauſend Jahre wie Ein Tag", — ich glaube ſie würde ſich bei dieſem Worte ſehr viel denken, und in dieſem Augenblicke würde es ihr gar nicht unverſtändlich ſein. Und ſo möchte die Liebe, die Löſerin ſo vieler Räthſel, weil ſie das Ur-Räthſel offenbart, wie Zwei Eins ſein können, ſie möchte ſich auch als der Räthſel löſende Metaphyſiker erweiſen in den Fragen nach Zeit und Ewigkeit! *Wer es je erfuhr*, wie als er liebte ſein

Blick Alles verſchönte — der Sonne gleich
wenn ihre Strahlen wirklich das wären, wie n
oft nennen: Blicke, nie einen dunklen Punkt erl
könnte, weil ihr Erblicken Erleuchten wäre –
dies an ſeiner ſchwachen Liebe erfuhr, wie ſollte
abſolut unverſtändlich finden, daß es für di
endliche Liebe keinen Raum (d. h. keine Leere)
weil, wo ſie hinblickt, ſie Alles mit ihren K
bevölkert, und keine Zeit und Vergänglichkeit,
ſie ſtets beſchäftigt iſt, und Alles befeſtigt „mit
gen Gedanken". Und ſo muß ich am Ende
jenen Kraftausdrücken, von denen ich vorhin
wiſſen wollte, zugeſtehn, daß ihnen eine Ah
des Wahren zu Grunde liegt: wie die Geiſte
Herzens-Leere Hölle, ſo iſt Liebesfülle him
Seligkeit. Wer mir aber ſagen wollte,
frevelhafter Weiſe Gott vermenſchliche, od
ich ſei frivol, da ich Seligkeit und Amüſem
wechſle, für den habe ich meine Antwo
Auf das Erſte erwidere ich, daß das Entm
Gottes zuerſt die Vorſtellung eines unm
Gottes hervor gebracht, dann die Menſchen
macht hat, auf das Zweite aber, daß wenn
fiſcher roué in einem ſittlichen deutſchen H
ſpräch über die Herrlichkeit der Liebe
und nun ſagt, es ſei von amours u
kurz von frivolités die Rede gewe

ſolches Verſtändniſſes vielleicht nicht in denen liegt, die das Geſpräch führten.

Nach einer ſo ſtrengen, vielleicht ultra-rigoriſtiſchen Beurtheilung der Langenweile, wird wohl Nichts weniger erwartet werden als eine Apologie derſelben. Und doch — trotz dem, daß es mir ſchwer wird, den Wink nicht ſelbſt zu befolgen, den ich dem etwanigen Prediger über die Langeweile gab — doch wird mir eine ſolche advocatura Diaboli aufgedrungen, nicht nur durch die Gerechtigkeit, die ſogar dieſem Angeklagten einen Defenſor bewilligt, ſondern durch die Gewalt von Thatſachen, die Keiner leugnen kann, und welche zu beweiſen ſcheinen, daß es mit der Langenweile nicht nur eine furchtbare, ſondern auch recht hübſche Sache ſei. Zunächſt frappirt das Factum, daß die bloßen Naturweſen, die Thiere — ich ſpreche nur von den wilden, da die Hausthiere halbe Kunſtproducte und mit vielem Menſchlichen inficirt ſind — alſo daß die Thiere die Langeweile nicht kennen, ſondern entweder beſchäftigt ſind oder ſchlafen, alſo im erſtern Falle ſich noch nicht, im zweiten Falle nicht mehr langweilen. Das ſcheint zu beweiſen, daß zu den Unterſcheidungszeichen zwiſchen Menſch und Thier, als welches die Einen die Vernunft, die Andern, denen dies zu geringfügig ſchien, dieſes anſehn, daß der Menſch kochen kann, noch ein neues hinzugefügt werden kann: die Fä-

ch, ſich zu langweilen. Sich lang-
t menſchlich. Damit allein wäre
) lange nicht der infernale Character
, denn es könnte dies nur ein Beweis
daß der Menſch nur über oder unter dem
en kann, nie auf einer Linie mit ihm,
Hölle kennt, freilich auch keinen Himmel.
noch viel beſſeres Vorurtheil für die Lange-
egt der Umſtand, daß ſie bei dem Men-
unvollkommneren Zuſtande nicht, im voll-
en wohl vorkommt. Das neugeborne Kind
e: wo es nicht arbeitet — ſeine einzige Ar-
Eſſen — da ſchläft es. Annäherungsweiſe
s findet Statt beim Menſchen der dem Na-
inde nahe. Auch dieſer unterhält ſich, inden
eitet, freilich im Schweiße ſeines Angeſich'
r nicht mehr, wie das Kind, in dem Le
rheißung lebt, wo die ſüße Nahrung ihr
; hört die Unterhaltung der Arbeit au
er ein, und um zu ſehn, daß dies da
t iſt, hat man nicht nöthig, zu Hotte
luſtralnegern zu gehn; wer den Niew
: Düna überſchreitet, wird ſehn, wie
nachdem die Werktage vorüber, dre'
onntags verſchläft, nicht weil er
ſtelte engliſche Fabrikarbeiter, ſi
künſtliche Bewußtloſigkeit

weil die Langeweile ein ſo unnatürlicher Zuſtand iſt, daß, wo ſie ſich bei dem Naturmenſchen einſtellt, ſehr ſchnell der Punkt erreicht iſt, wo der Strom die Dämme durchbricht und ſich ſelbſt verſchlingt. Wenn alſo vorhin geſagt wurde, daß bei dem vollendeten Menſchen die Langeweile nicht mehr vorkommen kann, ſo zeigen dieſe Erfahrungen, daß ſie bei dem anfangenden Menſchen gleichfalls fehlt, freilich dort, weil der Menſch *ſich* zu unterhalten weiß, hier, weil er unterhalten *wird* von ſeiner Arbeit oder von ſeinen Eltern, die den amüſiren der *ſich* zu beluſtigen noch nicht vermag. Wie von jedem andern Weſen, ſo ſagen wir auch von dem Menſchen, wo er ſich zwiſchen dem Anfangs- und dem Vollendungspunkte befindet, er ſei in ſeiner Bildung begriffen. Findet nun aber bloß in dieſer Zwiſchenperiode die Langeweile Terrain, ſo werden wir nicht nur denen Recht geben, welche ſagen, es verrathe Bildung, wenn man ſich mit guter Manier zu langweilen wiſſe, ſondern wir werden viel weiter gehn müſſen: Ob es mit guter oder ſchlechter Manier geſchieht, das macht hier keinen Unterſchied, das ſich Langweilen überhaupt, die Langeweile an ſich iſt Begleiterin der Bildung. Und zwar begleitet ſie die Bildung nicht ſo, wie das Regenwetter die Jahrmärkte begleiten ſoll, rein zufällig, auch *nicht* wie der Schatten das Licht als ein mit ihm

verbundenes Gegentheil, ſondern ſie verhalten ſich wie Licht und Glanz: ſich Langweilen iſt Bildung. Den Beweis für dieſen Satz liefert wieder der Ehrenmann, dem wir heute ſchon manche Belehrung verdanken, der Schullehrer, der ſo Viele bemerkt die nicht da ſind. Welchen Eindruck mag dieſe Bemerkung wohl auf jenen kleinen Knaben machen der heute zum erſten Male in der Schule ſitzt, der ſich gewundert hat über die neuen Umgebungen, und über die vielen fremden Geſichter, und welcher ſieht, daß dem Lehrer alles das nicht imponirt, ja daß er noch mehr Knabengeſichter erwartet hat? Gewiß wird ihm er ſelbſt als der Unerfahrene vorkommen, der Lehrer aber als Einer der an Erfahrung ihm weit überlegen iſt. Nun, in der Lage jenes Neulings in der Schule befindet ſich Jeder, den die Gegenſtände unterhalten weil ſie ihm neu ſind, ſo wie jener Lehrer aber iſt der, welch alles dieſes langweilt, weil es ihm längſt bekan weil Alles längſt dageweſen iſt. Je weniger Erfahrung hätte, je weniger er bekannt wäre den Gegenſtänden, um ſo mehr würden ſie ihn, als neu, unterhalten, je unterrichteter deſto weniger findet Jenes ſtatt und deſto langweilen ſie ihn. Wenn aber ſo ſein Lange *haben das* Maaß iſt für ſein Erfahren- und *richtet-ſein,* ſo iſt es kaum ein Wunder, w

welcher sich langweilt bei dem was Andere unterhält, in seinen, ja selbst in ihren Augen einen höhern Werth erhält. Ueberall imponirt, der sich langweilt, denen die es nicht thun. Hier sitzen einfache Bürgersleute an einem öffentlichen Ort, kannegießern und unterhalten sich vortrefflich. Auf ein Mal wird es still, Einer nach dem Andern sucht nach seinem Hut. Alles um jenes Fremden willen, der zuerst sie gar nicht störte, der aber jetzt deutlich zeigt, daß er sich langweilt, und ihnen dadurch den Gedanken aufdrängt, er verstehe das Alles besser, und es sei eigentlich kindisch, sich mit Etwas zu unterhalten worüber Jener längst hinaus ist. Der Fremde hat ihnen das Spiel verdorben, und dennoch können sie sich einer gewissen Ehrfurcht nicht erwehren, und Mancher wird seiner Frau erzählen, der Fremde sei ein vornehmer Herr gewesen. Woher weiß er das? Er sah ihn sich langweilen. — Aber ist es wohl in anderen Kreisen anders als dort, wo der Kleinbürger kannegießert? In heiterer Gesellschaft werden Anecdoten erzählt, Witze gemacht, Musik getrieben und Alles geht vortrefflich. Warum fängt es an zu stocken, warum sieht man, ehe man über eine lustige Geschichte lacht, verlegen auf jenen Einen, warum versagt dem Witzling seine Zunge, und der jungen Dame, die doch so hübsch sang, ihre Stimme, wenn sie auf jenen Einen blicken? Weil

auf ſeinem gelangweilten Antlitz leſerlich geſchrieben ſteht: wie kann man ſich damit amüſiren? und weil unwillkührlich jetzt Jeder glaubt, dieſe Geſchichten ſeien ihm alle bekannt, und man müſſe ſich ſchämen ſie neu zu finden, weil der Witzbold zu fürchten anfängt, der Gelangweilte habe beſſere Witze gehört oder gemacht, und dem jungen Mädchen die furchtbare Ahndung kommt, Jener habe alle ihre Lieder von der ſchwediſchen Nachtigall gehört. So beugt ſich Alles vor ihm, und doch iſt der einzige Rechtstitel unter dem er ſolche Superiorität in Anſpruch nimmt, und der von Allen reſpectirt wird, nur der, daß er ſich langweilt. Wir haben darum gar keinen Grund darüber zu lachen, daß jener Bürger auf den vornehmen Stand jenes Fremden ſchloß, wie das ſich Langweilen Prärogative des Menſchen war, wie es Bildung verrieth, ſo *hat es* endlich wirklich *etwas Vornehmes*.

Unſere Anklage gegen und unſer Plaidoyer f die Langeweile ergibt alſo das Reſultat, daß d Urtheil über ſie von dem Standpunkte des Be theilenden abhängt. Was verdammlich erſchien, als die Verdammniß ſelbſt, wenn man es maß dem vollendeten Menſchen, erfreute ſich einer humaneren Behandlung, wenn es verglichen mit dem Anfangspunkte menſchlicher Entwickel *Wir mußten es* erklärlich finden, wenn Ein-

nehm ſich brüſtet, weil er ſagen kann: „wie kann man ſich dabei amüſiren,“ obgleich er die Antwort ſchuldig bleiben möchte, wenn ein noch Vornehmerer ihm ſagte: „Wie kann ein Mann von Geiſt ſich jemals nicht unterhalten?“ Es iſt mit der Langenweile wie mit dem, der auf einer mittleren Höhe ſteht: vom Golf von Neapel angeſehn, erſcheint das Fort von St. Elmo hoch, ja unerſteiglich, aus dem Garten von Camaldoli ſieht man es tief unter ſich und es ſcheint flach zu liegen. Freilich um in das Camaldoli geiſtiger Vollendung hineinzukommen, dazu bedürfen Alle — im irdiſchen Camaldoli bekanntlich nur die Frauen — eines höhern Dispenſes. — Hinſichtlich deſſen, was von der Langenweile überhaupt gilt, kann es keinen Unterſchied machen, ob ſie als vorübergehende Stimmung, ob als habitueller das ganze Leben beherrſchender Zuſtand erſcheint. Das Letztere findet nur Statt bei denen, die man früher die Zerriſſenen, heut zu Tage die Blaſirten nennt. Der blaſirte Menſch, in dem der Spiritus verflog und nur das Phlegma blieb, der, weil der perlende Schaum des Lebens verſchwand, mit Recht émoussé genannt wird, den man ſo oft mit dem ausgebrannten Vulcan verglichen hat, daß der Vergleich altmodiſch geworden iſt, der zerriſſene oder blaſirte Menſch iſt der Virtuos in der Langenweile, und ich finde es natürlich, daß

George Sand, wenn ſie ihren Jacques oder ihren Voyageur ſprechen läßt, ſtets von dem Ennui redet, von dem ſie beſeſſen ſind. Wie ſchon die vorübergehende Langeweile ein vornehmes Air gab, ſo natürlich noch mehr das Blaſirtſein. Wenn Alfred de Muſſet ſeinen Sohn des neunzehnten Jahrhunderts ſo zerriſſen darſtellt, daß ich für ihn kaum einen andern Beſtimmungsort als die Papiermühle wüßte, ſo hat er das Gefühl eine vornehme Natur zu ſchildern, und der Blaſirteſte unter den Poeten und Poetiſchſte unter den Blaſirten iſt „jeder Zoll ein Lord.“ Mit der vornehmen Stellung aber, die der Zerriſſene in Anſpruch nimmt, und die ihm auch pflegt eingeräumt zu werden, ſtreitet nicht, daß geſunde Naturen ſich abgeſtoßen fühlen, ja daß oft beide Gefühle der Erfurcht und des Entſetzens gerade ſo in einem Herzen ſich beiſammen finden, wi bei dem Kinde, wenn es eine grauſenhafte Geſchi anhört und nun angſtvoll bittet, man ſolle, und ſolle **nicht** weiter erzählen. Staunend und Ehrfurcht erfüllt werden vor einem ſolcher Muſſetſchen Heros Naturen ſtehn wie eine ouvrière, die flink mit der Nadel und fli Tanz ein Leben führt, das nichts iſt als pagnerſchaum; angewidert werden durch ihn *es wiſſen*, daß der Menſch ſich intereſſiren ſ *er verpflichtet* iſt, erkennend und liebend

umfaſſen; endlich angezogen und abgeſtoßen zugleich die ahndungsvollen Engel, welche beſchämt fühlen, daß ihr natürlicher Unſchuldszuſtand unreif iſt, zugleich aber auch, daß in dem Zerriſſenen ſich die Unnatur der Schuld fixirt hat, und die ſo die doppelte Gewalt erfahren, die das Kainszeichen der Bildung ausübt, welches der Blaſirte im Antlitz trägt. Es iſt ein Kainszeichen, denn das Blaſirtſein iſt infernal, es iſt das Zeichen der Bildung denn das Zerriſſenſein iſt vornehm, wie die Langeweile in der es beſteht. — Daraus alſo, daß das Terrain, auf dem der Gelangweilte und Blaſirte ſteht, eine Mittelregion bildet, ließ ſich erklären warum der Eine es hoch der Andere es tief ſtellte. Ebenſo aber läßt ſich nun umgekehrt aus den verſchiedenen Urtheilen die über jene Erſcheinungen gefällt werden, auf den Standpunkt zurückſchließen, auf welchem der Urtheilende ſteht, und dies kann ein praktiſches Intereſſe für uns haben, indem nicht geleugnet werden kann, daß in unſerer Zeit die Blaſirten im Courszettel der Achtung anders notirt ſind als früher. Es gab eine Zeit, wo Naturen wie George Sand's Jacques oder wie Waller in der Gräfin Dolores, wie Roquairol in Jean Paul's Titan überall Bewunderung erregten, und man braucht noch nicht ſehr alt zu ſein um es erlebt zu haben, daß, wie heut zu Tage auf ein Inſtrumen

ſo damals auf Zerriſſenheit gereiſt wurde. Gaſtfrei öffneten die Männer ihm das Haus, denn die Stätte, die ein Zerriſſener betrat, ſie war geweiht; ſo die Männer und die Frauen blieben nicht zurück: manches unſchuldige Herz, dem der Zerriſſene den Abgrund des ſeinigen aufſchloß, ſchauderte vor der bodenloſen Tiefe, weinte über den Abbadonna, vielleicht mit der ſtillen Hoffnung, ſein rettender Engel zu werden. Die Zeiten haben ſich geändert. Was die gaſtfreien Männer betrifft, ſo möchte ich Jedem der fremde Länder bereiſt, rathen, ſtatt der Zerriſſenheit einen guten Creditbrief mitzunehmen, und hinſichtlich der Frauen haben tiefer Eingeweihte als ich, mir geſagt, ihr Urtheil über Männer habe ſich ziemlich ins Gleichgewicht geſetzt mit dem über Kleider, — nicht ſo, als wenn ſie immer neue wollten, ſondern ein ganzer Mann ſoll ihnen lieber ſein als ein Dutzend zerriſſener. Verbürgen kann ich es nicht, aber ich bin ſo berichtet. Dieſe Veränderung nun, muß ſie uns nicht mit Stolz erfüllen hinſichtlich unſerer Zeit, denn daß die Blaſirten uns nicht mehr ſo imponiren wie früher, ſcheint doch klar zu beweiſen, daß unſere Zeit auf einem höhern Standpunkt ſteht als ſie. Leider nicht ohne Weiteres. Gewiß hat, wer den höhern Berg erſtieg, nicht mehr nöthig hinaufzu*blicken*, wenn er den gewahren will, der auf dem *Hügel ſteht*, aber auch der hat es nicht mehr r[illegible]-

thig, der sich zu ihm gesellt, und mit ihm auf einem Niveau steht, wenn darum unserm Stolz, daß wir die Blasirten und Zerrissenen nicht mehr so achten wie unsere Väter, der Skeptiker antworten wollte: das kommt daher, daß in eurer Väter Zeit, als die ersten Zerrissenen auftraten, es der ganzen Männer viele gab, die Zerrissenen also die Ausnahme bildeten, während Ihr in ihnen nur Eures Gleichen, nichts Besonderes, seht, — so ist die Möglichkeit, daß er Recht habe, nicht zu leugnen. Und wenn meiner freudigen Behauptung, heut zu Tage werde eine ausgebrannte Jacques-Natur bei unsern Frauen kein Glück machen, derselbe Skeptiker die entgegenstellen wollte, dies habe seinen Grund darin, daß in unserer Zeit die Neulingsherzen, wie Fernande selten, dagegen die Naturen wie Lelia, die wegen ihrer Gleichheit mit ihm einen Jacques nicht hätte lieben können, häufig geworden seien, — so würde ich mich zwar empört von dem Verläumder abwenden, aber um ihn zu widerlegen, dazu würde die Empörung nicht ausreichen, dazu bedürfte es einer besondern Untersuchung über den Punkt, auf welchem unsere Zeit steht. Es ist gewiß, sie staunt das Blasirtsein nicht mehr an, wie ein furchtsamer Bewohner des Flachlandes den, welcher den Aschenkegel des Vesuv bestieg, es fragt sich, aber wie ist *sie dazu gekommen*, den Respekt davor zu verlieren?

daß ſie auf den Veſuv der Blaſirten
), oder wie mancher bequeme Reiſende
tragen ließ und nun mit ihnen dieſel-
en Schwefeldämpfe einathmet? Oder
als ein kühner Bergſteiger, den Monte
rſtiegen, athmet ſie hier reine Luft und
nem Gefühle, das dem Namen ihres
:s entſpricht, den wüſten Krater als un-
Aſchenhügel zu ihren Füßen liegen?
o hat ſelbſt die unverfängliche Frage, was
ɛ iſt, und wie ſie beurtheilt werden muß,
:merkt zu der hinübergeführt, bei der heut
die meiſten Unterſuchungen anzulangen
zu der Frage: was haben wir für eine
)ieſe Frage aber werde ich ſchwerlich beant
können, da ich eben ſehe, daß wir — ga
haben.

Druck von J. F. Starcke in Berlin.

2

Ueber

das Heidniſche im Chriſtenthum.

Vortrag,

gehalten in Halle am 30. Januar 1854.

Von

Dr. Erdmann,
Profeſſor in Halle.

Berlin 1854.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Beſſerſche Buchhandlung.)

Hochgeehrteſte Verſammlung!

In den letzten Monaten iſt in den Zeitungen, und zwar den allerverſchiedenſten, ſo viel gegen die Marmorgruppen auf der Berliner Schloßbrücke geſprochen worden, daß ſie es auf dem Gewiſſen haben, wenn es Manchem, der als Fremder Berlin beſuchte, gegangen iſt, wie mir: mein erſter Gang galt jener Brücke. Zuerſt überraſchten mich, da ich doch geleſen hatte, ein ſittſames Mädchen müſſe, wenn es über die Brücke gehe, die Augen niederſchlagen, die zimmerhohen Sockel, auf welchen die anſtößigen Gegenſtände ſtehn, denn nur Goliaths Töchter oder Gargantua's Enkelinnen laufen jetzt Gefahr, wider Willen Etwas zu erblicken, was ſie nicht ſehen mögen. Bei dem gewöhnlichen Wuchſe der Berliner Damen braucht eine ſtrenge Veſtalin durchaus nicht herunter-, ſie braucht eben nur nicht hinauf zu blicken. Als ich dann weiter, auf die Gefahr hin, mir den Nacken zu verrenken, die Gruppen genauer betrachtete und dabei mich auf das beſann, was die Civis und Unus pro multis gegen das Nackte geſagt hatten, kam mir der Ge-

danke, Berlin ſei zu der Prüderie amerikani
Damen gelangt, die ihren Flügelpianofortes I
pressibles anthun ſollen, oder zu der Züchti
jenes Papſtes, der einer antiken weiblichen St
im Vatican ein Hemde von Gips anziehn ließ,
ches ſie noch jetzt trägt, da ſein Nachfolger, obg
ihn die Sache ärgern ſoll, nicht den Muth hat
entgegengeſetzten Sinne der Schönen bei ihrer Toilet
helfen. Indeß, dieſe meine Furcht, Berlin ſei
verſchämt geworden, verlor ſich bald. Denn d
noch an demſelben Abend ſehen konnte, wie im T
ter die Männer ihre Augen bewaffneten, damit i
Nichts von Pepita's herrlichen Gliedern ent
und dabei hören, wie die Frauen mit Entzücke
Schönheit dieſer Formen zergliederten, da ſa
ein, daß ich mich ganz unnütz geängſtigt h
Kurz, ich habe mich ſehr bald überzeugt, daß
die Reclamationen gegen die Gruppen, die im
men der Züchtigkeit und Tugend aufgetreten, N
waren als Symptome der Luſt, Alles zu bekrit
die ſogar da ſich regt, wo ein kunſtſinniger S
der eignen Stadt ein Geſchenk macht, um die
jede andere Hauptſtadt beneiden kann. — Viel
tiger als dieſe Stimmen, die übrigens ſchon ſe
geworden ſind und bald verhallen werden, ſind
welche von einer anderen Seite her ſich erheben,
nicht dies tadeln, daß nackte Geſtalten, ſondern
mythologiſche Gegenſtände dargeſtellt wurden,

deren Anſchauen der, ohnedies zu ſehr herrſchende, heidniſche Sinn genährt und verbreitet werde. Ich nenne dieſe Stimmen viel wichtiger, weil ſie neue Symptome einer ſehr weit verbreiteten Anſicht ſind, die immer mehr um ſich greift, nach welcher alle Uebel unſerer Zeit nur darin ihren Grund haben ſollen, daß unſere Denk- und Anſchauungsweiſe ſo viel Heidniſches enthalte. Als vor einiger Zeit ein hochgeſtellter Geiſtlicher in Frankreich den Vorſchlag machte, man ſolle auf gelehrten Schulen nicht mehr die heidniſchen Schriftſteller leſen laſſen, zog er eigentlich nur die praktiſche Folgerung aus dem, was in den verſchiedenſten Formen, auch bei uns, ſehr oft ausgeſprochen worden iſt. Bald hat man uns erzählt, wir hätten deswegen keine Anhänglichkeit für unſere Fürſten, weil wir auf der Schule nur die Republik und die heidniſche Bürgertugend verehren lernten, bald redet man uns vor, daß nur deswegen Mancher durch die Naturwiſſenſchaft vom Glauben abgeführt werde, weil ſie noch immer nach den Grundſätzen des Ariſtoteles, dieſes Erzheiden, getrieben werde, bald endlich ſoll die Beſchäftigung mit der reizendſten aber eben darum gefährlichſten Form des Heidenthums, mit dem Griechenthum, zu einer Vergötterung der Schönheit führen, deren Cultus immer mehr an die Stelle der Religion trete. Wenn ſie dann Alle ſich zu der einen Behauptung vereinigen: dem, leider verfallenden, Chriſtenthume

ſei nur zu helfen durch Entfernung alles
niſchen, was ſich allmälig eingeſchlichen l
hört Muth dazu, einem ſolchen Uniſono
nicht zu ſchweigen. Ich will es denn
nicht weil ich meiner Lunge die Kraft zu
ſo mächtigen Chor zu überſchreien, ſond
weiß, daß auch ein ſchwacher Ton unte
keren vernehmlich wird, wenn er mit ihr
Conſonanz ſteht. In der That möchte, n
Frage aufwerfe, ob an jener eben erw
hauptung Etwas dran iſt? die Antwort
dender Diſſonanz ſtehn mit dem, was Sol
ten, die gewohnt ſind, in Sachen des Ch
und der Chriſtlichkeit das große Wort
Dies ſchließt aber nicht die Möglichkeit a
Antwort, zu der wir gelangen, richtig iſ
ſo alt, wie das Chriſtenthum ſelbſt.

1.

Das Chriſtenthum. Obgleich dieſe
denen gehört, die, wie das Wort Freih
gleichgültig laſſen, da auch des Gegner
wallt, wa es ausgeſprochen wird, ſo g
doch ſeltſam. Gerade wie das andere,
eben zuſammengeſtellt wurde, wird es
gebraucht, wirkt in dem Einen Begeiſtern
Andern Empörung, ohne daß ſie doch
es eigentlich beſagt. Wie Viele verſtehen
Freiheit nur das negative Nicht-gebunden

ſie auch, was ſie aber nicht allein iſt? Gerade ſo dient das Wort Chriſtenthum ſehr Vielen nur dazu, einen Theil deſſen zu bezeichnen, was darin befaßt iſt. Schon die Analogie mit gleichgebildeten Worten ſollte vor ſolcher Beſchränkung warnen. Würde man es nicht ſeltſam finden, wenn man unter Ritterthum oder Römerthum nur einen Theil des ritterlichen oder römiſchen Weſens verſtünde, wenn man ſagen wollte, Deutſchthum heißt deutſche Sprache, Griechenthum griechiſche Kunſt, Alterthum bedeutet ſo viel wie antike Erziehung? Und doch begeht man dieſe ſelbe Seltſamkeit, wenn man unter Chriſtenthum nur eine ſeiner Aeußerungen, die Religion nämlich, verſteht, die, ſei ſie auch immerhin die vornehmſte unter den Erſcheinungen des chriſtlichen Lebens, doch nicht für ſich allein den Namen in Anſpruch nehmen kann, der allen Erſcheinungen des neuen Lebens, oder vielmehr dieſem neuen Leben ſelbſt in ſeiner Ganzheit und Fülle, zukommt. Dieſes neue Leben erſcheint zuerſt in ſeiner concentrirteſten Geſtalt in dem Einen, der eben deshalb nicht an dieſem Leben nur Theil hat, ſondern es ſelbſt iſt und ſich mit Recht das Leben nennt. Es entwickelt ſich und wächſt, indem es nicht mehr nur in Ihm allein exiſtirt, ſondern immer mehr Alle und Alles durchdringt, bis endlich es, und eben darum Er, der dieſes neue Leben iſt, überall ſichtbar ſein wird, wie der Blitz, der vom Aufgang bis zum Niedergang

em ſeinem vollen Sinne, als das
, wie es in Allem ſich zeigt, in der
n der neugeſtalteten Sitte, in dem
nleben, in der aus dem neuen
Kunſt und Wiſſenſchaft, in den
Geiſt verklärten Rechts- und Staats-
dieſem nehmen wir das Wort Chri-
wir uns die Frage zu beantworten
ſich zur heidniſchen Weltanſchauung
ie ſie zu ihm?

uns ſogleich einen bedeutſamen Wink
Weiſe, wie ſich zu dem erſten Erſchei-
n Lebens die Heidenwelt verhält. An
on Bethlehem traten nicht nur fromme
en, denen die Boten ihres ſtrengen und
tes ankündigten, daß die Zeit des Zucht
über, die des Friedens und der Freud
ei, ſondern zu demſelben Ziele werd
hen Magier von der Macht hingewieſ
als Gott gilt: das Geſetz der Geſitt
geboten, den König des neuen Re

In der That, wenn man ſieht, w
Schrift das, was die Heiden i
en, ganz eben ſo als ein Wegweiſ
in behandelt wird, wie der Eng
iſchen Hirten vernahmen, wenn
in einem der älteſten und ſchön
as ſich erhalten hat, neben de

mentlichen Sänger der Pſalmen die heidniſche Sybylle als Prophetin von des Herren Tag geſtellt wird, wenn wir in dem merkwürdigen Gedicht des theologiſchſten unter allen Dichtern die heidniſchen Weiſen ſtets neben den Propheten des alten Bundes erwähnt finden, ſo müſſen wir geſtehn: als urſprünglich kann die Anſicht nicht gelten, nach welcher das Heidenthum nur von dem Chriſtenthum abzieht. Viele Jahrhunderte galten, und es gelten bei einem großen Theil der Chriſtenheit noch heute die Heidenkönige als heilige Zeugen für's Chriſtenthum und als Vorläufer deſſelben, und fromme Künſtler hielten es nicht für einen Raub an der Göttlichkeit des heiligen Kindes, wenn ſie es greifen ließen nach den Opfergaben, die das Heidenthum zu ſeinen Füßen ausbreitete, nicht als eine Verſündigung an der Heiligkeit der Jungfrau, wenn ſie dieſelbe darſtellten mit den Perlen geſchmückt, die eine Gabe der heidniſchen Sterndeuter waren. Es iſt erſt die Neuzeit, die ſo mißtrauiſch geworden iſt gegen alle Gaben des Heidenthums, erſt ſie fürchtet Alles, was nicht ſeinen erſten Urſprung innerhalb der chriſtlichen Anſchauungen hat, erſt iſt ſie ſo puriſtiſch in ihrer [illegible]lichkeit, daß ſie — den Berliner Glauben gefährdet erachtet, wenn nicht auf jedem Granitblock der Schloßbrücke ein Crucifix ſteht anſtatt der Siegesgöttin oder einer andern heidniſch erdachten Gruppe.

Sollte aber nicht die Neuzeit hierin ganz Re
haben? Recht gerade wegen des eben Ausgespro
nen, daß das Heidenthum auf das Christenthu
hinweise als sein Vorläufer? Darin liegt doch, d
es eben nur vor der christlichen Zeit, nicht in i
eine Berechtigung hat, ganz wie die heidnisch
Proselyten des Thors vor dem Heiligthum, nicht
ihm, ihren Platz hatten. Mit Recht, so scheint
muß jede heidnische Anschauung innerhalb der chr
lichen Welt als reactionär im schlechtesten Sin
des Wortes gelten, da sie ja zurückbringe; dal
zurück, wo die Menschheit noch von den Schran
des Irrthums wie eine Festung von ihren Maue
und Wällen umschlossen war, während ja der Fo
schritt, den die Menschheit an der Hand des Ch
stenthums gemacht hat, darin bestehe, daß sie
beengenden Mauern hinter sich ließ. — Wäre
lich die Menschheit durch das Christenthum dazu
geleitet, so möchte man versucht werden, die
Verleitung zu nennen, denn es bleibt stet
bedenkliche Taktik, einen festen Platz, anst
einzunehmen, hinter sich zu lassen. Das C
thum verdient aber diesen Vorwurf nicht,
hat es durch die Einnahme der feindlichen
seine Eroberungen gesichert. Es hat sie ei
wirklich in sich aufgenommen, sie bilden
seiner festen Punkte; zu einem andern
das, dem Heidenthum diametral ent

Judenthum, welches wir aber hier nur insoweit zu berücksichtigen haben, als dadurch unser eigentlicher Gegenstand, das Verhältniß des Christenthums zum heidnischen Wesen, klarer wird. Wir können dieses Verhältniß so formuliren: das Christenthum schließt das Heidnische nicht aus, sondern ein, es findet sich wirklich in ihm nicht nur etwas, sondern viel Heidnisches, es hat sich dasselbe aber nicht, wie die heutige Heidenfurcht meint, in das Christenthum eingeschlichen, sondern dieses hat ihm geflissentlich Thor und Thür geöffnet, und ernährt und erhält zu seinem eignen Frommen die heidnischen Elemente; sie sind der Knecht des Hauses, oder besser der Tempeldiener, den es in seinen Dienst und seine Pflicht genommen. Obgleich diese Sätze eigentlich von Keinem bestritten werden können, welcher behauptet, daß das Christenthum des Heidenthums Herr geworden sei und immer mehr werden solle, worin doch gewiß liegt, daß das letztere zu seinem Diener bestimmt ist, so wird man doch mit ihnen nicht so leichten Kaufes durchkommen. Ihre völlige Rechtfertigung aber finden sie in dem Nachweise, daß das Christenthum zwar nicht aus dem Heidenthume allein, aber doch auch aus ihm, vermittelst seiner Durchdringung mit dem Judenthum, *entsteht* und sich entwickelt, und daß fortwährend an diese Durchdringung das Sein und der *Bestand* des Christenthums gebunden ist.

Die Entſtehung des Chriſtenthums iſt dur
das Heidenthum und ſeine Vereinigung mit dem J
denthum bedingt. Wo beide ihre ſpröde Stellu
gegen einander aufgeben, wo griechiſche Weltwei
ihre vornehme Verachtung der Wunder und Weiſſ
gungen vergeſſen, wo römiſche Hauptleute in d
heiligen Schriften der verachteten Juden Belehru
ſuchen und wo wieder fromme Juden nach den R
turgeſetzen zu forſchen, ſich zu Aerzten auszubild
anfangen, wo ein Mann prieſterlichen Standes, u
ſo fromm wie der Jude Philo, zu griechiſchen Pl
loſophen in die Schule geht, erſt da iſt jene E
füllung der Zeit eingetreten, vor welcher das Chr
ſtenthum nicht kommen konnte. Und weiter, als
nun gekommen iſt, als in dem Stifter deſſelb
der Funke hervorgeſprungen iſt, der die ganze We
entzünden ſollte, da iſt bei ſeinem Anfachen z
Flamme nicht nur das Judenthum, nein! eben ſo ſe
der heidniſche Geiſt thätig geweſen. Selbſt wenn w
nur die religiöſen und kirchlichen Erſcheinungen b
trachten, müſſen wir das ſchon zugeſtehen. Verſte
man nämlich unter Kirche eine religiöſe Gemeinſcha
die einen beſtimmten, rechtlich anerkannten Lehrbegri
ein Bekenntniß oder ſog. Symbol hat, ſo muß m
einräumen: da aus der im Neuen Teſtamente nied
gelegten, ohne die Führungen des jüdiſchen
kes unverſtändlichen, ja unmöglichen Offenba
mit Hülfe griechiſcher Wiſſenſchaft der Lehri

oder das, was außerdem daß es Geſchichte, auch ewige Wahrheit iſt, herausgezogen wird, dieſe Lehre aber vermittelſt römiſcher Rechts- und Staats-Einrichtungen bindende Kraft, ſo wie die ſich zu ihnen bekennende Gemeinſchaft rechtliche Normen erhält, — ſo haben im Verein mit dem Judenthum beide Formen des Heidenthums dazu beigetragen, daß die Gemeinde ſich zur Kirche entwickle. Gehn wir aber nun gar über den Kreis des Religiöſen und Kirchlichen hinaus, und denken an das Chriſtenthum als Ganzes, d. h. an alle Erſcheinungen des chriſtlichen Weſens, bedenken wir, wie ſich alle unſere Ideen vom Recht an die der Römer, von Kunſt und von Schönheit überhaupt an die der Griechen anlehnen, ſo werden wir in dem Chriſtuskinde, wie es die Anbetung der jüdiſchen Hirten und der heidniſchen Könige empfängt, eine Weiſſagung darauf hin anerkennen müſſen, wie ſich das Reich dieſes Friedensfürſten zu den beiden andern einmal verhalten wird: wie ſein Stifter, ſo hat auch das Chriſtenthum ſich angeeignet, was Judenthum und Heidenthum im Verein zu gewähren vermögen. Dies heißt nun aber nicht, der chriſtliche Geiſt und die chriſtliche Anſchauungsweiſe ſei nur ein Gemiſch von jüdiſchen und heidniſchen Ideen. Ich habe gefliſſentlich die Vereinigung beider Durchdringung genannt und nicht Gemiſch, um nicht zweierlei zu confundiren, deſſen Verſchiedenheit uns ſchon Vorgänge der ſichtbaren Natur zeigen.

Zwei klare, sich entgegengesetzte Substanzen werden zusammengegossen. So lange die kleinsten Theilchen jeder derselben die der andern nur suchen, höchstens berühren, so lange haben wir ein bloßes Gemisch oder Gemenge. Es ist trübe und in einer der Gährung ähnlichen Unruhe. Endlich wird Alles ruhig und am Boden finden wir, abermals durchsichtig aber fest und in schöner regelmäßiger Form, das Salz, in welchem die Atome jener beiden nicht mehr neben einander liegen, sondern sich ganz durchdringen, so daß nirgends nur eine jener Substanzen, überall beide oder — wie man eben so gut sagen kann — keine von beiden sich findet. Gerade so geht der Entstehung des Christenthums jenes Gemenge heidnischer und jüdischer Ideen voraus, von welchem ich vorhin gesprochen habe, und gerade wie bei der Salzbildung nur ein kleiner Theil der zusammengebrachten Flüssigkeiten dazu verwandt wird, das Uebrige aber ein fades Phlegma bleibt, das, wenn es nicht rechtzeitig weggegossen oder abgedampft wird, die schon gebildeten Salzkrystalle fährden kann, gerade so geht nur ein Theil der heidnisch gebildeten Juden und vom Judenthum ergriffenen Heiden zum Christenthum über, die Uebrigen hat die Gemeinde mit Recht als nicht ihr angehörig angesehn, oder gar als ihre Feinde zu fürchten gehabt. Daß aber auch nur jenem kleinen Theil die Vermischung heidnischer *Ideen mit* jüdischen zur Brücke werden konnte, über

die sie zu den Anschauungen des christlichen Geistes gelangten, ist ein historischer Beweis, daß sich das Christenthum zu jenen Ideen so verhält, wie das Salz zu den Substanzen, die in ihm gebunden sind.

Wirklich ein Beweis? Kann wirklich, wenn mit und aus dem Zusammentreffen des Judenthums und Heidenthums der christliche Geist hervorgeht, daraus ohne Weiteres gefolgert werden, daß an ihre Existenz das Sein des Christenthums gebunden, daß sie integrirende Bestandtheile desselben sind? Stahl und Stein treffen auch zusammen und der Funke, der daraus hervorgeht, wird, wenn er zündet, zur Flamme, in der doch weder vom Stein noch vom Stahl Etwas zu entdecken ist. Vielleicht verhält sichs so auch mit dem Christenthum, und wir hätten besser gethan, bei dem zuerst gebrauchten Vergleich mit dem Funken und der Flamme, die durch das Heidenthum angefacht wurde, stehen zu bleiben, als zu dem mit dem Salze überzugehn? Wir müssen, ich gestehe es zu, um die Behauptung zu begründen, daß nicht nur das Entstehen, sondern auch Sein und Bestand des Christenthums an jene Durchdringung gebunden ist, uns nach einem Beweise umsehn. Vielleicht verhilft uns dazu unser, eben getadeltes Gleichniß: Wie der Chemiker, wenn er uns beweisen will, daß das Salz keine einfache Substanz ist, es uns in dem Momente der Zersetzung vorführt, wo sich die Bestandtheile trennen und das Gebundene frei, das bisher Latente offen

bar wird, ſo haben wir das Chriſtenthum dort zu betrachten, wo es in einen Zerſetzungs- und Verweſungsproceß hineintritt, um die Elemente wahrzunehmen, die es im geſunden Zuſtande in ſeinem Schooße birgt, die aber, wo die Zerſetzung beginnt, frei ans Licht treten. Das Jahrhundert, welches der Reformation vorausgeht, zeigt einen ſolchen Zerſetzungsproceß in der chriſtlichen Welt. Die ausgebildete Prieſterherrſchaft, die Werkheiligkeit, der geſetzlich geregelte Ceremonialdienſt, alles dieſes zeigt ein rein jüdiſches Weſen. Und zugleich iſt in ihren weltlichen Tendenzen und in ihrem götzendieneriſchen Bilderdienſt die katholiſche Kirche zum Heidenthum herabgeſunken. Dieſem, frei und offenbar werdenden, heidniſchen und jüdiſchen Sinne treten die Reformatoren entgegen. Mit Recht iſt bemerkt worden, daß Luther und die ſich ihm anſchließenden deutſchen Theologen beſonders das jüdiſche Weſen, die excluſive Heiligkeit des Prieſterſtandes, die Werkgerechtigkeit u. ſ. w. bekämpften, während Calvin und die ſich ihm anſchließende franzöſiſche und ſchottiſche Kirche vorzüglich das heidniſche Element, den Bilderdienſt, die ſinnliche Exiſtenz des Heiligſten als ein ſichtbares Ding u. ſ. w. angriffen. Ignoriren wir hier dieſen Gegenſatz unter den Reformatoren, der es erklärlich macht, warum den Anhängern des Genfer Bekenntniſſes unſer Luther, wie er im Kreiſe der Seinigen *beim Lautenſpiel* Wein, Weib und Geſang preiſt, zu

weltlich, zu heidniſch-leichtfertig für einen Reformator erſcheint, während der, ſeine Stadt ſtreng regierende Calvin oder der ſtarre Schotte Knox mit ſeiner Vorliebe für das alte Teſtament und ſeinem Rigorismus gegen jedes Bild in der Kirche, für uns leicht etwas Judaiſirendes hat, — ignoriren wir, ſage ich, dieſen Gegenſatz, ſo beweiſt doch, wenn in dem Verweſungs- und Zerſetzungsproceß des Chriſtenthums die beiden Elemente ſich geltend machen, die Luther und Calvin bekämpfen, dies ganz klar, daß auch in dem geſunden Zuſtande des Chriſtenthums ſie in ihm enthalten waren. Zwar ſo nicht, wie in dem Momente der Zerſetzung, ſondern ſo wie die zerfreſſende Säure und das ätzende Alkali im Salze ſind, das weder ätzt noch zerfrißt, weil ſie beide ſich gegenſeitig binden und von einander gebunden werden. Seltſam! Hier, bei dem Salze, findet man es ganz in der Ordnung, daß das Aetzende und Zerfreſſende ſich gegenſeitig calmiren, und wenn Einer, damit das Salz weniger ſcharf ſei, den Verſuch machen wollte, ihm alles Aetzende zu entziehn, ſo würde man es natürlich finden, wenn die ſcharfe Säure, die dann allein übrig bliebe, dem Thoren Kleider und Hände zerfräße, bei dem Chriſtenthum aber räth man ſolche Thorheit an und nennt ſie Weisheit, als wenn nicht, was man dort beim Salz ſieht, natürlich, d. h. ein allgemeines Weltgeſetz wäre, und als wenn nicht das Chriſtenthum auch Salz wäre, Salz der Erde

nämlich, wie es (wahrſcheinlich doch nicht ohne
ten Grund) genannt wurde! Gelänge es wirk
was Viele heut zu Tage für nothwendig erklä
allen Paganismus zu vernichten, den das Chriſtent
in ſich geſogen hat, ſo bliebe nichts übrig als
kauſtiſche Judaismus. (Natürlich hat wieder
Krieg gegen Alles, was man jüdiſche Vorſtellu
im Chriſtenthum genannt hat, zu einer Apotheoſe
zerfreſſenden puren Heidenthums geführt.) Man bed
darum die Folgen, ehe man Stimme und Hand erl
um Maßregeln zu unterſtützen, welche gerade
Chriſtenthum zerſtören müßten, da ſie ſolche Mi
frei machten, die das Chriſtenthum nur ſo l
nicht zu fürchten hat, als es ſie bindet und
bändigt.

2.

Es wäre nicht unmöglich, daß dieſe unſere
nung denen, welchen ſie gilt, ſo erſchiene w
mächtigen Streiche, welche der edle Ritter v
traurigen Geſtalt gegen die Windmühlen
als das nicht treffend, dem ſie gilt. All
nämlich, was bisher geſagt wurde, können
geben, können gleich uns zugeſtehn, daß
ſtige Geſtaltung der Welt, die wir Chri
nennen, alle früheren, darum auch das Hei
ſo in ſich birgt und bindet, wie der lebendi
ſchenleib Phosphor und andere ihm ſchädli
ſtanzen, und können dennoch ihren Kreuz

den Paganismus, gegen die Wiederbelebung der heidnischen Anschauungsweise, fortsetzen. Bei diesem ihrem Kriege nämlich handle sichs gar nicht um das Heidenthum, welches ein Bestandtheil sei im Christenthum als Ganzem, wie es eine geschichtliche Macht, wie es die geistige Beschaffenheit der ganzen Menschheit bezeichnet, sondern um die Christlichkeit des einzelnen Menschen, um sein Christenthum, und darum, daß er nicht zum Heiden gemacht werde. Sei es immerhin wahr, daß das Christenthum sich durch Aufnahme und Verarbeitung auch heidnischer Ideen gebildet habe, und daß also die Entziehung alles Heidnischen ihm gefährlich wäre, wie dem lebendigen Leibe die Entziehung alles Phosphors; so viel aber des Heidnischen und so verarbeitet, wie es dem Christenthum nothwendig, nehme der Einzelne ja in sich auf, indem er christlich erzogen wird, und nur christliche Eindrücke empfängt. Dagegen, seinem Geiste noch außerdem rein heidnische Kost bieten, wäre ja, als wollte man dem Leibe, weil er doch auch aus Phosphor gebildet ist, nun noch Phosphor als Nahrung reichen. — Ich könnte darauf erwidern, daß dies auch wirklich geschehen muß, und daß er phosphorhaltiger Nahrung bedarf, indeß eine Argumentation durch ein Bild, welches noch dazu ich selbst dem Gegner in den Mund legte, würde schwerlich überzeugen. Statt dessen werde darauf aufmerksam gemacht, daß der Einzelne seines Christenthums

nur dadurch theilhaft wird, daß das Christenthum
in ihm von Neuem entsteht, daß es in ihm — di
heil. Schrift nennt es Gestalt gewinnen — reprodu
cirt wird, und daß eben deswegen sein Christlichwe
den alle die Stadien durchlaufen muß, welche d
Christlichwerden der Welt durchlief. Wer da
zweifelt, oder wer es mystisch nennt, bede
daß es ganz eben so ist schon bei jeder Kunstfe
keit. Die Kunst des Clavierspiels z. B. i
fortgeschritten, daß, wer vor hundert Jahre
Virtuos war, heut zu Tage von manchem S
würde übertroffen werden. Und doch wir
heute Keiner mit der Kunstfertigkeit eine
oder Thalberg geboren; Jeder muß den G
stümperhaften Geklimper bis zur Virtuosität
Kunst des Clavierspiels durchgemacht hat
abermals durchmachen, nur daß die verво
Lehrmethode und die Gelegenheit, von
an gute Musik zu hören, heut zu Tag
Stadien sehr schnell durchlaufen läßt.
kommt auch der Mensch zur Fertigk
Leben nur dadurch, daß in ihm der C
derholt, auf welchem die Menschhe
Leben gewann, seine Erziehung zu
eine Wiederholung der Erziehung der
Christenthum. — Wenn doch die,
Eifer gegen das moderne Heidenthu
gute Zeit loben, in der noch die

ſten erzogen wurden, einmal anfingen anſtatt zu preiſen daß, auch einmal zu lernen wie damals die Kinder in den chriſtlichen Ideenkreis eingeführt wurden? Das Mittel, welches, ſo lange es Kinder gibt, das einzige iſt, ſie zu Ideen zu bringen, daß man ihnen mündlich oder nach einem Buche Solches erzählt, worin ſie durch eignes Nachdenken die Idee, d. h. den Wahrheitsgehalt auffinden, zuerſt ahnden, dann erkennen ſollen, war auch das Hauptbildungsmittel für Kinder in der „guten alten Zeit". Wenn wir dann aber weiter zuſehn, was den Kindern erzählt, was vor ihnen und ſpäter von ihnen ſelbſt geleſen ward, ſo finden wir, daß damals die ſog. Kindergeſchichten, d. h. die expreß für Kinder ausgeſonnenen Geſchichten, nicht exiſtirten. Dieſe unſelige Erfindung der Neuzeit, die „Erzählungen für Kinder", welche für Kinder die ſchlechteſten Erzählungen ſind, war der guten alten Zeit fremd; viel mehr anerkennend, daß das Kind auferzogen, d. h. heraufgezogen, nicht aber die Eltern oder ſonſtigen Erzähler heruntergezogen werden ſollten, erzählte und las ſie, zum größern Nutzen und größeren Genuſſe der Kinder, ihnen nur Solches, was urſprünglich nicht für Kinder geſchrieben war. Und dieſes war? Erſtlich die bibliſchen, namentlich die Altteſtamentlichen Geſchichten, durch welche das Kind, gleich einem Kinde Israels, einheimiſch wurde in den Vorſtellungen des alten Bundes. Gleichzeitig

aber ward zweitens das Kind eingeführt in die m
alterliche Welt der Mährchen und in die fabelh
Sagen des Alterthums, die beide nicht zur Kur
erſonnene Phantaſieſpiele, geſchweige denn für K
erdacht, ſind, ſondern in denen das klaſſiſche und
mauiſche Heidenthum durch ſeine tiefſinnigſten Mä
ſeine religiöſen und ſonſtigen Weltanſchauungen ni
gelegt hat. Welch eine Gährung mußte nich
dem Kopfe eines Kindes in der guten alten
entſtehn, wenn es von der Mutter in eine
eingeführt, welche urſprünglich die war, wo
herrſcht und Balder ſtirbt, vom Vater wieder,
dem Homer Nacherzähltes, zur Bewunderung
des Peleus und der Thetis Sohn angeleitet,
Vater und Mutter dazu geführt ward, Abrah
verehren und, trotz ſeiner Schwächen, David
ben? Ja wohl, eine Gährung, aber die gr
Zeit wußte, was ihre heutigen Lobredner ve
daß nur aus kräftiger Gährung ein klarer
Trübung ausgeſetzter, Trank hervorgeht, und
in ihrer Erziehungsmethode die Autorität e
ßern als alle Peſtalozzi für ſich, Deſſen,
die Gährung heidniſch-jüdiſcher Ideen d
heit in den chriſtlichen Ideenkreis hineingef

Wir billigen die Art, wie die alte
ihre Kinder zum Chriſtenthum anleitete,
wie in der Menſchheit, ſo auch in de
Menſchen das Chriſtenthum aus dem

heidnischen und Jüdischen hervorgeht. Wir fügen aber noch hinzu, daß auch darin im Einzelnen das Ganze sich abspiegelt, daß sein Christenthum nur durch die Durchdringung beider Elemente sich erneut und erhält. Nur an einem, aber dem vornehmsten, Förderungs- und Erneuerungsmittel des christlichen Geistes werde dies nachgewiesen, an dem Cultus, der Erhebung durch gottesdienstliche Feier. Das Heidenthum ist zu seinem Culminationspunkt in den Griechen gelangt. Da ihre Religion eigentlich Anbetung der Schönheit ist, so ists natürlich, daß ihre religiöse Erhebung zusammenfällt mit dem gesteigerten Genuß des Schönen. Daher der heitere Charakter ihres Cultus, in welchem (ähnlich war es im germanischen Heidenthum) das fröhliche Mahl, das Wettspiel, in dem die Kraft und Schönheit der Kämpfer die Zuschauer entzückt, der Tanz und die sich daran anschließende dramatische Aufführung, fast den ganzen Tag der festlichen Feier ausfüllen. Ganz anders verhält sichs bei dem Juden. An die Stelle der Schönheit trat bei ihm das strenge Gesetz in seiner erhabenen Majestät; sein Cultus ist darum nicht das heitere Spiel, sondern die ernste Entsagung; nicht mit duftenden Salben schmückt er sich zur fröhlichen Feier sondern Sack und Asche deuten die innere Zerknirschung an; man sieht ihn nicht auf offenem Markte schmausen und jubeln, weil es Festtag, sondern ihn mahnt der Sabbath, sich in sein Haus

und in ſich ſelber zurückzuziehen. Alle äußer
keit iſt unterſagt: das fromme Volk hat Einen g
weil er Holz las am Sabbath und hat ſ
vertheidigt gegen den die Stadt erobernde
denn es war Sabbath. Ganz der Stellung
chend, die wir dem Chriſtenthum anwieſen,
in der chriſtlichen Kirche ſehr früh die Sac
ſtaltet, wie wir ſie in katholiſchen Länd
heute finden: Ein Theil des Feiertages iſt
lichen Handlungen gewidmet, an welchen
nehmen geſetzliche Vorſchrift iſt, der übrige T
dem Genuſſe des Schönen überhaupt, vor
ſchönen Geſelligkeit und den Genüſſen, n
Kunſt darbietet. Als nun in der Reform
ſtrenge Scheidung zwiſchen Geiſtlichem un
chem, wie ſie in dem Gegenſatz der Pr
Laien fixirt war, vernichtet ward, da war
lich, daß auch die ſtrenge Sonderung des
mel geweihten Vor- und des der Erde a
Nachmittags aufhören mußte. Auch hier
ſich der ſchon früher angedeutete Unterſc
der Genfer und der deutſchen Kirche.
ſchied das, dem Heidenthum verwandt
ſtrenge aus der Feier des ganzen Ta
man es charakteriſtiſch finden muß, w
Altteſtamentlichen Ausdrücke Sabbath,
ſich einbürgerten, ganz als klinge
wenn der Tag nach der Sonne ge

sinnig-heiter wenn er als ein sonniger Tag gedacht wird. Anders gestaltete sichs und mußte sichs gestalten bei Luther und denen, die sich zu ihm gesellten: Seine ganze Eigenthümlichkeit, besonders aber daß er einen ganz anderen Punkt an der katholischen Kirche angriff, mußte ihn dahin bringen, dem Schönen seine göttliche Abstammung, der Kunst ihr töchterliches Verhältniß zur Religion nicht abzustreiten; eine Kirche weiter, welche besonders den Ton legte auf die frohe Botschaft, die uns verkündigt worden, mußte hinsichtlich des heiteren, man kann sagen heidnischen, Elementes in der Sonntagsfeier der katholischen Kirche ähnlicher bleiben. Dabei aber mußte in einer Kirche, die jedem Thun nur in sofern einen Werth beilegt, als es Bethätigung einer Gesinnung ist, und allem Gottesdienst nur in sofern, als er uns der Gnade theilhaft macht, die gesetzliche Verpflichtung zum sonntäglichen Kirchenbesuch um so mehr aufhören, als allmälig in dem Gottesdienste die Predigt, wenn auch nicht zum einzigen, so doch zum hauptsächlichsten Erbauungsmittel wurde, und es doch vernünftiger Weise Keinem zugemuthet werden kann, er solle unter jeder Bedingung in die Predigt gehn, also auch dort, wo er gewiß weiß, sie wird schlecht sein und ihn mehr ärgern als erbauen.

Freilich hat es jetzt, gerade in lutherischen Ländern so weit kommen können, wie es gekommen ist: daß die Sonntagsfeier in einer continuirlichen Sonn-

tagsentweihung beſteht, indem entweder das pr
ſaiſche Werktagsleben oder ein unſittliches Todſchl
gen der Zeit an die Stelle des Gottesdienſtes getr
ten iſt. Wollte man dies ein heidniſches Weſen ne
nen, ſo thäte man den Heiden Unrecht, denn ſo hab
ſie es nicht gemacht. Ihre heitern Spiele war
wirklich eine Erhebung über das Niveau des gewöh
lichen Lebens und dürfen darum nicht mit dem B
harren auf dieſem Niveau, geſchweige denn mit de
Herabſinken unter daſſelbe, verglichen werden. Ebe
deswegen wäre es auch ein falſches Heilmittel fü
unſer krankes Sonntagsleben, wenn man anſtatt d
ſündigen Weſens, welches der Krankheitsgrund iſ
und eben ſowol jüdiſche als heidniſche Form anne
men kann, das heidniſche Element in ihm, die äſth
tiſche Luſt, die Freude am Schönen, unterdrü
wollte, wie z. B. Diejenigen möchten, welche,
gleich ſie den Beſuch von Geſellſchaften, Gemälde
lerien, Concerten und Theatern für kein Un
halten, doch alles dieſes am Sonntag u
ſagt wünſchen. Ein ſolches Verfahren würde
Sonntagsleben nicht geſund, ſondern nur jüdiſ
chen, wie ich es denn ganz in der Ordnung
daß mit den Angriffen gegen alle äſthetiſchen E
am Sonntage auch unter uns ſich die Vorli
das Wort Sabbath anſtatt Sonntag eingeſt
und nicht leugnen will, daß, als in Berathun
die Sonntagsfeier auch die Frage ventilir

ob es dem Chriſten erlaubt ſei, ſich am Sonntage zu raſiren? dies mich ſehr an das erinnert hat, was ich als Knabe in einer kleinen Judenſtadt geſehn habe, und was uns in der h. Schrift von dem Mückenſeihen der Phariſäer geſagt wird, die dabei Kameele verſchlucken. Es iſt nun wahr, daß man uns ſtets darauf verweiſt, jenſeits des Canals ſei es doch gelungen, das heidniſche Element aus dem Sonntagsleben ſo auszumerzen, daß am Sonntage keine Taſte auf dem Clavier angeſchlagen, kein Spaziergang zum Anſchauen der ſchönen Natur gemacht, kein durch Geſelligkeit gewürztes Mahl eingenommen wird. Dabei werden dann immer Londons und Edinburgs am Sonntag nach der Kirchenzeit verödete Straßen voll Bewunderung den Maſſen entgegengeſtellt, die in Paris und Wien ſich Vormittags in die Meſſe, Nachmittags in die Vergnügungslokale drängen. Vielleicht aber thäten dieſe Anglomanen und Scotomanen gut, nicht nur auf die Straßen, ſondern auch in das Innere der Häuſer zu blicken. Sie könnten da bei den höheren Ständen faſt auf die Anſicht kommen, daß das Gähnen zu den frommen Gebehrden gehöre, ſo häufig kommt es dort am Sonntage vor, was aber die niedere Volksklaſſe betrifft, ſo würden ſie wohl erſchrecken, wenn ſie auf Anſtalten träfen, wo für einen beſtimmten Preis der Arbeiter am Sonnabend ſich ſo berauſchen kann, daß er den größten Theil des Sonntags, an dem doch „Nichts zu machen.“ d. S.

kein Vergnügen zu haben ist, im soporösen Z
verschläft. Diese raffinirte Bestialität wi
schwerlich mehr gefallen als die, freilich ni
idealen, Lustbarkeiten unserer Arbeiter. H
einem nur an Gewinn denkenden Fabrikbesitze
es scheinen, als sei jene Einrichtung in Engl
nicht so übel, denn der Katzenjammer des wi
chen Rausches, ohne den jene Klasse einmal nich
auskommen zu können, verderbe dort nicht de
tag Vormittag, sondern nur den Sonnta
an dem sei ja „nichts zu machen," was hier
heißt als: kein Geld. Ich denke — freilid
ich keine Fabrik — es wird am besten sei
suchen das Heilmittel für das kranke Sonnt
nicht bei den, überhaupt etwas judaisirende
ländern, sondern suchen uns zurecht zu fi
der Bestimmung des Christenthums. Dieser
wünschen wir, daß jedem Versuch, den Son
den Werktagen herabzuziehn, wenn die E
schwach ist, das Gesetz entgegentrete mit dem
mentlichen Worte: Sechs Tage sollst du a
aber der siebente ist Ruhetag. Wo aber m
verbieten will, am Sonntage uns alles Sch
freuen, dem Genusse eines Kunstwerks o
schönen Geselligkeit uns hinzugeben, wozu wi
Woche nicht Zeit hatten, da wollen wir es uns v
ben lassen, daß der Sonntag ein Fest- d. h.
dentag ist. Er sei Beides; nicht in katholi

nacheinander jüdiſchem Ceremonialdienſt und heidniſchem Weltſinne gewidmet, ſondern Beides durchdringe ſich ſo, daß in dem ernſten feierlichen Gottesdienſte der Schönheitsſinn ſtets ſeine Befriedigung finde, daß kein disharmoniſcher Geſang das Ohr zerreiße, kein unſchöner Anblick das Auge verletze, daß die Predigt ein vollendetes, bis ins Einzelne durchdachtes und abgerundetes Kunſtwerk ſei, in dem Nichts den Geſchmack beleidigt, zu welchem Allen freilich Vieles anders werden muß, als es iſt. Eben ſo aber erhalte auf der andern Seite die geſellige Luſt eine höhere geiſtige Weihe, ſo daß wir mitten in der Freude und dem Jubel des Sonntags uns gehobner fühlen als ſonſt, und — um noch einmal auf die alte gute Zeit zurückzukommen — der Ausdruck, den man damals oft hörte, wenn von einer Luſtbarkeit die Rede war: „wir waren fröhlich in dem Herrn“, uns nicht nur wie eine alte Redeweiſe erſcheine, ſondern auch als eine gute, d. h. der Sache entſprechende.

Ich bin weit abgekommen von dem, womit ich begann. Ich kehre zurück. Vor den Marmorgruppen auf der Schloßbrücke warnte man uns, wir ſollten ja nicht das Gift der äſthetiſchen, helleniſchen Anſchauungsweiſe in uns ſaugen. Andere mögen wohl dieſen Warnungsruf auch vernommen haben, denn wir ſehen

Viele, ohne einen Blick hinaufzuwerfen, über die Brücke rennen und dann quer über den Luſtgarten. Wir folgen ihnen und erreichen bald mit ihnen einen Bau, der, wie er ſchon von Außen durchaus nicht an den heidniſchen Cultus der Schönheit erinnert, ſo inwendig nur die geſchäftige Wirkſamkeit des Geiſtes zeigt, den wir (wie der Apoſtel Paulus) dem helleniſchen diametral entgegenſetzten. Ich brauche wohl nicht zu bemerken, daß ich nicht auf den Dom ſtichle, ſondern von dem Hauſe ſpreche, welches vom Dom durch das campo santo getrennt iſt. Angewidert von dieſem Geiſte ſehnen wir uns bald nach ſeinem Gegenſatz, nach Hellas. Um dieſe Sehnſucht zu ſtillen brauchen wir nicht zur Nike zurückzugehen; hinter der griechiſchen Säulenreihe die hier neben uns ſteht, finden wir, ſchöner als auf der Schloßbrücke, was wir ſuchen. Wir treten hinein in die unteren Räume des Muſeums, ſuchen uns unſere alten Lieblinge wieder auf, ſteigen auf der ſchönen Treppe, die jetzt der Adorant ſchmückt, ins höhere Stockwerk hinauf, und um den Eindruck nicht zu verlieren, den die alten Sculpturen auf uns machten, wollen wir ohne ein Gemälde anzuſehen ſogleich die Haupttreppe herabſteigen. Da feſſelt uns in der Rotonde unter den, nach Raphaels Cartons gewebten Tapeten die eine; nicht nur, weil ſie uns plötzlich nach Hamptoncourt verſetzt vor den ſchönſten unter jenen Cartons, ſondern, weil hier Raphaels *Pinſel vollbracht* hat, was ſeit einer Stunde eine

trockne Deduction zu leiſten verſuchte. Die Gruppe nämlich mit dem Opferthier, vor dem Apoſtel Paulus, iſt nicht von Raphaels eigner Compoſition, ſondern er hat ſie einem alten griechiſchen Meiſter entlehnt und ſeinem Gemälde einverleibt. Wirklich einverleibt, denn Keiner wird in ihr eine fremde Zuthat ſehn, ſo ſchließt ſie ſich, als ein zum Ganzen gehöriges Glied, an das Uebrige. So wie dieſes Raphaeliſche Bild, das nicht verunſtaltet ſondern gehoben wird dadurch, daß es ein Erzeugniß heidniſcher Phantaſie in ſich aufnahm, ſo iſt, behaupten wir, das Chriſtenthum und ſo, wünſchen wir, ſei auch unſeres! Dieſen Wunſch nehmen wir auch nicht zurück, wenn wir ſagen hören: daß Raphael ſo eine heidniſche Compoſition in ſein Gemälde aufnehmen konnte, ſei ein neuer Beweis dafür, daß er ſeine Werke nicht in dem chriſtlich frommen Geiſte concipirte, wie die älteren Meiſter ihre kirchlich typiſchen Figuren, daß er ſchon dem Paganismus in der Kunſt Eingang gewährte, die dann nach ihm immer mehr paganiſirt ſei. Dies ſchreckt uns nicht. Wir können die Meinung nicht aufgeben, daß, wer nicht nach Theorien, ſondern nach ſeinem äſthetiſchen Gewiſſen urtheilt, von dem Anblick der Madonna di Fuligno, oder wenn er ſich durchblicken läßt von den Augen des Kindes, die Raphael in der Madonna della Sedia oder der Sixtina auf die Leinwand hauchte, ſich mehr erhoben fühlen wird als durch den ſchönſten Cimabue. Dies iſt Meinung. Mehr aber als dies.

wahr und gewiß iſt, daß eine Weltanſchauung, di
das ſich einverleibte, was das Heidenthum Herrliche
(und eben darum des Herrn Würdiges) hervorbrachte
großartiger und weitherziger iſt als die, welche ei
ausſchließt. Und zugleich auch des Namens eine
chriſtlichen würdiger, denn für die Anwartſchaft au
dieſen Namen iſt uns das entſcheidend, daß erſt dann
und erſt dort, wo Heiden in die Gemeinde der Gläu
bigen aufgenommen werden, der Name, den die An
hänger des Herrn bis dahin geführt hatten, der Nam
der Nazaräer, verſchwindet und dem Platz macht, de
wir heute noch führen, dem Namen Chriſten. —

Druck von Gebrüder Katz in Deſſau.

3

Ernste Spiele.

Vorträge,

theils neu theils längst vergessen,

von

Dr. Erdmann,
Professor in Halle.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Besser'sche Buchhandlung.)
1855.

Vorwort.

Daß ich, was ernſtes Nachdenken mich finden ließ, im leicht ſcheinenden Spiel[1]) der Welt zu offenbaren verſucht habe, iſt vielleicht Manchem mit der Stellung deutſcher Philoſophen[2]) unvereinbar, als eine Profanation des Heiligthums der Wiſſenſchaft erſchienen. War aber nicht der Kathedermann, da er ſich einmal verpflichtet hatte, zu einem anderen als ſeinem gewohnten Publikum zu ſprechen, damit in eine Colliſion der Pflichten[3]) gerathen, in der ihm kaum etwas Anderes übrig blieb als Lachen und Weinen[4]) ihre Rollen vertauſchen zu laſſen? Wer gegen den Irrthum mit Erfolg kämpfen will, bedarf vor Allem der Aufmerkſamkeit, und dieſe pflegt den Thränen erpreſſenden Strafpredigten weniger ſicher zu ſeyn, als dem, der die Satyrmaske vornimmt. Daß Manche glauben würden, mir ſey das Lachen nicht Mittel ſondern Zweck, war freilich zu fürchten. Allein, mag das immerhin boshaft ſeyn, der Reiz des Aberglaubens[5]) iſt für mich unwiderſtehlich, und ſo beluſtigt mich auch dieſer, den jene ſuperklugen Ernſthaften verrathen. Ja, ſelbſt wo das Mißver-

1) Seite 1—34. 2) S. 35—72. 3) S. 73—106. 4) S. 107—142. 5) S. 143—170.

ſtändniß ſo coloſſal auftrat, daß gerade in dem Vortrag, welcher die bitterſten Wahrheiten enthält, man nur die Capriolen eines Poſſenreißers ſah, hat es mich ergötzt: Wenn jede Regel der beſtätigenden Exceptionen bedarf, ſo natürlich auch die von mir aufgeſtellte: Wir leben nicht auf der Erde[1]), und es gab wirklich keine palpablere Ausnahme, als das Factum, daß Reptilien exiſtiren, die völlig an die Erde gebunden ſind. Mißverſtändniſſe über die Intention mußten Vorwürfe über die Ausführung zur Folge haben. Ihre Wirkung auf mich war eine verſchiedene. Der, daß in allen dieſen Vorträgen ſich pure Sophiſtik[2]) offenbare, kann, da ſie ſich vorgeſetzt hatten, auf dem Wege des Räſonnements aufzuklären, faſt als Lob gelten. Unerwartet, das geſtehe ich, kam mir, wo ich die Geiſſel des Spottes über die ſchwang, die keine unbekleideten Marmorſtatuen anſehn, aber wieder im Ballet nicht Gläſer haben können, die ſcharf genug ſind, daß man dieſen Krieg gegen die Frivolität frivol nannte. Dagegen fand ich es vollkommen in der Ordnung, wenn die Behauptung, das Heidniſche im Chriſtenthum[3]) zeige daſſelbe als mehr denn als weiter ausgebildetes Judenthum, zeige es als Ziel und Vollendung alles *deſſen, was je* Großes und Herrliches geleiſtet ſey,

1) S. 171—204. 2) S. 205—232. 3) S. 233—266.

wenn dieſe Manchen als Verſündigung gegen Chriſtum und ſein Werk erſchien. Wußte ich es doch längſt, daß Viele chriſtliche Demuth zu üben meinen, wenn ſie klein vom Chriſtenthum denken. Deſto größer von ſich, indem ſie zum Maaßſtab der Chriſtlichkeit machen, ob Etwas in ihren engen Geſichtskreis paßt. Der Chriſtus, der gleich dem Blitze „vom Aufgang bis zum Niedergange“ Alles durchleuchtet, iſt ihnen zu groß, ſie verlangen nach einem, der nirgends iſt als „in der Kammer“ ihres kleinen Herzens, eben darum nennen ſie es eine Verunſtaltung des Chriſtenthums, wenn behauptet wird, es habe alles Große und Schöne in ſich aufgenommen und weite das Herz aus. Die Herrlichkeit des Chriſtenthums mit glänzenden Farben malen, vielleicht gar ein Intereſſe daran erregen, heißt ihnen: ihm eine falſche Schminke geben, denn chriſtliche Färbung ſehen ſie nur da, wo Engherzigkeit, d. h. Langeweile[1]) ihr Grau in Grau malt.

Das Vorſtehende wurde geſchrieben, um den Vorträgen vorausgeſchickt zu werden, die im Laufe von ſieben Jahren bei verſchiedenen Gelegenheiten gehalten worden ſind, und mit dem ihren Abſchluß erhalten haben, welcher dieſe Sammlung eröffnet. Als ich aber das Niedergeſchriebene überlas, bemerkte ich, daß ich eigentlich zu Solchen geſprochen hatte, die

1) S. 267—302.

meine Vorträge bereits kennen und darum merken würden, warum an der bestimmten Stelle gerade das bestimmte Wort gebraucht ward. Dann aber war auch eigentlich unnütz daß, und war unpassend, was ich geschrieben hatte, denn bekanntlich ist es mit dem Lesen des Buchs und der Vorrede wie mit Tag und Nacht: wer jenes kennt, pflegt sich um diese wenig zu kümmern, dagegen ist sie das Wichtigste von Allem für die, welche ohne das Buch zu lesen ein Urtheil darüber fällen wollen. Ich war wirklich im Begriff, das Niedergeschriebene zu cassiren, da fiel mir ein Auskunftsmittel ein. Durch Unterstreichen einzelner Worte (es sind die durch den Druck ausgezeichneten) und indem ich die Seitenzahlen hinzufügte, ward aus der Expectoration Etwas, wogegen Nichts eingewandt werden kann, eine bloße Inhaltsanzeige. So möge sie denn stehen bleiben.

Nun aber muß ich freilich von Neuem an ein Vorwort denken. Für die nämlich, welche es lesen, um daraus zu sehn ob sie Recht haben, wenn sie die nachfolgenden Blätter ungelesen aus der Hand legen. Sie sind ganz im Recht! Das Büchelchen enthält, wie der Titel sagt, Spiele, und er lügt nicht, es sind Spiele, nichts als Spiele. Wem daher das Leben überhaupt, wem insbesondere unsere Zeit einen Ernst *zu fordern* scheint, der alles Spielen verbietet, wessen

Denken nicht Zeit hat, sich mit Anderem zu beschäftigen, als was alle die Beglückungsvereine betrifft, deren Mitglied er ist, oder wen die ängstliche Sorge um die europäische Civilisation nicht schlafen, die um die Integrität der Türkei nicht ruhen läßt, oder wieder, wer es nicht begreift, daß ein Mensch etwas Anderes für seine Mission ansehn kann, als für die innere zu sorgen, — der lese dieses Büchelchen nicht, es enthält von allem dem Nichts; es will spielen und stellt dem Leser frei, mitzuspielen.

Sollte nun Jemand, der zuerst nicht daran dachte, den Einfall haben, diesem Vorschlage Folge zu leisten, dann möge das zweite Wort, das auf dem Titel steht, ihn daran erinnern, daß so lange man mitspielt, man es ernst damit nehmen muß, damit man nicht denen, in deren Spiel man eintrat, das ihre verderbe. Da kaum irgend ein Spiel so leicht ist, daß man auf den ersten Blick ganz ohne weitere Aufmerksamkeit weg hat worauf es ankommt, so wollen auch diese meine Spiele, wie sie es ankündigen, mit einigem Ernste gelesen seyn. Sollte es zu viel seyn, wenn sie wenigstens so viel ernste Aufmerksamkeit erwarten, als nöthig ist, um ihren Wortsinn zu fassen, um nicht das Gegentheil von dem was sie sagen heraus- und nicht in sie hinein zu lesen, was man, Gott weiß woher geholt hat? Ich denke der bloße Leser wird

dieſe Forderung nicht unbillig finden, anders freilich die Beurtheiler. Unter dieſen wird Manchem die geforderte Doſis viel zu ſtark erſcheinen, und da es mir nicht einfällt einen Hahnemannianer zu Rademacher zu bekehren, ſo mögen dieſe es forttreiben, wie ſie es gewohnt ſind zu treiben. Auch mit manchem dieſer Vorträge ſchon getrieben haben. Über einen derſelben las ich in einer viel geleſenen Zeitſchrift, der Recenſent ſey Wort für Wort mit ihm einverſtanden, und dennoch habe er auf ihn einen gemiſchten Eindruck gemacht, denn der Beurtheiler habe immer dazu denken müſſen: wie wohl ein Vorfechter der frommen Partei ſo ſprechen könne? Freilich, wenn man etwas dazu denkt, kann kein Eindruck rein bleiben; das reinſte Gelb wird eine Miſchfarbe, wenn ein Pinſel es umrührt, der, mit Blau getränkt, dieſes dazu bringt. Ein andres, noch mehr geleſenes Blatt, läßt durch den Mund einer „einfachen Chriſtenſeele, die freilich nicht im Stande ſey, meinen Diſtinctionen zu folgen, als die Summe des ſelben Vortrags der Welt eröffnen, er heiße den Sonntag ſo feiern, wie in dem Vortrage mit ausdrücklichen Worten geſagt wird, ſolle nicht gefeiert werden. Weder auf blaufärbe Pinſel, noch auf Seelen die ſo einf — (beinahe hätte ich mich verſchrieben) — einfach ſind, daß ihr Diſtinctionsvermögen ſich nicht einmal bis auf Ja und

erſtreckt, war jener Vortrag berechnet; an ſie iſt auch keiner der vorliegenden gerichtet.

Und an wen denn? An Solche die, wenn ſie eine Stunde dem Anhören oder Leſen eines Vortrages ſchenken, nicht verlangen, nur zu hören, was ſie ſelbſt ſchon hundert Mal gedacht oder tauſend Mal gehört haben, die wenn das was ſie hören als paradox ſie dahin bringt, während der Zeit und nachher ihren Kopf zu ſchütteln, dieſe Bewegung für ihm zuträglicher halten, als wenn er die ganze Zeit über — genickt hätte. An Solche ferner, die eine Ahndung davon haben, daß eine heitere Wendung noch etwas Anderes ſeyn kann, als eine Provocation zum Lachen: eine Äußerung nämlich der Luſt, ja des Jubels, darüber daß man das Wahre gefunden. Als man Joſeph Haydn den Vorwurf machte, ſeine Meſſen ſeyen heiter, ja luſtig, da hat er erwidert: „Das iſt ſchon wahr! Aber wenn ich an meinen lieben Gott denke, da werd' ich halt ſo luſtig, daß ich mich nimmer zu laſſen weiß.“ Wem, als er dies Geſchichtchen zum erſten Male hörte, ein ſüßer Schauer über den Leib lief, den wünſche ich mir zum Genoſſen bei meinen Spielen. Wer aber daraus nur entnahm, daß Haydn ein frivoler Mann war und ſeine Muſik ohne Weihe, den bitte ich, auf ſie nicht zu achten und ſich ein Ärgerniß zu erſparen. Er thut weit beſſer, wm

ſich den Genuß zu verſchaffen, der „reine“ Herz
erhebt, Romane zu leſen, die — es gibt ja deren
ſo tief und gründlich im Schmutze der Sünde heru
wühlen, daß ihnen endlich bei dem Ausmalen d
Unflaths nur übrig bleibt, anzugeben: wo man na
ſchlagen ſolle, um das Wort zu finden das der Au
(alſo doch!) nicht wagte niederzuſchreiben.

Wenn ich mir die Herzensluſt wieder vergeg
wärtige, mit der dieſe Vorträge gearbeitet und
halten wurden, wenn ich mir zurückrufe, daß ſie n
manchen freundlichen Blick und Händedruck eines Z
hörers verſchafft haben, daß die Herausgabe der
reits gedruckten ein freundliches Band zwiſchen n
und manchem Leſer geknüpft hat, ſo wird man
begreiflich finden, daß ich dieſe Sprößlinge mein
Geiſtes bei ihrer, theils neuen theils erſten, Ausflu
in die Welt mit den zärtlichſten Wünſchen beglei
Den freundlichen Leſern der früheren mögen die n
hinzugekommenen mit meinem Lebewohl meinen De
bringen. Denen aber, die mich noch nicht kenn
ſeyen ſie alle empfohlen als ſchwache, vom Va
vielleicht verhätſchelte, Kinder, die auch in der Frem
ſo behandelt ſeyn möchten, wie daheim: con amo

Dr. Erdmann.

I.

Das Spiel.

1855.

Die Erscheinung, daß jede Sprache gewisse Lieblingswörter hat, die in allen möglichen Bedeutungen und Wendungen wiederkehren, ist interessant genug, nur hat man sie überschätzt, wenn man daraus sogleich Schlüsse auf die Nationalcharactere zog. Wenn z. B. die Franzosen den Umstand, daß im Deutschen das Wort „schlagen" eine sehr wichtige Rolle spielt, indem wir auch die Uhr die bei ihnen „tönt", ja die Nachtigall die bei ihnen „singt" schlagen lassen, mit einer gewissen Schadenfreude hervorheben, als wenn dies auf eine etwas robuste Denk- und Lebensweise hindeute, so ist dies mindestens unvorsichtig. Denn wir könnten dagegen bemerken, daß in ihrem dictionnaire kein Artikel so ausgedehnt ist, wie „prendre", noch einmal so lang als „rendre", während es im deutschen Wörterbuch sich mit „Nehmen" und „Geben" ganz umgekehrt verhält. Dergleichen Bemerkungen bleiben füglich der freundschaftlichen Neckerei unter Individuen verschiedner Nationalität überlassen. Dagegen hat es ein großes, namentlich psychologisches, Interesse, wenn in allen Sprachen ein und dasselbe Wort viel gebraucht wird, denn dies beweist, daß

alle sprechenden (d. h. denkenden) Wesen auf den damit bezeichneten Begriff großes Gewicht legen. Doppelt interessant wird es, wenn man sich gewöhnt hat, gerade diesen Begriff als von wenig oder gar keinem Belange anzusehn. Dies ist nun der Fall hinsichtlich dessen, was man im Deutschen „Spiel" und „Spielen" nennt. Schon dieser Umstand allein könnte zu einer Betrachtung darüber ermuthigen, wie viel mehr aber, wenn wir den unsterblichen Dichter nicht nur sagen hören, daß oft ein hoher Sinn im kind'schen Spiel liege, sondern ganz allgemein behaupten: daß der Mensch nur dann ganz Mensch ist, wenn er spielt. Freilich wird dies selbe Wort auch zur Entschuldigung dienen, wenn nicht alle Seiten des Spieles zur Sprache kommen: Wer wollte unternehmen, in den Raum der uns zugemessenen Minuten zusammen zu drängen, was, wenn Schiller Recht hat, dem König der Erde seine Würde und Majestät gibt?

1.

Um die Kern- und Urgestalt des Spiels zu erkennen, begeben wir uns dahin, wo der Mensch selbst uns (wenigstens jetzt) in seiner primitiven Gestalt entgegentritt, in die Kinderstube. Gleich am Eingange begegnet uns der Knabe, der auf seines Vaters Stock *stolz einherreitet*, und im Hintergrunde sehen wi

das kleine Mädchen, wie es im Gefühle mütterlicher Würde ein Wesen hätschelt, in dem ein profanes Auge nur einen Plumpsack sieht oder höchstens einen mit Kleie gefüllten Balg. Oder aber, wir sehen die ganze kleine Familie um den Aeltesten, der aus Karten ein stattliches Haus baut oder auch, indem er die Blätter bog, eine ganze Schlachtordnung aufstellte, die, sobald er den Finger bewegt, niedergeschmettert das Schlachtfeld bedeckt. Oder endlich, wir stellen uns zu der kleinen Schaar, die aus Seifenschaum Weltkugeln schafft, gegen deren Farbenpracht unsere schöne bunte Erde ein abgeblaßter Mond ist. — „Alles das, kleine und unwichtige Dinge!“ So meint man, und doch nennt nicht nur der gemüthliche Deutsche sondern auch der geistreiche Franzose was uns das Liebste ist, unsere „Puppe“, und zu beiden gesellt sich der praktisch berechnende Sohn Albions wenn sie es ihr „Steckenpferd“ nennen; und doch sagen wir, wenn wir uns aus unserer Welt alles Schlechte wegträumten, und unser Leben mit paradiesischer Schönheit ausschmückten, wir hätten uns ergötzt an „Kartenhäusern“ und „Seifenblasen.“ Hat das Kind, und haben wir Unrecht, wenn auf jenes erste Zubehör der Kinderstube, und auf den Genuß den es gewährt, so großes Gewicht gelegt wird? Gewiß nicht. So lange nämlich das Kind in dem Stock nur ein Roher,

in dem Plumpſack nur ein zuſammengedrehtes Tuch
ſieht, ſo lange richtet es ſich in ſeinen Gedanken
nach der Natur des Gegenſtandes, iſt alſo durch
dieſe beſchränkt. Mit dem Augenblicke aber, wo es
decretirt: „Stock und Plumpſack ſoll nicht mehr ſeyn
was es iſt“, wird es unabhängig von der Natur
der Gegenſtände. Weiter, ſo lange ihm die Dinge
galten als das was ſie ſind, verhielt es ſich empfan-
gend, paſſiv. Dagegen das Streitroß, das aus den
Stock wurde, iſt ſein Werk, in welchem es ein
Activität gezeigt hat, die man ſchöpferiſche All-
macht nennen kann, denn es hätte ſein Roß eben ſo
gut aus der Elle der Mutter oder dem Beſenſtiel
der Magd machen können, und eben ſo aus dieſe-
ſelben Rohr, wenn es nur wollte, eine Lanze oder
ein Schießgewehr. Iſt aber Unabhängigkeit und
Selbſtthätigkeit das, was man Freiheit nennt, ſo
heißt Spielen: Freiheit zeigen und der Genuß
es gewährt beſteht darin, daß das Kind nicht paſſiv
beluſtigt wird, ſondern daß es ſich ſelbſt beluſtigt,
ſich ſelber die Luſt ſchafft einer Kraft bewußt zu
werden, gegen welche alle Schranken der Wirklichkeit
Nichts vermögen. Wie ſoll ihm aber da nicht
Allem theuer ſeyn was ihm zuerſt ſeine Schöpfer-
kraft bewies? und wie wollen wir es der Kraft
deren *Phantaſie* ein lebendiges Weſen gebar

denken, wenn sie über den Ruchlosen erbittert ist, der von diesem Kinde ihres Geistes sagt, es sey ein Balg? — Spielen heißt: die Schranken der Wirklichkeit überspringen, sich frei machen von diesen Schranken, und wenn Pädagogen das Nichtspielen mancher Kinder als Symptom von Beschränktheit bezeichnet haben, so ist das eigentlich als wollte man das Sterben ein Symptom des Todes nennen: wer gar nicht spielt wird nicht, sondern er bleibt beschränkt, denn die Dinge ernst nehmen heißt ja sie gelten, und also sich durch sie beschränken, lassen, während wer mit ihnen spielt sich als ihr Herr zeigt, von dem sie es sich müssen gefallen lassen als Streitroß oder Schießgewehr zu gelten. Wenn nun aber Freiheit, wenn die Herrschaft über die Dinge und das Sich-dienstbar-machen derselben den Menschen zum Menschen macht, so ist es allein das Spiel das ihn zu dem, wozu er bestimmt ist, formt, d. h. ihn **bildet**. Eben darum können wir auch den untermenschlichen Wesen dieses Privilegium des Sich-vermenschlichens nicht bewilligen, was der gewöhnliche Sprachgebrauch ihnen einräumt. Das sogenannte Spielen des Kätzchens mit dem rollenden Knäuel ist gar kein Spielen. Die Katze übt sich, sie lernt; Mäuse fangen nämlich. Daß aber Lernen kein Spielen ist, weiß schon der Schulknabe, welcher uns sagt,

daß wenn man lerne man nicht frei habe. Er hätte auch ſagen können: nicht frei ſey, denn in der That beim Lernen, wo uns allerlei Dinge eingeprägt werden, da muß man ſie gelten laſſen, ſie reſpectiren, es ernſt mit ihnen nehmen, alles dies aber hieß ja, durch ſie beſchränkt und alſo nicht frei ſeyn. Dieſes Ernſt-nehmen der Dinge hört im Spiele auf, welches alſo das ernſte Geſchäft gerade ſo unterbricht, wie der Sonntag die Werktage, und der Knabe hat völlig Recht, wenn ihm „Spieltag" ein freier Tag heißt oder einer wo nicht gearbeitet wird, gerade wie auch der Arbeiter die Unterbrechung ſeines Geſchäftes mit demſelben Worte bezeichnet, wie die Erhebung in die höchſten Regionen, mit dem Worte „feiern."

Ohne Spiel gäbe es keine gebildeten Menſchen. Die genauere Betrachtung zeigt, daß dies nicht nur heißt daß das Spielen zum Gebildet werden, ſondern daß es zum Gebildet ſeyn nothwendig iſt, ſo daß der Menſch durch daſſelbe gebildet wird ſo, wie er nicht durch die Arzenei, ſondern durch die Geſundheit, geſund wird. Was man Bildung eines Mannes nennt (nicht ſein Unterrichtet- oder Gelehrt-ſeyn) wird, bewußt oder unbewußt, von Allen nach dem Einen gemeſſen, ob er zu ſprechen verſteht. *Ich ſage* „ſprechen", nicht „reden", denn Viele

nen reden, sogar recht gut, aber sie können nicht sprechen, weil dazu auch das Antworten gehört und also das Reden-lassen und Hören, was Vielen weit schwerer ist, als Jenes. Je nachdem Einer Beides kann, Red' und Antwort stehn, oder was dasselbe heißt, je nachdem er Conversation machen kann, je nachdem heißt er gebildet oder nicht. Wer nun kann sie gut machen? Der welcher nur von Einem zu reden weiß, vom Wetter z. B., kann es nicht, eben so wenig der, welcher zwar viel weiß, es aber nur in einer Weise zu brauchen versteht, z. B. um, wenn er gefragt wird, Auskunft zu geben. Den Ersteren wird man als belustigendes Conversationsobject, den Anderen als belehrendes Conversationslexicon gebrauchen, mit ihnen Conversation zu machen, dazu sind sie zu „beschränkt", Jener durch die Armuth seines Wissens, dieser durch die Enge seines Gesichtskreises. Wer aber auf jeden möglichen Gegenstand eingehen, und wieder ihn Jedem ansprechend machen kann, wer Red' und Antwort stehen kann von der Bestimmung des Menschen und von Potichinomanie, von der revalenta arabica und dem Copernikanischen System, von der Orientalischen Frage und davon, ob man in Paris die beste Chocolade bei Marquis oder bei Masson bekommt, wer wieder einen und denselben Gegenstand, einen Zufall z. B.

e Jemand widerfuhr, ſo darſtellen kann, daß der ine darüber lacht, des Anderen Mitgefühl erregt ird, für den Dritten eine allgemeine Reflexion ſich araus ergibt, — wer mit einem Worte aus Allem Alles zu machen vermag, der iſt ein unterhaltender, d. h. gebildeter Mann. Dieſes vermögen aber, haben wir vorhin „ſpielen“ genannt, und in der That iſt, was wir eben jetzt den guten Geſellſchafter leiſten ſahen, nur in anderen Dimenſionen ganz das Thun jenes Knaben, der ſo mächtig war, daß er aus Allem (Stock, Elle oder Beſenſtiel) Alles (Roß oder Lanze oder Schießgewehr) beliebig machen konnte. Die gebildete Converſation iſt nur ein Spielen mit den Gegenſtänden, eben darum unterbricht ſie, als Erholung gewährende Feierſtunde, den Platz des ernſten Geſchäftes, eben deswegen aber beſteht auch ihr Genuß wie bei jedem andern Spiele, in dem Gefühle unſerer Kraft, gegen welche Alles widerſtandslos iſt, der Alles dienen muß, damit wir uns beluſtigen. Das Gefühl dieſer Superiorität iſt es, was uns ſagen läßt, die Unterhaltung habe uns montirt (erhoben), ihm danken wir den Muth, die Dinge nach unſerer Art zu arrangiren, der endlich zu jenem geſelligen Übermuth wird, der Nichts mehr reſpectirt weil er ſich Mannes genug weiß, mit Allem fertig *zu werden*. Und da das Gefühl der Kraft mit d

Größe des Überwundenen wächst, so ist es erklärlich daß die Unterhaltung bald nicht mehr bloße Dinge, sondern Solches was selber zu spielen vermag, Personen, zum Stoff nimmt, der nun nach Lust und Laune verarbeitet wird. Ja selbst die médisance, dieses einmal nicht abzuleugnende Ingrediens unserer Unterhaltungen, erscheint psychologisch betrachtet, in einem milderen Lichte. Wie der Knabe, der ein wirkliches Roß vielleicht schonte, sich daran belustigt das selbsterschaffene zu peitschen, so belustigt uns, nicht daß der Nebenmensch schlecht ist — das wäre das diabolische „hab' ich doch meine Freude dran!" — sondern daß wir ihn schlecht gemacht haben. Daß ein Mann sammt seinem guten Ruf sich's von uns muß gefallen lassen, daß wir ihn zurichten wie wir wollen, daß wir beliebig einen ernsthaften Mann in die lustige Person des Abends verwandeln, die heiterste und unbefangenste Dame mit einem heimlichen Liebesgram ausstatten können, diese unsere Allmacht ist das Erhebende bei der Sache. Indem wir unserm lieben Nebenmenschen nach Belieben mitspielen, spielen wir nach Belieben mit ihm, denn „ihm mit" ist „mit ihm", spielen aber hieß Macht zeigen und seiner Superiorität gewiß werden.

Gegen die aufgestellte Begriffsbestimmung scheint mißtrauisch machen zu müssen, daß sie auf eine ganz

Claſſe von Spielen nicht paßt, und zwar auf die an welche Jeder zuerſt denkt, wenn er gefragt wird, ob er ſpiele?, auf die Karten- und ihnen verwandte Spiele. Es kommt darauf an, ob wir ſo urtheilen werden, wenn wir genauer unterſuchen, worin der Genuß liegt, den dieſe Spiele gewähren? Dazu muß man von ihnen jedes fremde Intereſſe entfernen und ſie dort beobachten, wo um Nichts, oder doch um ſo wenig geſpielt wird, daß das gewonnene und verlorene Geld für die Spieler kein Gegenſtand iſt. Man wird da finden, daß die Freude darüber, den ganzen Abend gewonnen zu haben, nicht geringer iſt, vielmehr größer und wenigſtens rauſchender, als wo der Gedanke an den Geldverluſt eines guten Freundes ſie verkümmern kann. Eben ſo wird man auf der andern Seite ſehr ſichtbaren Verdruß wahrnehmen darüber, daß nicht die Börſe, ſondern nur das Markenkäſtchen leer iſt. So weit das Gewinnen ein Erfolg der größeren Geſchicklichkeit, iſt dort der Triumph, hier der Ärger erklärlich: wer verlor iſt überliſtet worden, worauf der Ausdruck bête-werden hinweiſt, wer gewann, hat durch Cachiren ſeine Spieles oder ſonſt wie, ſich als der Liſtigere erwieſ worauf der Ausdruck trick deutet. Dies iſt es nicht allein, ja es iſt nicht einmal die Hauptſ *die Fröhlichkeit* des Einen und der Ärger des

dern bezieht sich, wie man bald merken wird, ganz besonders auf die guten und schlechten Karten die sie bekamen. Man kann sich wundern, daß dieser nur vom Zufall abhängende Umstand den Gewinner für den ganzen Abend mit Freude, ja mit Stolz erfüllt, und doch ist da eigentlich nichts zum Verwundern, es ist ganz menschlich. Denn mag der Verstand noch so viel demonstriren, das Gefühl aller Menschen stellt sich auf die Seite der alten Sinnsprüche, daß Glück Talent, und daß wem es lacht als ein Kühner zu erachten sey. Es ist demüthigend, Unglück zu haben, und es schmeichelt Jedem, ein Liebling Fortuna's zu seyn, wäre es auch nur im Kartenspiele. (Der Umstand auf den man sich dagegen beruft, daß Viele oft es aussprechen, sie hätten immer malheur und seyen Unglückspilze, beweist Nichts. Es ist damit wie mit dem Häßlichseyn und Altwerden. Ist der Schade einmal da, so muß man gelegentlich selbst davon sprechen, aber — wenn ich auch nicht so weit gehn will zu behaupten, es geschehe nur um Widerspruch zu erfahren — man würde es doch jedem Andern sehr übel nehmen, wenn er davon anfinge. Ja sogar sein zu schnelles Überzeugtseyn wenn wir selbst davon anfingen thut nicht wohl). Also das Bewußtseyn der größeren Geschicklichkeit und des größeren Glücks vereinigt sich in dem

Genuſſe des Siegers, Beides gibt das Gefühl der Macht, der allem Widerſtande gewachſenen Überlegenheit, und ſo gilt alſo auch von dieſen Spielen ganz daſſelbe, was von allen bisher betrachteten galt: der Menſch ſucht in ihnen deſſen gewiß zu werden daß Alles ihm als Herrn und Meiſter huldigt. Iſt aber dieſes Sich-als-Herr wiſſen das ſpecifiſch Menſchliche, ſo werden wir ſelbſt dieſe Spiele nicht ausſchließen, wenn wir Schillers Wort adoptiren, daß, wo er ſpielt, der Menſch ganz Menſch ſey.

2.

Zunächſt alſo und in ſeiner primitiven Form erſcheint das Spiel, in der Kinderwelt ſowohl als außer derſelben, als der unterbrechende Gegenſatz zum Ernſte der Wirklichkeit und zur moroſen Arbeit. Dabei haben wir dem Spiel, als dem ausſchließlich Menſchlichen, die höhere Stelle anweiſen müſſen und den Genuß deſſelben mit der Sonntagsfeier, dagegen das Ernſt-nehmen der Dinge mit den proſaiſchen Werktagen zuſammengeſtellt. Nun aber iſt doch dies gewiß nicht das Normale, daß Feier- und Werktagsleben des Menſchen ſo auseinanderfallen, wie in den alten Kalendern die rothen Feſt- und ſchwarzen Arbeitstage, ſondern das Wahre iſt, daß jenes auch *über dieſe* ſeinen roſigen Schein verbreite, und der

Menſch in ſein Tagewerk die erhobene Stimmung bringe, die ihm erſt die wahre Weihe gibt. Gerade ſo iſt in ſeiner Trennung von der Wirklichkeit zwar die erſte Geſtalt des Spiels zu erkennen, darum aber nicht ſeine vollendete und höchſte. Dieſe erblicken wir dort, wo es nicht nur über die Wirklichkeit ſich erhebt, ſondern ſie nach ſich zieht, wo nicht gegen den Ernſt, ſondern mit ihm geſpielt wird, und das heitre Spiel nicht aus der Welt entflieht, ſondern ſelber eine Welt ins Leben ruft. Dies Alles aber geſchieht wo das Spiel, indem es den Ernſt in ſeinen Dienſt nimmt, zur Kunſt wird. Wie ſehr nach einer Vereinigung das Spiel ſowohl, als die ernſte Arbeit, trachten, das zeigt ſich darin, daß ſehr frühe ſchon der Spieltrieb ſeine Befriedigung in ſolchen Spielen ſucht, die ernſte Arbeit und Übung erfordern, in den Geſchicklichkeitsſpielen nämlich, die, vom Treiben des Kreiſels aufwärts bis zum prachtvollen Ballſchlagen und bewundernswerthen Billard, eine Reihe ſolcher Verſchmelzungen darbieten. Andrerſeits befriedigt es den Menſchen nicht lange, daß die Arbeit ſeiner Hände nur ein nützliches Geräth ſchafft, er fügt (was der nur arbeitenden Biene nie einfällt) Unnützes hinzu, Zierrathe und Schnörkel, kurz Spielereien, in denen auch er wieder Geſchicklichkeit zeigt. Der Sprachgebrauch, der beide Verſchmelzungen des Spiels und

der Arbeit Geschicklichkeit nennt, erkennt die gleiche Annäherung beider an die Kunst dadurch an, daß er erlaubt von der Kunstfertigkeit eines Billardspielers und eines Tischlers zu sprechen, was ihm bei dem primitiven Spiele des Steckenpferdes eben so wenig einfällt wie bei der bloßen rohen Arbeit des Gänseweidens. Nur aber eine Annäherung, denn schwerlich könnte sich auf den Sprachgebrauch berufen, wer dem Gaste, den er zu einer Künstlergesellschaft einlud nur Billard- oder Kegelspieler vorstellen wollte. — Weil sie weder bloß Spiel noch bloß Arbeit ist, deswegen liegt die Geschicklichkeit oder Virtuosität wie eine verbindende Brücke zwischen dem diesseitigen Gebiete, wo beides streng gesondert ist, und dem Eilande der Kunst jenseits, wo beide sich so durchdringen, daß das Spiel sich nicht nur (als Zierrath) an den Ernst anschließt, sondern vielmehr ihn verklärt und in seine eigne Region herüberzieht. Uns, die wir hüben stehn kann darum Mancher, weil er das diesseitige Gestade verlassen hat, schon als ein Priester der Kunst erscheinen, während die wirklich drüben stehn, in seinen Virtuosenkünsten nur gut eingeübte Spielereien sehen oder recht geschickte, aber handwerksmäßige, Arbeit. Nicht daß der Künstler der Virtuosität keinen Werth zuschriebe; er weiß a*Erfahrung* daß durch sie allein der Weg zur K

geht, aber sie ist ihm doch nur Vorbereitung, eben die Brücke, die zur Insel der Seligen erst führt, nicht sie selbst ist. Über die Spielereien lächelt er, die sind ihm Spaß, vom Künstler verlangt er mehr Ernst, den aber, der um seine Geschicklichkeit zu zeigen sich abarbeitet, den bedauert er, weil er noch nicht vermag schöpferisch das zu zeigen, was mit Recht die Zaubermacht der Kunst genannt wird. Und doch nennt er es und nennt es alle Welt „spielen", wenn er mit dem Bogen in der Hand solchen Zauber übt. Wie sollte er auch nicht? Sein mächtiger Strich wirkt ganz das, was die Phantasie des spielenden Knaben und der Witz des gebildeten Gesellschafters, nur mit dem großen Unterschiede, daß während der Letztere nur zum Spaß und für sich und die Umstehenden den ernsten Mann zur lustigen Person, das ruhige Mädchenherz zu Amors Beute machte, der gewaltige Künstler wirklich den Ernsten lustig macht, und das junge Herz wirklich mit Liebesseufzern erfüllt, und also nach Belieben wie jene, aber im Ernste, so daß wir es selber zugestehn müssen aus uns und unseren Gefühlen macht was er will, d. h. mit ihnen und uns spielt. Es ist in der That ein Spiel, wenn er als Meister die Kunst übt.

Wie in den Geschicklichkeitsspielen der Übergang erkannt werden mußte von dem bloßen Spiele zur

Kunſt, ganz eben ſo läßt ſich für ihre Zwillingsſchweſter, die Wiſſenſchaft, gleichfalls der Anknüpfungspunkt finden, durch den ſie mit den Spielen der Kindheit zuſammenhängt. Er liegt in den berechnenden oder Verſtandesſpielen, deren Reihe bei dem Damen-ſpiel anfängt und in dem Schach wipfelt, dieſem wunderbarſten aller Spiele, deſſen Erfinder eben ſo wenig, wie der der arabiſchen Ziffern, geahndet hat was er erfand. In beſonders organiſirten Naturen läßt ſich der Übergang vom Spiele zur Wiſſenſchaft faſt Schritt vor Schritt nachweiſen. Durch alle Schul-Claſſen war mein Nachbar auf der Bank ein auch ſonſt ſeltſamer Knabe, der uns (damals paſſionirte Schachſpieler) oft zum Erſtaunen hinriß, wenn er, ohne ein Brett vor den Augen zu haben, zwei verſchiedene Schachpartien in den Nebenzimmern dirigirte und faſt immer gewann. Viele Jahre darauf fand ich im Café de la régence in Paris, ihn als anerkanntes Haupt — Labourdonnaie war geſtorben und St. Amand hatte vor ihm die Segel geſtrichen — der franzöſiſchen Schachſpieler. Er lebte vom Unterricht in der Mathematik und dem, wie er ſagte, viel ſchwierigeren im Schach, und ſprach wiederholt als die Beſtimmung ſeines Lebens dies aus, der Welt begreiflich zu machen, daß Schach kein Spiel ſey *ſondern eine* Wiſſenſchaft. „Auch von der Statiſtik,

setzte er hinzu, glaubte man anfänglich, sie sey eine Spielerei." War diese Aeußerung schon ein Symptom der Hirnkrankheit, die den Armen weggerafft hat? Ich glaube nicht. Wenn er aber irrte, so streifte er doch nahe an eine große Wahrheit: Ob nämlich sein, ob irgend ein anderes Spiel Wissenschaft ist, weiß ich nicht, das aber weiß ich, daß Wissenschaft Spiel ist und daß nur der sie hat, der mit dem Erkannten zu spielen vermag. — Den Übergang zu ihr bildet, wie zu der Kunst die Geschicklichkeit des Arbeiters, so hier das Lernen und Gelehrtseyn, jenes ein Sammeln und Aufnehmen, dieses ein Vergrabenseyn in, aus dem Aufgenommenen gearbeiteten Excerpten, Notizen, Heften. Es scheint als wenn das größere Publicum nur diese beiden Stadien kennt. Wenigstens weist der häufige Gebrauch des Wortes „Bücherwurm" darauf hin, daß man den der im Besitze der Wissenschaft ist, in einem ähnlichen Verhältniß zu den Büchern denkt, wie die Maulbeerraupe zum Maulbeerbaum, die ja auch zunächst nur aufnimmt was er bietet, dann aus dem aufgenommenen Stoff die Fäden spinnt, in die sie sich einhüllt und vergräbt. Käme der nach Wissen strebende Mensch über dieses Verhältniß nie hinaus, bliebe er wirklich in der Lage, wie viele sich das denken, daß er nur *Bescheid* wüßte so lange seine Bücher zur

ſind, Beſcheid geben könnte, ſo lange er ſe
en vor ſich hat, ſo käme er auch nie dazu,
ihm Erkannte zu beſitzen und zu beherrſch
ern bliebe vielmehr ſtets beherrſcht und beſe
n; von einem freien Schalten und Walten d
r wäre nicht die Rede, ſondern er bliebe
ielwerk ſeiner Papiere, eine Feuersbrunſt die ſe
bliothek verzehrte, ein Windhauch der ihm
apier aus der Hand riſſe, verdammte ihn, jene
athloſigkeit, dieſe zum Schweigen. Gerade der
gleich aber mit der Seidenraupe, zu dem der A
druck Bücherwurm einlud, lehrt auch von Jen
dem bloß Gelehrten, den wahren Wiſſenden un
ſcheiden. In dem Cocon nämlich bildet ſich, je v
die Raupe Nahrung aufgenommen, und je dichte
ſich eingeſponnen hat, um ſo kräftiger, ein neues
ſen, dem aus den angeeigneten Stoffen Flügel wa
und in dem während der Ruhe des Eingeſpr
ſeyns eine neue Kraft reifte, die weder die
hatte noch die Chryſalide: die Kraft, neues
zu zeugen. Dieſem Weſen, dem geflügelten
terling, gleicht der, der ſich zur Wiſſenſchaf
nicht mehr dem Wurm! Das Kriechen vo
zu Blatt, das Verſchlingen von Blatt auf
hat ſeinen Zweck erreicht: die Flügel ſind
mit denen er ſich wiegt in dem reinen

ſchöpferiſcher Gedanken. Hier wie dort hat die Aſſi-
duität (das regungsloſe Stillſitzen) dazu gedient die
Genialität zur Reife zu bringen, d. h. die Fähigkeit
Leben zu erwecken. Hier wie dort wird, wenn die
Flügel ſich mächtig genug regen, die Hülle, unter
deren Schutz ſie ſich dehnten, rückſichtslos durchbohrt,
was Wunder darum wenn hier wie dort, die da
Seide ſpinnen wollen aus dem Erlernten, die genia-
len Schmetterlinge deteſtiren, die es wagen Löcher in
das zu bohren, was in ihren Heften ſteht, ja die ſich
herausnehmen, nicht mehr gebunden zu ſein an die
papiernen Coconſchalen der Wiſſenſchaft, ſondern frei
davon, auf den Flügeln derſelben ſich zu wiegen? —
Die Schöpferkraft macht zum Wiſſenden, denn wie
mit Recht der eben heimgegangene große Philoſoph
geſagt hat: Etwas begreifen und wiſſen heißt: es
ſchaffen. Schaffen aber war, wie wir geſehen haben,
Spielen, und darum ſagten wir, daß nur der das
Wiſſen und die Wiſſenſchaft hat der, da er frei in
dem Erkannten ſchaltet und waltet, mit ihm ſpielt.
Und dies gilt nicht etwa nur von der Wiſſenſchaft
der man (ſeltſamer Weiſe indem man ſie zu tadeln
glaubte) nachgeſagt hat, ſie ſey ein Spiel mit Be-
griffen, von der Philoſophie. Nein, auch in der
Mathematik iſt der Unterſchied zwiſchen dem Lehrling
und Meiſter, d. h. zwiſchen dem der gelehrt wird

und dem der da weiß, daß Jener ſich an den Formeln abarbeitet, mit welchen Newton ſpielt. Er ſpielt mit ihnen und doch ſind dieſe Formeln die Geſetze des Univerſums! Glücklich darum der Philoſoph der da ſpielen könnte mit Begriffen, denn er wäre ein Newton für die Weſenheiten der Dinge.

Kunſt und Wiſſenſchaft ſind es, die den Menſchen aus der proſaiſchen Wirklichkeit in eine höhere, verklärte, Welt erheben. Die Kunſt, indem ſie die Schönheit der Welt zeigt und, wie dagegen das Häßliche Nichts iſt und zur dienenden Folie wird, die Wiſſenſchaft indem ſie in Allem das Geſetz nachweiſt, wogegen das Geſetzloſe und der Zufall verſchwindet. Darin liegt eben das Geheimniß ihrer beruhigenden und erhebenden Macht: ſie bringen die durch das Häßliche und Widerwärtige aufgeſtachelten Leidenſchaften zum Schweigen und beſchwichtigen di ängſtliche Sorge, welche durch des Lebens Zufälli keiten provocirt wird, indem ſie Beides nicht leich ſinnig vergeſſen ſondern vornehm verachten lehr Ihnen geſchah darum nur ihr Recht, wenn ih eine höhere Region zum Wohnſitz angewieſen w und ſie als Himmelstöchter begrüßt wurden. S waren aber, wie wir geſehen haben, Spiele, ob ein Spielen mit dem Ernſteſten, indem der Kü mit unſeren Gefühlen, ja indem er das Furcht

was es giebt, den Sterbenden, Verzweifelnden, Mordenden, spielt, der Wissende wieder, mit Formeln spielend, den Cometen ihre Bahn vorzeichnet und den Planeten ihren Stand anweist. Spiele sind jene, und doch Töchter des Himmels! Man muß es daher erklärlich finden, daß ein griechischer Weiser das Leben der Gottheit darein setzen konnte, daß sie mit tönenden Sphären (wie der Harmonikaspieler mit kreisenden Glocken) einen großen Weltchoral spiele, oder ein andrer sie schwelgen ließ in mathematischer und speculativer Erkenntniß, d. h. im Spielen mit Formeln und Begriffen. Ja selbst darüber darf man sich kaum wundern, daß ein alter Weiser Indiens gesagt hat, die Gottheit schaffe spielend, wie der Knabe Seifenblasen, zu ihrem Ergötzen Welten auf Welten. In Einem haben sie Alle Recht, darin daß es nichts Himmlischeres, nichts Göttlicheres gibt als — zu spielen.

3.

Die Erhebung von dem primitiven, rein menschlichen, Spiele zu den beiden himmlischen, die wir in Kunst und Wissenschaft erkannten, ward verglichen mit der Verklärung des Werktaglebens durch die Festtagsstimmung. Die Frage liegt nahe, ob es nicht auch eine Erscheinung gibt, welche zu dem,

jener Verklärung Entgegengesetzten, zur Profanation des Feiertages, das Analogon bildet? Es müßte sich dort finden wo nicht, wie in der Kunst die Arbeit dem Spiele dient, sondern wo umgekehrt das Spiel zum dienenden Mittel wird für die Zwecke der Arbeit und des Geschäftes. Diese Zwecke sind der Gewinn und Erwerb, und die Gewinnspiele, sammt ihrem reinsten Typus dem Hazardspiel, zeigen uns wirklich diese Entheiligung des Spieles. Ihre richtige Stelle wird ihnen eigentlich schon dadurch angewiesen, daß wenn man von ihnen spricht, sich unwillkührlich Ausdrücke einstellen, die dem gewerbthätigen Leben angehören, so wenn man vom métier des Spielers spricht, oder ihn einen Spieler von Profession nennt. Es wird hier nämlich das Spiel, indem es zu einem Erwerbsmittel gemacht wird, in die Sphäre herabgezogen, über der es nach seiner Natur und dem von uns gefundenen Begriff stehen sollte, so daß man sich fast wundern könnte, daß in dieser Sphäre, wo es oft so bittrer Ernst wird, das Wort Spiel noch beibehalten, und diese begriffs- und naturwidrige Vermischung von Spiel und Geschäft nicht vielmehr Widerspiel genannt wird, wenn der Sprachgebrauch nicht sehr oft so bitter ironisirte; z. B. dort, wo Einer ein „rechter" Mann genannt wird, gerade weil man weiß, er sey kein rechter.

In der That zeigen diese, nur par antiphrase Spiele genannten, Beschäftigungen alles das auf den Kopf gestellt, was wir bisher an allen wahren Spielen beobachtet haben. Den Reigen dieser letzteren hatten die eröffnet, welche die Kinderwelt darbot. Welch ein Gegensatz zu diesen! Nach seinem Belieben läßt der Knabe den Kreisel laufen, eigenmächtig entschied er ob das von ihm getummelte Roß die Gerte oder ein Streicheln verdiene; wie anders an dem grünen Tisch wo über das Loos des Spielenden das Rollen der kreisenden Kugel entscheidet, deren Sklave er wurde, weil ihn — der Volkswitz spricht auch hier von einem Ritt, nur daß er nicht wie bei dem Steckenpferde dem Spielenden die active Rolle zuweist. Dort verschwanden unter den geschickten Händen des Knaben die Kartenblätter und ein Haus oder Tempel stand da, oder er konnte, indem er die Karten bog, allmächtig wie der, welcher den Donnerkeil führt, ganze Reihen niederschmettern; hier starrt Einer vor sich hin, Haus und Hof ist fort, der Tempel seines Glücks ist eingestürzt, nur Kartenblätter liegen vor ihm, regungslos wie vom Donner gerührt steht er da, und wer war es der den Blitzstrahl auf ihn sandte? Die von ihm gebogenen Karten! — Wir verließen die Kinderstube und traten in den Saal, wo das Spiel der Unterhaltung im besten

Gange war. Ein gleicher Contraſt, in dem zu dieſem Saale der Converſation ein ſogenannter Converſationsſaal ſteht: Dort ein fröhliches Getümmel, wo der übermüthige gute Geſellſchafter mit Allem ſpielt, Jeden zum unterhaltenden Object macht, Keines und Keinen verſchont ſondern Allem mitſpielt, — hier düſtere Stille, ein bleicher Mann am grünen Tiſch der mit ſich und ſeinem Lebensglück ſpielen läßt, er, der vielleicht Hochbegabte, ein Unterhaltungsobject für elende Croupiers, die ohne daß er es ahndet ihm und ſeinen häuslichen Verhältniſſen ſchlimm genug mitſpielen. Gibt es wohl einen bittrern Hohn, als daß man ein ſolches Spielwerk einen Spielenden nennt? Ja ſogar das geſellige Kartenſpiel hat genauer angeſehn, an dem Hazardſpiel nicht einen Verwandten und ein Pendant ſondern vielmehr ſeinen Antipoden. Denn, wenn dort der Lhombre- oder Boſtonſpieler ſich ſelbſt rühmt, daß ſeine Geſchicklichkeit den Mangel guter Karten erſetze, ſo erblaßt dagegen, wer beim Würfel gewann, vor dem Gedanken, daß man glaube oder gar wiſſe, er könne corriger la fortune. — Am Meiſten tritt natürlicher Weiſe der Gegenſatz hervor, zwiſchen den Erwerbſpielen und jener Steigerung des Spiels, die wir als das himmliſche bezeichneten: zwiſchen der Hei*ligung* des Niedrigern und der Degradation und Pro-

fanation des Höheren, ist er natürlich diametral. Daher ist es begreiflich daß, wenn die Kunst als Muse, die Wissenschaft als Göttin, ihre Wohnsitze als Tempel gedacht werden, man dagegen von einem Dämon des Spieles spricht, dem geopfert werde in den Spielhöllen; das Infernale ist ja nur das verkehrte Himmlische, ist das Unternatürliche, wie dieses das Übernatürliche ist. Jene Himmelstochter verschönte Alles, selbst das Häßliche wirkte, als Folie, verschönernd, dieser Dämon macht häßlich selbst das Schönste von allem Schönen, das Frauenantlitz. Die Göttin wieder zeigte überall Gesetz und vernünftigen Zusammenhang, ihre dämonische Carricatur lehrt den Zufall anbeten, und keiner der ihre Macht erfuhr, hat sich dem Aberglauben, dieser Vergötterung des Widersinnigen, zu erwehren gewußt. Darum ist aber auch die Wirkung jener himmlischen und dieser infernalen Macht ganz entgegengesetzt: jene brachte die Sorge und Leidenschaft zur Ruhe, diese stachelt die niedrigsten Leidenschaften auf und erfüllt mit der bangsten, oft mit verzweifelnder, Sorge. Wenn endlich der Dienst an den Tempeln jener Himmelstöchter die Priester vor sich und aller Welt ehrt und erhebt, so macht dagegen der an einer solchen Hölle, abject in fremden, ja in den eignen Augen. Mit Stolz erfüllt es den Denker, wenn es ihm gelang zu spielen mit

ı, was der Scharfſinn der Größten erſann, und
:nde ſtrahlt aus den Augen der Künſtlerin, wenn
flüſtern hört: „das iſt ſie, die früher die Julia
ielte und jetzt die Mutter in der Braut von Meſſina.“
)er aber ſoll erſt kommen, der auf ſeine Viſiten-
arte drucken läßt: Spieler von Profeſſion, und der
nicht ſein Croupiergeſchäft hinter das ſo beliebte
„Particulier“ verſteckt, was ſo viel heißt, wie Nichts.
Sogar Nichts zu ſeyn erſcheint dem Elenden ſchon
als Avancement! —

Daß bei dieſem infernalen Character des Hazard-
ſpieles es bekämpft, daß laut gerufen wird, man
ſolle die Spielhöllen aufheben, iſt erklärlich und iſt
erfreulich. Zweierlei aber iſt doch gegen die Art zu
bemerken, wie ſich heut zu Tage dieſes Verlange
laut macht. Erſtlich, daß es nicht conſequent i
ſo lange es nicht weiter geht und auch fordert, d
das Spielen an der Börſe und das Pariren bei
Wettrennen aufhört. Denn warum es weniger
lich ſeyn ſoll, mein Geld daran zu wagen, daß
von der Kugel getroffene Zahl höher als acht
ſeyn wird, als daran, daß zum nächſten Ultim
Métalliques über 72 ſtehn werden, oder endlich
Scherz einige Secunden früher ans Ziel k
werde, als Orinoco oder Rattle, das iſt nu
anſehn, obgleich ich gern zugeben will, daß

den Métalliques unvorsichtiger wäre, als beides Andere. Was aber die verderblichen Folgen betrifft, so ruiniren ihre Moralität und ihren Hausstand an der Stockbörse und in Epsom oder Newmarket eben so Viele, wie in Homburg. Verlangen, daß das Eine verboten, das Andere aber freigelassen werde, hieße einen Zustand wünschen wie in einigen Staaten Nordamerika's, wo das Gesetz dem, der täglich nur über einige Cents zu verfügen hat, es unmöglich macht, auch noch so mäßig Wein zu trinken, während wer Dollars genug besitzt, um ihn orhoftweise zu kaufen, gesetzlich nicht an der Unmäßigkeit gehindert ist. Dies ist das eine Bedenken. Ein anderes ist, daß die meisten Bekämpfer des Hazardspiels sich die Ausrottung desselben viel leichter denken als sie ist, weil sie, was dazu reizt und versucht, nicht gehörig analysirt und darum nicht erkannt haben, daß es sehr complicirter Natur ist. Hört man nämlich in den Anklagen dieser Spiele immer dies in den Vordergrund stellen, daß der Pointeur eigentlich betrogen werde, da nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung die Bank im Vortheil sey, so verräth dies die stillschweigende Voraussetzung, daß der Gelderwerb das alleinige Motiv des Spielens sey. Wäre dies richtig, so wäre es psychologisch unbegreiflich, daß sehr oft erwerbliebenden, ja habsüchtigen und geizigen

Menſchen der Gedanke, durch die Lotterie oder auf ähnliche Weiſe reich zu werden, höchſt widerwärtig iſt, und daß umgekehrt unter leidenſchaftlichen Hazardſpielern ſich ſehr häufig Solche finden, die das Geld mit vollen Händen ausſtreuen. Käme nicht zu der Luſt am Golde noch ein ganz anderer Factor hinzu, ſo wäre abſolut unbegreiflich, was uns von den alten Deutſchen erzählt wird, daß ſie im Würfeln ihre Freiheit verſpielten, die ihnen zugleich ſo theuer war, daß ſie dieſelbe für das Zehnfache des Einſatzes nicht verkauft hätten. Die Behauptung von Fox, der, wie überhaupt Diplomaten ſehr oft, ein leidenſchaftlicher Hazardſpieler war, daß ihm nach dem Gewinnen Nichts mehr Genuß gewähre, als das Verlieren, iſt bekannt. Sagen, das ſey nicht wahr, er habe ſich ſelbſt getäuſcht, iſt ſehr leicht, aber doch auch ſehr vermeſſen, da viele Andere von ſich ganz daſſelbe behaupten. Ich möchte darin keine Selbſttäuſchung ſehn, ſondern die Wirkung jenes zweiten Factors, der viel tiefer in des Menſchen Herzen wurzelt als die Liebe zum Golde, darum auch früher erwacht, aber auch viel ſpäter ausgerottet wird, als jene. Die Gewalt dieſes dämoniſchen Triebes wird Mancher, bei dem das Organ des Erwerbtriebes ſehr wenig ausgebildet iſt, an ſich ſelbſt *erfahren können*, wenn er, nicht ganz flüchtig, ſo

für längere Zeit, als Zuſchauer ſich an den Tiſch ſtellt, wo alle Welt fortune machen will und die Herrn Benazet und Blanc ſie wirklich machen. Eine Zeit lang läßt uns das eintönige faites le jeu, le jeu est fait, das ängſtliche Schweigen während die Kugel rollt, das ſchnell und trocken hingeworfene vingt, passe, rouge, pair, das Klappern der das Geld einziehenden Schaufeln, bei dem mancher verlierende Neuling zuſammenſchrickt, ziemlich ruhig. Da macht uns die Bemerkung, die Bank habe heute Glück, aufmerkſam. Es iſt wahr! Es klappert immer fort, weil die Croupiers nur einziehen, nur ſehr ſelten laſſen ſie, auszahlend, die Goldſtücke durch die Luft fliegen. Aber es iſt auch kein Wunder! Wie ſetzen die Leute auch? Einmal auf Roth verloren, gleich geht es auf Schwarz. Da iſt kein Muth, kein Feſthalten, kein Forciren, keine Martingale, da muß ich doch — aber halt! Pſychologiſche Unterſuchungen der Art, da ſie gewöhnlich auf Selbſtbeobachtung beruhen, könnten, weiter fortgeſetzt mich in ein ſchiefes Licht ſtellen; und noch dazu ganz ohne Nutzen, denn ſie würden am Ende hinſichtlich minder perverſer Naturen Nichts beweiſen. Soll entſchieden werden, ob in aller Menſchen Herzen etwas ſchlummert, was außer der Gewinnſucht dem Dämon des Spieles Vaſallen zuführt, ſo *müſſen* wir abermals zu jener Urgeſtalt

des Menſchen zurück, zum Kinde, das uns im Bändigen des Steckenpferdes die erſten Spuren der gebildeten Converſation, im Spiele mit dem Kreiſel und Ziehen der Damenſteine die erſten Anfänge von Kunſt und Wiſſenſchaft offenbarte; hier werden wir nach dem ſuchen müſſen, was vorzugsweiſe die Handhabe wird für jene infernale Macht. Ich glaube wir finden ſie in dem ſo früh erwachenden Verlangen nach dem zerſtörenden Elemente, das nur für Mephiſtopheles und die Kinder ein freundliches iſt, in dem Reiz, den es hat, mit der verzehrenden Flamme, obgleich man die Gefahr ahndet, zu ſpielen. Es hat dies für die meiſten Kinder einen unwiderſtehlichen Zauber, und wie Ameiſen zum Ärger der Hausfrau das Eingemachte, wiſſen im Hauſe auch des ängſtlichen Vaters zu ſeinem Entſetzen, die Kleinen Zündhölzchen, vor Allem aber Schießpulver auszuſpüren und zu rauben. Man beobachte nur ihr Spiel, deſſen Gefährlichkeit eben den Genuß gibt, genauer. Man ſehe, wie auch dem gutartigen Kinde die Augen glänzen, wenn es ſieht, wie gleich einer glühenden Schlange die Flamme erſt leckt und dann verſchlingt und je mehr ſie verſchlang, um ſo größer wird, man beobachte die innerliche Satisfaction mit der ein gar nicht verdorbener Knabe eine Mine *angelegt hat in der erkalteten* Aſche des Küchenheerdes,

und nun der Explosion entgegensieht, wenn die Köchin Feuer macht, — man sehe dies an, und man wird nicht nur verstehn, wie mancher Knabe zum Verbrecher wurde, Feuer anlegte um die Feuersbrunst zu sehn, sondern man wird auch ahnden, daß ein Reiz in der Aufregung liegen kann, mit der man am grünen Tisch erwartet, ob Haus und Hof wirklich in die Luft springen wird. Mit einem Worte, die Lust an der Gefahr und am Wagspiele, diese ists, die das Hazardspiel würzt, und der Genuß ein Wagehals zu seyn, machts zum Genusse selbst, den Hals zu wagen. Diese Lust liegt einmal im Menschen, daher wird man sie höchstens vom Hazardspiel ab auf einen vernünftigen Zweck hin dirigiren können, ausrotten wird man sie nicht. Darum wohl aber auch schwerlich, ehe jene Direction gefunden wird, das Hazardspiel. Sie liegt im Menschen, darum zeigt sie sich schon im Kinde, und daß sie dämonisch ist, ändert darin nichts, denn was ohnedies alle Welt weiß, das hat die Betrachtung der Spiele der Kinder uns bestätigt: Diese kleinen Menschen sind doch wahre kleine Engel und rechte kleine Teufel.

Um auf sein dreifaches (menschliches, himmlisches, infernales) Antlitz hinzuweisen, ward das Spiel vorgeführt. Welches derselben hat mein heutiges dargeboten? Daß *man* es als eine der Himmels-

tóchter würdige Opfergabe gelten laſſe, ihm wiſſenſchaftlichen oder Kunſtwerth zuſchreibe, prätendirt es nicht. Glücklich, wenn es nicht von mir heißt, „ſein böſer Dämon trieb ihn, um ſeinen Credit zu retten, es mit dem Spiel zu verſuchen, herausgekommen aber iſt Zero", will ich glauben meinen Zweck erreicht zu haben, wenn man mein Spiel als rein menſchliches gelten läßt, als Unterhaltung.

II.

über die

ellung deutſcher Philoſophen
zum Leben.

1850.

[redacted]

enn ein Unbefangener, z. B. ein Engländer oder
) ein gebildeter Deutſcher, welcher das Franzö-
)e ganz geläufig lieſt, die Werke großer franzö-
)er und deutſcher Philoſophen vergleicht, ſo wird
angs der Vortheil ſchwerlich auf unſerer Seite
1. Zuerſt muß ihm ſehr unangenehm der Con-
't in der Schreibart auffallen. Seit ſie in
m philoſophiſchen Werken die Mutterſprache an-
ıden, haben die Franzoſen ein gutes, meiſtens ein
;antes Franzöſiſch geſchrieben. Im 17ten Jahr-
dert tritt ihr größter Philoſoph, Descartes, mit
r Abhandlung über Möglichkeit und Sicherheit
Erkenntniß auf, welche den Geburtstag der neu-
Philoſophie bezeichnet, und die in ihrem ſchönen
ızöſiſch nicht nur den klaren Geiſt des großen
thematikers, ſondern auch den feingebildeten Edel-
m abſpiegelt. Im 18ten Jahrhundert iſt der phi-
phiſchſte Kopf Frankreichs offenbar Diderot; er
elbt vortrefflich. Der endlich, an welchen man,
m von heutiger Philoſophie in Frankreich die

Rede iſt, zuerſt denkt, Couſin, gilt für
erſten Styliſten, und läßt ſichs gern gefal
man ihm eine pedantiſche und übertriebene
der Sprache vorwirft. Jetzt denke man C
dies erfahren hat, herantretend an die W
ſcher Philoſophen. Ihm iſt geſagt, auch D
habe ſeinen Descartes, Kant, deſſen Unter
über Möglichkeit und Sicherheit der Erken
neue Epoche bezeichnen, und dabei beſſer
ſeyen, als die meiſten ſpätern Werke deut
loſophen. Begierig ergreift er die Kritik
Vernunft und fängt an zu leſen, und
Anfange heißts: es ſey nur die Frage
worten: Wie ſynthetiſche Urtheile a prio
ſeyen? Erſchrocken blickt er nach dem
dickleibigen Werks, um das Reſultat zu
und findet: „der transſcendentalen Met
dritter Theil, Architektonik der reinen V
— d. h. er hat drei griechiſche und drei
Worte in zwei Ueberſchriften. Und was
Alles zwiſchen jenem Anfange und dieſem
giebt es: Syntheſis der Apprehenſion, da
dentale Deduction der Kategorien, weiter
Amphibolie der Reflexionsbegriffe, endlich
logismen und Antinomien der reinen Vern
ſo geht es nicht nur durch dieſes und

Kantischen Werke, sondern dieser scholastische Jargon scheint zum Handwerk deutscher Philosophie zu gehören, wenigstens ist es vorgekommen, daß als Einer von Unterlage und Zufallendem geschrieben hatte, man ihn erst verstand, als man sah, daß dies auf Deutsch (d. h. auf Philosophendeutsch) Substanz und Accidens heiße. — Hat man sich nun aber an diese Formeln gewöhnt, so erregt der Inhalt der deutschen Philosophie besonders durch Zweierlei Anstoß. Zuerst durch ihre Naturphilosophie, welche nicht, wie bei den Engländern, eine auf Erfahrung und Rechnung gegründete Physik, sondern eine s. g. speculative Wissenschaft seyn will, indem sie sich die Aufgabe stellt, die Ideen aufzustellen, die den durch Beobachtung gefundenen Gesetzen zu Grunde liegen, so daß dadurch erkannt werde, warum gerade diese und keine andern Gesetze die Natur beherrschen. Ein solcher Versuch nun, die Natur nach Ideen zu construiren, erscheint den Franzosen sowohl als Engländern als ein Umkehren des allein richtigen Ganges, der von den Erscheinungen zu den Gesetzen führe und bei diesen stehen bleibe, als eine Phantasterei, die man, wie manche andere, einer Nation von Träumern zu Gute halten könne, bei sich selbst aber nicht dulden dürfe. — Noch mehr aber als über die deutsche Naturphilosophie schütteln sie den Kopf

ber unſere Religionsphiloſophie. Daß
ich nicht begnügt, die Beweisbarkeit oder Unbe
arkeit des göttlichen Daſeins zu prüfen, ſonder
an Lehren macht, die man von jeher als Myſt
bezeichnet hat, Sündenfall und Erlöſung philoſo
erörtern will, das zeige, daß die Grenze nich
ſpectirt werde, welche die Philoſophie von der
ſophie, die Vernunft vom Myſticismus trenne.
wenn wir uns keine Illuſionen machen woller
müſſen wir geſtehn: auf den erſten Anblick erſ
dem Ausländer und dem gebildeten Laien die n
deutſche Philoſophie als phantaſtiſche Myſti
gelehrten Rothwälſch vorgetragen. —
darum begreiflich, daß in Deutſchland die philo
ſchen Schriftſteller iſolirter vom gebildeten Pu
ſtehn, daß — wie man es gewöhnlich ausdr
die Kluft zwiſchen Philoſophie und
weiter iſt, als in Frankreich und England,
iſt eben ſo begreiflich, daß, namentlich ſeit
rührungen mit dem Auslande häufiger gewor
Wunſch laut geworden iſt: die deutſche Pl
möge aufgeben, was ſie nur zu ihrem eignen
von der ausländiſchen unterſcheide. Dieſe
ſetzt voraus, daß jene Eigenthümlichkeiten
lich angeflogene Flecken ſind; dies aber iſt
entſchieden. Wenn ein Niederländer, der

des Rheins nur ſah, wo er der Rhein heißt, aber nicht iſt, plötzlich nach Schaffhauſen verſetzt würde und dort einen Graubündner anträfe, ſo würde das Urtheil Beider über die Farbe des Rheins ſehr verſchieden ausfallen. Der Eine würde ſich wundern, vielleicht glauben, Umgebung und Beleuchtung laſſe ſein Waſſer grün erſcheinen, der Andere dagegen hat bei Diſentis zwar zweierlei Waſſer ſich miſchen ſehn, aber auch, daß beide grün, nur ein ſchöneres Grün erzeugen, das, wo es bei Reichenau eine dritte Nüance aufnimmt, dadurch zwar eigenthümlicher, aber nicht minder grün wird, und er wird daher bei Schaffhauſen ſeinen alten Rhein erkennen und ſagen, ohne grünes Waſſer gäbe es keinen Rhein, das kleine farbloſe Wäſſerchen bei Leyden ſei eben nicht der Rhein. Auf weſſen Seite man in dieſem Streit ſich zu ſtellen habe, ſcheint nicht zweifelhaft, ob aber hinſichtlich der Farbe der deutſchen Philoſophie, jener ihrer erwähnten Eigenthümlichkeiten, man wie der Niederländer oder wie der Graubündner urtheilen müſſe, kann nur erhellen, wenn man auf ihre erſten Urſprünge einen flüchtigen Blick wirft:

1.

Durch ihren erſten Stammvater gehört ſie den höchſten Kreiſen der Geſellſchaft an, iſt ſie sogar

courfähig. Der ſchwäbiſche Graf Albert von Bol
ſtädt iſt nämlich der erſte Deutſche, der als Phil
ſoph genannt wird, deſſen Leiſtungen aber ſo ung
heuer ſind, daß Mit- und Nachwelt ihm den B
namen des Großen gegeben haben, unter dem
bekannter geworden iſt, als unter ſeinem Familie
namen. Man hat ſich aber mit dieſem ehrend
Beinamen nicht begnügt, ſondern ein Wunder
Hülfe gerufen, um ſeinen Scharfſinn und ſeine G
lehrſamkeit zu erklären: Stumpf an Geiſt, ſoll
nicht im Stande geweſen ſein, den Ariſtoteles zu v
ſtehn, da habe ihm die heilige Jungfrau das V
ſtändniß eröffnet und durch ihren Beiſtand ſey
um die etwas derbe Sprache des Mittelalters
zubehalten — aus einem Eſel ein Philoſoph gen
den. (Daß man dies für ein Wunder hält,
offenbar ein Beweis der Barbarei jener Zeit). J
dem Albert in Padua und Paris als Lehrer
Philoſophie der Stolz des Dominikaner-Orden
worden, ward er als Provinzial deſſelben nach
geſchickt, wo er bald viele Tauſende von Sc
um ſich verſammelte. Hierher kehrte er an
dort zu ſterben wieder zurück, nachdem er
Jahre Biſchof in Regensburg geweſen war
Sage geht, vor ſeinem Tode habe auf ſeh
Gebet die heilige Jungfrau alle Weisheit wi

ihm genommen, und ſo ſey aus dem Philoſophen wieder ein Eſel geworden. (Sollte Etwas an dieſer Geſchichte ſeyn, ſo wird wohl nicht die Rückbildung als Folge des Gebets, ſondern umgekehrt das Gebet als Folge der Rückbildung anzuſehn ſeyn.) Die Lehrthätigkeit Albert des Großen nun, (die begreiflicher Weiſe zwiſchen jene beiden Verwandlungen fällt) zeigt eine der allermerkwürdigſten und folgenreichſten Erſcheinungen: was die Kirche bis dahin unterſagt hatte, das hat ſie bei ihm geduldet, nach ihm ſogar gefordert, nämlich, daß ihre Lehrer zu Unchriſten und Antichriſten in die Schule gehn, um ſich deren Ideen anzueignen. Wie ſich überhaupt das Große vom Kleinen muß meiſtern laſſen, und wie das Tadeln leichter iſt, als das Begreifen, ſo haben auch hier ſehr Viele über Verblendung und Inconſequenz der Kirche geſchrien. Sogar unter denen, welche ſonſt zugeſtehn, daß was die Kirche im Mittelalter unüberwindlich machte, der Scharfblick geweſen ſey, mit dem ſie ſtets erkannte, was der Beruf der Zeit war, die Weisheit, mit der ſie, nie voreilig, immer zur rechten Zeit, die Aufgaben der Zeit als ihre Forderungen ausſprach, die Conſequenz, mit der ſie niemals hinter den Forderungen der Zeit zurückblieb, — ſelbſt unter dieſen gibt es Viele, welche meinen, in dem, wovon die Rede war, in der Natur-

ſicht, mit welcher ſie duldete, daß ihre Lehr
Schüler der Unchriſten wurden, habe ſie ihr
Weisheit nicht gezeigt. Und doch läßt ſie ſich
wie in allem Übrigen nachweiſen: — Das Ch
thum, d. h. der Geiſt, deſſen Wirkſamkeit mi
Beginn der chriſtlichen Religion anfängt, beken
ſeine eigentliche Aufgabe die Überwindung der
d. h. des Geiſtes oder der geiſtigen Mächte,
vor dem Eintritt des Chriſtenthums die Men
beherrſchten. Um jenen Zweck zu erreichen,
erſt nöthig, daß der neue Geiſt in ſich er
und ſo muß er, um nicht im vorzeitigen K
ſeine Kräfte zu vergeuden, zuerſt ſich zurüc
von der Welt; darum rufen, die zuerſt von
Geiſte durchdrungen ſind, die Gründer und
der Kirche Jedem, der ſich zu ihr hält, zu, e
ſich mit der Welt nicht befaſſen, ſolle die Wel
ſen und fliehn, nur dem Reiche angehören, das
von dieſer Welt iſt. Zum Anfange iſt dies
wendig, aber auch nur zum Anfange, denn
Zurückziehn wird der Feind nicht überwunden,
dern nur dadurch, daß man ſein Land erober
zur Provinz macht. Dazu ſollte der chriſtliche
ſich in ſeinem Rückzuge ſtärken, hat er durch
ſelben ſeine Streitkräfte geſammelt, dann
zweite Aufgabe die, den Eroberungskrie

die Welt zu beginnen, sie sich unterthänig zu machen. Unter Welt war der vorchristliche Geist zu verstehn; das Christenthum hatte ihn vorgefunden in den beiden Gestalten des Heidenthums und Judenthums, und darum ist die Aufgabe zuerst, sich unbefleckt zu erhalten von dem weltlich-, d. h. dem heidnisch- und jüdisch-Gesinntseyn. Während das Christenthum in dieser Rückzugstellung in sich erstarkt, hat der von ihm geflohene Geist sich verjüngt im Islam. In ihm sind die nichtchristlichen Elemente verschmolzen — das alte Testament und die Vorstellungen der heidnischen Sterndiener sind die Quellen des Muhamedanismus — und diese Verschmelzung tritt ausdrücklich gegen das Christenthum auf, und ist ihm diametral entgegengesetzt, denn nicht nur ist ein aus der Kirche gestoßner Ketzer Muhameds Lehrer gewesen, sondern von Anfang an hat der Islam seine Bestimmung darein gesetzt, in „dieser Welt" zu herrschen. Was Wunder, wenn darum er, der von Anfang an „Herr dieser Welt" hat seyn wollen, von frommen Gemüthern als der Antichrist bezeichnet ist. Er ist wirklich das Weltlichgesinntseyn zur Religion geworden, daher kann als die Zeit gekommen ist, wo der christliche Geist die Welt erobern soll, nur gegen ihn der Angriff gerichtet seyn. Gegen ihn, den Herrn dieser Welt, hat nun, die Aufgabe der

Zeit erkennend, abermals die Kirche dur
Oberhaupt ins Feld gerufen. Mit dem
ſchrei, der Herr will es — der Herr, welc
Geiſt iſt und das Schwerdt gebracht hat ge
Welt — ward der Eroberungskrieg begonne
Kreuzzüge, in welchen außer dem h. Grabe
gewonnen ward, das die Muſelmänner uns nic
der abgenommen haben: Zartheit der Empfi
Erhabenheit der Geſinnung, ritterliche Begei
für alles Edle, Achtung für Wiſſenſchaft und
— Ganz parallel nun dieſer ihrer, zu verſchi
Zeiten verſchiednen immer aber coſequenten,
lung zur Welt geht die, welche die Kird
Weltweisheit gegenüber einnimmt: Zuerſt
nung vor ihr, wer philoſophirt iſt eben de
ein Ketzer. Dann wird ſolche Philoſophie ge
die Gotteswеisheit iſt, wer aber der Nat
Weltweisheit eines Ariſtoteles anhängt, heißt
Endlich iſt der Geiſt ihrer Lehrer ſo e
daß die Kirche es wagen kann, ihnen eine
oberungskrieg gegen die Ideen der Weltw
zuzumuthen; der Gottfried von Bouillon a
dieſem Kreuzzuge der Ideen iſt eben Albert der
Er bildet den Canal, durch welchen die Blü
griechiſchen Philoſophie, die Lehren des Ari
durch den ferner die Philoſophie, welche

Judenthum nach seinem Contact mit griechischen Ideen hervorgegangen war, die s. g. alexandrinische Philosophie Eingang ins Mittelalter gewinnt. Beide hatten, aus der christlichen Welt vertrieben, bei den Arabern Schutz, Übersetzer und Erklärer gefunden. Von jüdischen Ärzten aus dem Arabischen ins Lateinische übersetzt, kamen nun diese Schriften mit den Erklärungen der Muselmänner in Alberts Hände, und mit welchem Fleiße er sie studirt hat, zeigen die 21 Foliobände, in welchen er großentheils nur ihre Lehren vertheidigt und erläutert. Es ist ein merkwürdiger Anblick, wenn man als Schüler zu den Füßen des Erzheiden Aristoteles den großen Kirchenlehrer sitzen sieht, der (als wäre Aristoteles noch nicht unchristlich genug) ihn sich von Antichristen commentiren, von Juden interpretiren läßt und dann mit ganz gleicher Ehrfurcht Bibelsprüche, Lehren des Aristoteles, Aussprüche der Kirchenväter, des Avicenna und des jüdischen Arztes David anführt, um die Wahrheit der katholischen Lehre zu beweisen. Merkwürdig aber nicht unbegreiflich, denn es handelt sich eben darum, den ganzen Kreis der Ideen nichtchristlicher Weltweisheit in die Dienstbarkeit des christlichen Geistes zu bringen. — Versteht man, wie dies gewöhnlich geschieht, unter scholastischer Philosophie die Versuche, griechische namentlich aristo-

teliſche Philoſophie mit der Kirchenlehre zu verſch
zen, ſo wird man Albert (ſo wenig haben ſeine S
arbeiten den Nachfolgern zu thun übrig gelaſſen)
größten Repräſentanten derſelben nennen müſſen.
iſt es aber auch, wenn man zweitens mit dem W
ſcholaſtiſch eine beſtimmte Behandlungsweiſe
Philoſophie bezeichnet, die feinen haarſpaltenden
griffszerlegungen nämlich, zu welchen die Phil
phen natürlicher Weiſe kommen mußten, welche
Ariſtoteles, der ſelbſt ſchon dieſe Neigung hat, f
ten, und dabei den Verſuch machten, mit ſeinen
ren die, einem ganz andern Boden entwachſ
kirchlichen Dogmen zu verbinden, was ohne ſc
ſinniges, oft gewaltſames Diſtinguiren nicht mö
war. Auch in dieſem nun hat es dem Albert k
der Folgenden um ſo viel, als er den Frühern zu
gethan. Seine Unterſcheidnngen der Weſenheit
der Dingheit, beider von der Washeit, ſeine Fr
ob Feuer nur durch Feuerheit Feuer ſey u. ſ.
ſind ſo ſubtil, wie ſie zwei Jahrhunderte nac
nur hätten ſeyn können. Dergleichen Unterſuchu
ſind heut zu Tage vergeſſen, und man kann in
fern ſagen, das ſcholaſtiſche Philoſophiren hab
gehört, als kein Vernünftiger ſich mit der
beſchäftigen wird, über welche ſich im 14ten J
bert die Philoſophen die Köpfe zerbrachen

gelegentlich zerschlugen: ob wenn ein Kopf nicht durch ein Loch geht, dieses von der Kleinheit des Lochs oder der Größe des Kopfs herkomme. Eines aber ist geblieben, was nur im Gefolge jener Untersuchungen sich Eingang verschafft hatte: der Gebrauch einer strengen, großentheils Aristotelischen, dann, oft schlecht genug, ins Lateinische übersetzten, Terminologie. Der Gebrauch dieser Kunstausdrücke, ohne welche man sich in jenen subtilen Untersuchungen verwirrt hätte, wird nun gleichfalls mit dem Worte scholastisch bezeichnet, und wenn man das Kantische Philosophiren ein scholastisches nennt, so will man nicht sagen, daß er die katholischen Dogmen vertheidige, auch nicht, daß er von Feuerheit und Dingheit spreche, sondern daß er ausländische Kunstausdrücke brauche. Der Name ist auch passend gewählt, denn daß wir solche Ausdrücke, ja daß wir gerade diese brauchen, läßt sich auf die Scholastik und ihren großen Ahnherrn zurückführen: der allergrößte Theil der philosophischen Kunstausdrücke, die bei Kant und den Spätern vorkommen, findet sich schon bei Albert. Was vorher scholastischer Jargon genannt wurde, hat sich seit ihm bei den deutschen Philosophen erhalten, die länger als die übrigen lateinisch schrieben, dann als sie davon abgingen, wenigstens den lateinischen zu dem deutschen Ausdruck hinzufügten, so daß jener

bekannt blieb, endlich davon profitirten, deutsche Sprache überhaupt sich durch aus Worte zu bereichern pflegt. Die undeutsche ausdrücke sind bei uns geworden, was die a Ziffern für die Mathematik Europa's. W römischer Mathematiker aus Nationalgefühl f die römischen brauchen, so würde sich di rächen. Eben so würde es dem deutschen phen gehn, wollte er sich jener Formeln u und ihm könnte nicht einmal falsch verstand triotismus zur Entschuldigung gereichen, scholastische Anstrich der deutschen Philosop alt, wie sie selbst, er ist eine von ihrem angeerbte Familieneigenthümlichkeit.

2.

Genau drei hundert Jahr nach dem Gr Bollstädt ward in Maria Einsiedeln der Ahnherr deutscher Philosophie geboren. Wa Stammbaum betrifft, so prüfen wir nicht denn Philippus Aureolus Theophrast baſt v. Hohenheim hat in seinem Wap Querbalken. Der Mann ist darum nicht Der erste praktische Arzt seiner Zeit — 18 die von allen Ärzten aufgegeben waren, f gestellt haben — hat er durch seine ganz

rie der Krankheit, mit welcher er der bisherigen höchsten Autorität, dem Celsus, entgegentrat, sich den Beinamen des Paracelsus erworben, unter dem er am Meisten bekannt ist. Es ist einer der seltsamsten Menschen die je gelebt haben. Von seinem Vater und einigen Alchymisten jener Zeit gründlich in der damaligen Chemie unterrichtet, begab er sich auf die berühmtesten Universitäten in Deutschland, Italien und Frankreich, und studirte mit Leidenschaft viele Jahre lang die Werke der griechischen und römischen Ärzte. Das Resultat war eine grenzenlose Verachtung der Universitäten, welche sich sein ganzes Leben hindurch in Spöttereien über das „Barettlein" (Doctorhut) Luft machte, für welches, wie er sich in seiner derben Sprache ausdrückt, mancher deutsche Narr seine vierzehn Ducaten zahle, um ein approbirter Esel zu werden. Weil, was der Arzt wissen muß, weder auf Universitäten noch überhaupt an irgend einem Ort sich beisammen findet, so beginnt er sein rastloses Wanderleben, auf dem er „bei Doctoren, Scherern und Badern, gelehrten Ärzten, Weibern, Schwarzkünstlern und Alchymisten, in Klöstern, bei Edlen und Unedlen, Gescheidten und Einfältigen Erkundigungen einzog." So durchwandert er lernend und kurirend ganz Deutschland, Italien, Portugal und Spanien, Frankreich, die Niederlande,

England, Dänemark, die Mark, Pr
Polen, kommt nach Moskau, wird
Tartaren gefangen, dann nach C
ſchickt, durchzieht die Wallachei, T
bürgen, Croatien, beſucht die Inſe
er endlich 1527, im 34ſten Jahr ſeine
arzt und Profeſſor der Medicin in
türlich hat es auf dieſen Wanderu
wärtigkeiten nicht gefehlt. „Die bet
ſagt er, trieben ihn aus Preußen,
Den Niederländern, den Univerſitä
und den Mönchen gefiel er nicht
Dank den Kranken gefiel er über
mag wohl ſehr geſunde Zeit geweſen
gefiel er dort nicht lange. Daß er
deutſch hielt, weil das die allein
Sprache ſey, erregte Anſtoß; mit d
Eiferſucht ſeine glücklichen Curen er
banden ſich die Apotheker, deren C
die Obrigkeit beaufſichtigt wünſchte
alſo alle gegen ſich, die in Natur
Autorität galten. Schon nach ein
es, hat er Baſel verlaſſen und fü
ſtreifendes Leben wieder an. Vorn
ruft ihn herbei, wo der Tod droh
vorüber wird er oft verhöhnt, d

ſubtiler Geſelle, was man bei Milch, Käſe und Haberbrod" nicht werde. Hier wird ihm der vorausbedungene Lohn vorenthalten, dort beſtehlen ihn ſeine Knechte — ein und zwanzig an der Zahl hat ihm „der Henker genommen und von dieſer Welt abgethan" — und ſo iſt es ihm meiſtens kaum möglich, anſtändig gekleidet bei ſeinen Kranken zu erſcheinen. Endlich ruft Ernſt Pfalzgraf zu Rhein, Erzbiſchof von Salzburg, ihn als Leibarzt zu ſich; die ſpät erreichte Ruhe dauert aber nicht lange, der Tod, wie andere meinen der Mord, ereilt ihn im 48ſten Jahre ſeines Lebens. Sein Beſitz an edlen Metallen fiel den Armen, ſeine Bibliothek einem Barbier zu. Die letztere beſtand aus zwei Exemplaren des neuen Teſtaments, einer bibliſchen Concordanz, einem Commentar des h. Hieronymus und einem gedruckten mediciniſchen Buch. — Paracelſus' Bedeutung für die Philoſophie iſt, daß er, wie Albert, die Löſung einer neuen Aufgabe beginnt. Der chriſtliche Geiſt, welcher, im Gegenſatz gegen den naturtrunkenen Geiſt des Alterthums, damit begonnen hatte, die Natur als den Gegenſatz gegen die Gnade zu faſſen, der darin ſo weit gegangen war, daß er Alle, welche die Natur liebten, als Zauberer oder Gottloſe von der Gnade ausſchloß, und im Streben nach übernatürlicher Heiligkeit der Unnatur verfiel, —

dieſer iſt, namentlich durch das erneute Stud
Alten dazu gekommen, nach der, 14 Jahrl
hindurch verachteten, Mutter Natur ſich zu
ſehnen. Liebend erwartet ſie die undankbaren
und hält Koſtbarkeiten bereit, die der Erſt
ſoll der ſich wieder in ihre Arme wirft. Dieſ
war Paracelſus. Die Wirkſamkeit bis dah
angewandter Heilmittel, die er entdeckt, uni
ihm zeigt, daß der Menſch an viel mehr Se
bisher bekannt war, der Einwirkung der N
gänglich iſt, dieſe läßt ihn eine Menge von
menhängen zwiſchen dem Menſchen und de
verſum ahnden, welche er in ſeinen philoſo
Schriften zu entwickeln ſucht. Nur wenige
230 Abhandlungen die er, ohne irgend ein
Rathe zu ziehen, in die Feder dictirt hat,
uns gelangt. — In den mannigfachſten oft
ſtiſchen Lehren wiederholt ſich darin eigentl
ein Grundgedanke: daß die Welt ein dur
Leben durchdrungenes Ganze ſey. Steht al
einmal feſt, ſo folgt von ſelbſt, daß der Me
ein Glied an dieſem Ganzen, und wenn d
nehmſte, daß in ihm ſich das ganze Univerſ
centrirt. Dies ſeine Lehre vom Menſchen a
im Kleinen, als Mikrokosmus, als Extract d
Aus ihr aber ergeben ſich ganz conſequent d

tiſchen Folgerungen, welche Paracelſus zieht. Wie wir vom Arzt verlangen, daß er erkenne ob geſtörter Puls aus Verknöcherung des Herzens oder aus eingenommener Digitalis ſtammt, und für beide Fälle eine verſchiedene Behandlung erwarten, ſo iſt dem Paracelſus nur der ein Arzt, der im kranken Menſchen, (gleichſam einem geſtörten Pulsſchlag im Leben des Univerſums) die Welt erkennt, und umgekehrt bei der Behandlung jedes Kranken auf den Zuſtand des Univerſums, Stellung der Geſtirne, Kometen, Erdbeben u. ſ. w. Rückſicht nimmt. Darum ſoll er Philoſoph ſeyn, d. h. Kenner des Univerſums, darum „Aſtrolog und Alchymiſt“ d. h. Aſtronom und Chemiker um die Natur der Planeten in den Metallen, beide in den Hauptorganen des Menſchen wieder zu erkennen, um einzuſehn, daß die Leber die Natur des Eiſens und des Planeten Mars habe und darum Leberkrankheiten als martialiſche und Eiſenkrankheiten zu behandeln ſind u. ſ. w. Forderungen der Art ſieht man heut zu Tage als phantaſtiſch an, und ſtellt ihnen die Behauptung entgegen, ſie gründeten ſich auf Nichts was durch die Beobachtung gegeben ſey. Was hätte Frankreichs größter Naturforſcher, der verſtändige Cuvier, als er ſich anheiſchig machte aus einem Zahn das ganze vorſündfluthliche Thier zu conſtruiren, was hätte er gethan, wenn ein Lehr-

in der Zoologie ihm eingewandt hätte das sey möglich, da ihm ein solches Thier nicht geg sey? Er hätte gelächelt. Eben so der Ph Paracelsus, wollte man ihm von Unmöglich sprechen. Ihm ist gegeben, was er nöthig hat Mensch, dieser Zahn an dem großen Megathe das wir Universum nennen. — Phantastisch oder nicht, die Idee der Lebens-Einheit des U sums, die Paracelsus zuerst aussprach, ist de tende Gedanke aller deutschen Naturphilosophi worden und geblieben. Mag auch nur selten in Paracelsischer Kühnheit das Universum darg haben als Fortsetzung des Sinnensystems, möge die Meisten begnügt haben, Ahndungen dieses meinen Lebens aufzustellen, alle deutschen N philosophen, ja noch mehr, manche sinnige N forscher, die es für eine Beleidigung halten wi wenn man sie Naturphilosophen nennen wollte wenn sie von einer Metamorphose primitiver S nismen, oder von einer Stufenfolge des Leben sprechen, unbewußt von demselben Grundged geleitet. Es muß daher zugestanden werden deutsche Naturphilosophie bringt wirklich die, durch Beobachtung gefundene, Idee eines all nen Lebens oder einer wahren Einheit zu de scheinungen hinzu, und beurtheilt dieselben nac

Idee als nach dem Gesetz, das die Vernunft ihnen giebt. Ist dies ein Irrthum, oder ein Übel, so ist es nicht verschuldet sondern angeerbt.

3.

Könnte man aber auch hoffen, daß der scholastische Anstrich der deutschen Philosophie so wie ihr naturphilosophischer Tic auf Rechnung dieses ihres doppelten Ursprungs geschrieben würde, immer bliebe sie doch für das Dritte verantwortlich, nämlich, daß ihre Religionsphilosophie nicht, wie die anderer Nationen, die Grenzen respectirt, die Philosophie und Theologie trennen, daß sie vergißt, daß der Schuster bei seinem Leisten bleiben soll. Wenn nur nicht der dritte Stammherr deutscher Philosophie — sie ist ein Drei-Väterkind wie der Rhein mit dem sie verglichen wurde — wenn dieser nicht unglücklicher Weise grade ein Schuster wäre, der nicht bei seinem Leisten blieb! — Ein größerer Contrast ist kaum denkbar als zwischen dem Vagabondenleben des Paracelsus und der bürgerlichen Haushaltung des Schuhmacher-Meisters Jacob Böhme. Als Bauernsohn in Altseidenberg bei Görlitz geboren, beginnt er seine Laufbahn, indem er mit den andern Dorfknaben das Vieh weidet. Auf eine Vision, in der der Knabe voll Entsetzen sich von einem Haufen ge-

prägten Goldes abwendet, iſt jedenfalls dies Gewicht zu legen, daß darin ſich zeigt, wie wenig ſchon damals die Schätze dieſer Welt ſein Herz reizten. Zu einem Schuhmacher in die Lehre gegeben, ſchöpft er ſeinen ſonſtigen Unterricht aus der Bibel und den Sonntagspredigten, und begiebt ſich dann nach vollbrachter Lehrzeit auf die Wanderſchaft, während der er überall in die Streitigkeiten hineingeriſſen wird, die die Lutheraner von den Reformirten und Beide von den Katholiken trennen. Die Zweifel und innern Kämpfe die dadurch in ihm entſtehn, ſucht er durch eifriges Leſen myſtiſch-theologiſcher Schriften zu erſticken, oder beim Leſen von Paracelſus Werken zu vergeſſen. Mitten unter dieſen Qualen tritt plötzlich eine himmliſche Ruhe ein, in der er ſieben Tage lang, ohne daß dies ihn in ſeiner gewöhnlichen Arbeit hindert, die Seligkeit völliger Ruhe, zweifelsfreier Gewißheit und klarer Erkenntniß ſchmeckt. Jener Zuſtand geht vorüber; nicht ſpurlos, denn milder und ſanfter als zuvor kehrt er in die Heimath zurück wird als Neunzehnjähriger in Görlitz Meiſter u Ehemann, und lebt als Vater von vier Söhnen frie lich und heiter als ehrſamer Schuhmachermeiſter v ſeinem Gewerbe. Da wird im Jahre 1600 Fünf und zwanzigjährigen der Anblick eines vo Sonne erleuchteten Zinngefäßes zu dem, wa

: Sage dem Pythagoras zwei harmonisch klingende
abose wurden: zur Offenbarung des wahren We-
as der Dinge. Die Ideen die ihm in jenem Au-
nblicke aufgingen, verschließt er zehn Jahre in sich,
ls aber zum dritten Male sich jener Zustand der
Klarheit in ihm wiederholt, da sucht er — nur
für sich selbst, darum in chaotischer Weise wie sie
ihm kommen — seine Ideen zu fixiren, und so entsteht
seine „Aurora, oder Morgenröthe im Aufgange."
Ein Edelmann findet bei ihm das unvollendete Ma-
nuscript und leiht es; von den Abschriften, die er
davon machen läßt, kommt eine in die Hände des
Oberpfarrers Gregorius Richter, der nun beim näch-
sten Gottesdienst vor versammelter Gemeinde den
vor ihm sitzenden Böhme als Ketzer und Aufrührer
anklagt. Rührend ist die Sanftmuth mit der Böhme
nach der Kirche den Wüthenden um Belehrung an-
geht, rührend der Gehorsam mit dem er sich fügt,
als der durch den Zeloten eingeschüchterte Magistrat
ihn aus der Stadt verweist, und die Ergebung, mi
der, als er am andern Tage zurückgerufen und ihr
verboten wird, irgend Etwas zu schreiben, er au
dies verspricht. Gewissenhaft hält er sein Wo
obgleich, gegen die Abrede, Richter fortwährend geg
ihn predigt, und um ihm bösen Leumund zu erre
seine Aurora umhersendet. Die Fülle der I

mehrt ſich, Freunde, beſonders der Ch
Arzt Balthaſar Walther, beſtürmen ihn;
nachdem er neun Jahre lang mit ſich ſelb
hat, vermag er es nicht länger; er er
er müſſe ſchreiben und ſchreibt für ſid
Freunde. Hätte nicht einer derſelben
Böhme's Aufſätzen durch Druck veröffentli
man ihn wohl in Ruhe gelaſſen. Die
nicht nur lateiniſche Schmähgedichte von
Oberpfarrers hervor, ſondern abermals
beim Magiſtrat. Diesmal ward Böhmen
er möge zuſehn ſich vor etwanigen S
Landesregierung ſicher zu ſtellen, und di
gemäß geht er nach Dresden. Ein a
öffentliches Geſpräch mit den bedeutend
gen, ein geheimes mit dem Churfürſten
ihm Duldung, und da bald nach ſeine
Richter ſtarb, ſo ſchien ſeine Ruhe nicht
fährdet. Er ſollte ſie nicht lange genie
erſte und letzte Krankheit befällt ihn; a
Stunde ſagt er ſeinen Tod voraus, und
läßt er die Thür öffnen um deutlicher
Muſik zu hören die er vernimmt, und e
den Worten: Nun fahre ich hin ins Par
durch eine höhere Autorität ward der z
liche des Orts, — noch dazu derſelbe, l

seinem Tode das Abendmahl gereicht hatte, — bewogen, den Leichnam eines Mannes zu begleiten, den seine Freunde als einen Heiligen beweinten, eine zahlreiche Secte noch heute als solchen verehrt. — Außer dem, worin Böhme ganz Original ist, theilt er mit Albert dem Großen eine wunderliche Terminologie, mit Paracelsus die, demselben entlehnte, phantastische Naturphilosophie, und so könnte man es fast billig nennen, daß er schon sehr früh par excellence als der „deutsche Philosoph" bezeichnet wurde. Die Summe der ihm eigenthümlichen Speculation ist: daß der Mensch, wenn er auf sich verzichtet und durch Glauben und Gebet wiedergeboren ist, so mit Gott vereinigt sey, daß er in Gott wurzelnd, „radicirend", sagt er, „gleichsam ein kleines Götterlein in dem unermeßlichen Gotte ist." (Viele haben dies Pantheismus genannt und vergessen, daß der Pantheist als ein natürliches Verhältniß Aller behauptet, was nach Böhme nur von den Wiedergebornen erreicht wird, d. h. denen, welche sich mit eigener Selbstthätigkeit Gott hingegeben.) Wenn also dem Paracelsus der Mensch die Welt im Kleinen war, und man eben deswegen in diesem Mikrokosmus, als in einem Spiegel, das Universum sehn und begreifen konnte, so lehrt dem analog Böhme, daß der Mensch, wenn er wiedergeboren,

d. h. von der Sünde befreit, Gott im Kleinen ist. Es ist darum durchaus nicht unmöglich Gott zu schauen, nur die Sündhaftigkeit (nach Böhme die monstruosische Gestalt) des Menschen macht, daß wenn er sich in sich vertieft, er Gott nicht erkennt, hat jene aufgehört, so findet der Mensch, daß sein bisher verborgenes Wesen („der verborgene Mensch") Gottes eignes Wesen sey. Bei solcher Lehre fürchtet Böhme den Vorwurf der Hoffahrt nicht, er kannte nur eine Hoffahrt, sie ist: Nicht forschen, nicht suchen. Suchen ist die wahre Demuth; übt der Mensch diese und forscht in sich, so findet er von Allem, selbst von den Schmerzen und Widersprüchen in sich, die (freilich schmerzen- und widerspruchslose) Wurzel in Gott. Was darum vorhin von Paracelsus gesagt war, gilt auch von Böhme; auch ihm ist der Mensch wie jener Cuvierſche Zahn, ein Spiegel dessen, an dem er ein Glied ist. — Dieser Böhmesche Grundgedanke aber beherrscht alle spätere Religionsphilosophie in Deutschland, namentlich die des 19t Jahrhunderts. Sie will nicht, wie die oberflächli Halbbildung um Gott zu ehren ihn ent-menschlich vielmehr sucht sie aus dem wahren Menschlic das Göttliche herauszulesen, im richtig gefaßten E lichen die Wurzel des Menschlichen nachzuw Ihr ist darin ihr Vorfahr vorausgegangen

mehr, er ist darin ihr direkter Lehrer gewesen, denn mehr oder minder haben alle neuern Religionsphilosophen aus Böhme geschöpft, obgleich Manche, denen die Franzosen Poiret und St. Martin Lehrer wurden, kaum wissen mochten, *wessen* Lehren dies ursprünglich waren. Wir aber wollen es offen gestehen: die deutsche Religionsphilosophie hat einen Beigeschmack von Theosophie; es ist dies aber kein Zufall, sondern ist ihr *angeboren*.

4.

Wenn nun aber alle drei Vorwürfe, die auf der deutschen Philosophie lasten — die scholastische Ausdrucksweise, die phantastische Naturphilosophie, die theosophische Religionsphilosophie — *nicht* zufällige Verschuldungen der Generation treffen, sondern Angeerbtes, so möchte gerade der *Gewissenhafte* Bedenken tragen ohne Weiteres, wie uns gerathen wird, die alten Fesseln zu brechen, da es doch einmal nur *ein* Mittel gibt, sich der Zahlung ererbter Familienschuld zu entziehen: die Bankerott-Erklärung. Als daher vor nicht gar langer Zeit im Namen der freien Wissenschaft verkündigt ward: die wahre Philosophie sey der Gebrauch der fünf Sinne (eine Philosophie die gewiß alle *deutsche* Beschränktheit abgestreift hätte, da durchaus kein Grund ist,

warum ſich der Eskimo und Patagonier nicht zu ih
bekennen ſollte) — da konnte es um ſo weniger dem
verdacht werden, welche darin eine Inſolvenz-Erkl
rung ſahen, als ja ausdrücklich von jenem Ausruf
verkündigt wurde die deutſche Philoſophie ſey „zu
Geſchichte", d. h. zu einer alten Geſchichte geworde
Durch dieſe Erklärung wird nun freilich die deutſch
Philoſophie nicht inſolvent, da, der ſie ausſprac
von ihr kein Mandat erhalten, dennoch könnte ſi
und Vieles ſcheint das anzudeuten, bankerott ſey
Es iſt heute, vielleicht zu oft, die deutſche Phil
ſophie mit dem Rhein, ihre Eigenthümlichkeit m
ſeinen grünen Waſſern verglichen, und ſpöttiſch könn
man uns fragen, wo wir in dieſem Augenblicke ſolch
Philoſophie gewahren? Aufrichtig geſtanden, ſe
Jahrzehenden ſuchen wir vergeblich nach dem majeſt
tiſchen Strom mit immer neuen aber immer mal
riſchen Ufern; die Waſſer, die am Lauteſten rauſche
ſind gelb und ſcheinen dem Stromgebiete des Miſſou
eher anzugehören als dem des Rheins, die grüne
die wir ſehn, ſcheinen Andern ſtill zu ſtehn und ſolle
grün ſeyn durch ihre Conferven. Und dennoch hoffe
wir, daß der Strom der Philoſophie noch nicht d
angekommen iſt, wo an beiden Ufern kein De
geſprochen wird, hoffen es, weil ja auch der
ſeinen Bodenſee findet in dem er verſchwind

mächtiger, klarer, aber grün herauszutreten, hoffen es, weil seit Pangloß deutsche Philosophen Optimisten sind. — Der Erbe muß des Erblassers Schulden zahlen, allein es streitet nicht mit der Gewissenhaftigkeit desselben, wenn er die Activa und Passiva des Erbes überschlägt, nicht mit der Ehrfurcht vor der Eigenthümlichkeit deutscher Philosophie, wenn wir die Vortheile und Nachtheile erwägen, die aus derselben erwachsen werden. Diese vorauszusehen ist keine Prophetengabe nöthig, sondern nur ein Rückblick auf die Vergangenheit und die praktische Regel, daß wer des Vaters Gewerbe ergreift, nicht hoffen soll, es besser zu haben als er. Von Albert dem Großen wird erzählt, er habe öfter den Besuch hoher Herren bekommen, die aber nicht kamen um sich über Wesenheiten und Dingheiten zu unterrichten, sondern weil ein von ihm verfertigtes Automat, ein Kopf der sprechen konnte, sie unterhielt. Das ist ein bedeutsamer Wink für den, der sich dem Dienste von Alberts Tochter weihte, für den deutschen Philosophen. Es gibt für ihn nur ein Mittel, um in den höhern Kreisen willkommen zu seyn: er bringe einen Kopf mit der zu sprechen versteht und unterhält. Wer durch etwas Anderes, durch seine Philosopheme, Bewunderung erregen will, läuft Gefahr, daß man ihn so bewundert wie wir in Molière's

mariage forcé den großen Philoſophen Panc
wundern, wo er beweiſt, daß man nicht ſag
Form des Huts, ſondern Geſtalt des Huts.
nöſer iſt dies geworden, daß Albert ein alte
taire war, denn damit iſt das Schickſal ſein
ter, der deutſchen Philoſophie, bei den Fra
ſchieden. Ich verdenke es keiner derſelben,
ſich mit ihr Nichts zu ſchaffen macht, ſo l
ihren ſcholaſtiſchen Jargon ſpricht, denn Nich
einen häßlichern Mund als der Gebrauch di
ſcheulichen Worte, und ein häßlicher Mund
lich recht häßlich. Darin haben es die F
beſſer, und als ich im Collège de France ei
eleganten Vortrag über neuplatoniſche Phi
anhörte, und da zwar ſehr wenig Student
deſto mehr Damen ſah, wandelte mich eine
an. Indeß es fiel mir ein, daß ganz nah
Hauſe, in dem ich mich befand, vor 700
ein großer Lehrer der Philoſophie wohnte un
deſſen ganzes Lebensglück zerſtört ward und
Ort zu Ort gehetzt, als Verbannter und G
ſtarb, weil er **eine** ſchöne und geiſtreiche **S**
gefunden. Ich dachte an ihn, ich dachte a
Vaterland, das ſo **Viele** aufzuweiſen hat,
ner und geiſtreicher ſind als Heloiſe, — und
meine ***Unaufmerkſamkeit*** im Collège de Fr

der Bemerkung: Ländlich, sittlich! Am Ende hat die Einrichtung bei uns, wo Studenten sich für logische Kategorien begeistern, ja sogar duelliren, die Frauen aber zu denken pflegen: ein Philosoph! hu! — am Ende hat sie auch ihr Gutes. — Wenn Albert der Große zugleich mit seinen Formeln auch seine Stellung in der Welt auf uns vererbt hat, so lehrt des Paracelsus Schicksal, was wir zu erwarten haben, so lange wir Naturphilosophie treiben. Die Naturforscher des Jahres 1850 sind nicht nachsichtiger gegen die Naturphilosophie, als die Basler Physici im Jahre 1527 gegen den Vater derselben. Indeß hat dies auch sein Gutes, denn so gewiß die Ehe zwischen Naturforschung und Naturphilosophie im Himmel geschlossen ist, und sie einmal zusammen kommen müssen, eben so gewiß ist vor ihrer, wie jeder, zu früh geschlossenen Ehe zu warnen. Für's Erste wird wohl das Beste für Beide seyn, daß sie ihr Geschäft abgesondert von einander treiben; der Beifall der Forscher könnte jetzt der Naturphilosophie gefährlich werden, sie verlangt nur Duldung. Wird aber auch diese versagt, und über die Naturphilosophie gespottet, weil sie den Flug in die Sonne versuche, wird sie geschmäht weil sie die Forschung nie gefördert, immer gehindert habe, wird endlich zu laut damit geprahlt, daß erst jetzt sie sich von

der Naturphiloſophie getrennt, die Naturforſ
Fortſchritte gemacht habe, nun da werden wir
wehren, indem wir bemerken, daß es doch gut
daß einmal Einer in Gedanken in die Sonne
und von da aus die Planeten betrachtete, da
ein Naturphiloſoph war, der ſchon vor fu
Jahren zum Gelächter der Forſcher behauptete
Schädel beſtehe aus Wirbeln und der Organi
aus Bläschen, endlich aber wollen wir (ganz
fragen, ob es wirklich ein beneidenswerther Zu
der Naturwiſſenſchaft iſt, wo man 26 Beſtand
der Galle kennt, aber nicht weiß wozu die
dient, und wo hinſichtlich des Zweckes der Milz
in der größten Verlegenheit wäre, wenn es
glücklicher Weiſe Milzkrankheiten gäbe? —
lange endlich die Philoſophie auch Religions
ſophie ſeyn will, ſey ſie bereit Jacob Böh
Schickſal zu theilen; ſie wird genug Ober- und
pfarrer finden, die, heißen ſie gleich nicht Ri
doch als Richter und zwar als ſchlecht inſtruirte
ſie urtheilen und ſie für vogelfrei erklären we
Hat auch ſein Gutes! Kann doch eben, we
vogelfrei, nur die deutſche Philoſophie frei, wi
Vogel in der Luft, ihre Speculation beginnen,
wenn ſie auch dazwiſchen ſich verirrt, ſo iſt es
ein Anderes um eine Haustaube die von

wiederkommt, als um einen Vogel den man an einem Faden fliegen läßt. Solche Fäden kennen Englands und Frankreichs Philosophen sehr gut.

Damit aber, daß die Philosophie darauf verzichtet, denen zu gefallen, welche die Seele der Gesellschaft bilden, daß sie zweifelt, die Naturforscher zu gewinnen, und gefaßt ist, den Haß der Theologen zu tragen, scheint sie auch resignirt zu haben auf jede Wirksamkeit, hat sie sich dem klösterlichen Leben der Schule geweiht, und schlägt hinter sich die Pforte zu, die in den Garten des Lebens führt. Und wenn dem so wäre, so ist noch nicht bewiesen, daß sie damit das Höchste opferte, denn es erheben sich manche Stimmen, welche behaupten, jener Garten biete nicht die schönsten Früchte. Ich will von Sokrates nicht sprechen, welcher die Philosophie pries, weil sie ein stetes Sterben und sich Losmachen vom Leben sey, nicht von Fichte, welcher zum Philosophiren einladet, welches Nicht-Leben sey, wie Leben Nicht-Philosophiren, — beide waren ja exaltirte Köpfe, die ein wohlgeordneter Staat nicht dulden kann, wie denn der Eine den Giftbecher trinken, der Andere seine Professur aufgeben mußte, — es gesellt sich aber zu ihnen ein Mann von besserem Namen, Schiller, mit dessen Ausspruch, das Leben sey nicht der Güter höchstes, sich wohl

ereinigen läßt, das Wiſſen ſey dieſes höchſ
‚Göthe aber, ruft man, der hat des Lebens
Baum und grüne Weide der dürren Spec
und grauen Theorie doch vorgezogen", uni
Autorität könnte uns ſchrecken, wenn nicht der
der ſo gern Mährchen und Räthſel erzählt,
wir ſie deuten und löſen, jene Ausſprüche
Mephiſtopheles in den Mund gelegt hätte!
es ſey, Mephiſto=Göthe habe Recht, und z
ſey der letzte Zweck, — was heißt denn
Mancher hegt die fixe Idee: im eignen Elem
eigne Natur gewähren laſſen, dies und nur di
leben. Nicht nur die Fiſche gehören zu dieſe
köpfen, die es den Katzen bisher nicht haben
wollen, daß im Waſſer zu ſchwimmen kei
ſey, ſondern wo wir über Andere urtheil
wir Alle dieſen Begriff des Lebens zu Gru
der größte Mathematiker ſeiner und aller
Parlament (einmal und nie wieder) eine
da war er unbedeutend und alſo nicht er
dieſer Nacht lebte Newton nicht, er war
lebte auf, als er zu ſeinen Rechnungen
in welchen er lebte und ewig lebt.
darum die Unſterblichkeit erworben,
wieder ſeine Zeit ſo getödtet hat, daß er
reden ausdachte, wie ſeinerſeits Pitt

ſo tödtete, daß er verſuchte, die Lehre von den Fluxionen weiter auszubilden. Und daß es nicht ſcheine, als ſolle durch den Mathematiker und Staatsmann von der Philoſophie abgelenkt werden, als Plato ſeinen Staat ſchrieb, — ſie ſagen heute, er habe ihn geträumt. Wer gäbe nicht Alles hin, einmal Solches erträumt zu haben? — da lebte er; in jenem Traum lebt und wirkt er noch heute. Als er aber den Verſuch machte, einen Staat, wie ſie es nennen, ins Leben zu rufen, da war er gerade der Träumer, da iſt er unweiſe und alſo lebt Plato nicht. Die Zeit, die er in jenen fruchtloſen Verſuchen in Syrakus zubrachte, bildet eine Lücke in ſeinem Leben, wie jene Parlamentsnacht in dem Leben Newton's. Darum fort mit jeder Philoſophie, die ſich vom Leben trennt! Nur das iſt uns Philoſophie, was ganz Leben iſt; wie Newton's Rechnen Leben war, wie es für Raphael kein Leben gab, als Malen, wie Beethoven nur lebt, wenn er in Tönen ſchwelgt, ſo ſey und bleibe dem deutſchen Philoſophen das Philoſophiren — Leben.

Von jeher hat man als Wappenzeichen der Philoſophie den nächtlichen Vogel der Minerva angeſehen die Eule, den Kauz. Den Schild der deutſchen Philoſophie werden drei ſolcher Nachtvögel zieren müſſen. Ich habe verſucht, dies ihr Wappen zu deuten

dem ich auf alle drei — seltsame Käuze fürwahr — hinwies. Dieser Schild möge auch den schützen, der, nachdem er vor einem mehr als sonnenhellen Tag ein Eulenlied angestimmt hat, um des großen Dichters Absolutionsformel bittet: Solche Käuze muß es auch geben.

III.

Über

Collision von Pflichten.

1853.

Nicht nur, was der äußeren Ausschmückung des Lebens dient, unterliegt der Mode; die Allmacht dieser Herrscherin erstreckt sich auf Gebiete, die man erhaben denken sollte über jeden Wechsel: Welche Probleme den einsamen Denker beschäftigen, welche Fragen als für die Menschheit wichtigsten gelten, das ändert sich, gerade wie der Geschmack an Werken der schönen Literatur, und was der einen Generation als Lebensfrage erschien, wird von der andern als unbedeutend belächelt. Ein schlagender Beleg dafür ist, wie verschieden von ehemals jetzt die Untersuchungen angesehen werden, welche die Moral betreffen. Es gab eine Zeit wo Moral und Moralität die Losung des Tages war, wo Jeder, der auf der Kanzel stand, Moral predigte, und — was entscheidender ist — dabei gern gehört wurde, wo ein Schauspiel sicher war zu gefallen, wenn es eine moralische Tendenz hatte, wo endlich philosophische Systeme darnach

beurtheilt wurden, ob in ihnen die Moral
geordnete oder hervorragende Stelle einna
hat sich Alles geändert: Moralpredigten si
Mode; hört man von einem neuen Stück
sey moralisch, so geht man nicht hinein un
Circus und das Ballet vor, wo diese Ten
ger zu fürchten; was endlich die Philosop
so giebt es — wenigstens in Deutschland
mehr Professuren der Moralphilosophie, ja
lesungen darüber werden immer seltner.
unerörtert, ob diese Veränderung für oder
Gegenwart spricht. Wer so denkt, wie je
Frankreich, welche behauptete ein anständi
dürfe das Wort décent nicht in den Mund ne
es doch immer begleitet sei von dem Neb
des Gegentheils, der wird vielleicht unsere
tuliren, daß sie zu moralisch sey um von
zu sprechen. Ein Andrer folgert vielleicht,
essire sich für Anderes mehr als für Moral
wie der Zeitgenosse jener Französin, der ei
er wolle gar nicht leugnen, daß der Vate
unmoralische Handlung sey, aber — was
schlimmste — es verstoße eine solche That
guten Geschmack. Entscheide hier wer kann
darin werden Alle einig sein: Gegenstände
zu betrachten ist veraltet, das Moralisiren

jenheit einer vergangenen Zeit, die gegenwärtige
t andere Intereſſen. Nur der Umſtand, daß es
um Eine in dieſem Kreiſe geben möchte, die nicht
zweilen es geduldet hat, daß ihr rococo als das
leuſte" vorgelegt wurde, kann mir den Muth geben,
f gleiche Nachſicht zu rechnen, wenn ich aus einer
veralteten Disciplin, wie die Moral iſt, einen
egenſtand wähle. Es iſt einer der, als noch mo-
llſirt wurde, ſehr häufig beſprochen, ſpäter beinahe
rgeſſen ward; ich meine nämlich die Fälle, wo mo-
iſche Verpflichtungen mit einander in Streit gerathen
r die ſogenannte Colliſion von Pflichten.

Seit jener gelehrte Phyſiker — den ſein König
die Erklärung angegangen hatte, warum, wenn
in einen Eimer Waſſer einen todten Fiſch hin-
ut, der Eimer um das Gewicht des Fiſches, wenn
einen lebendigen um gar Nichts ſchwerer wird
Folge langen Nachdenkens den Grund richtig
gebracht hatte, und nun der geiſtreiche Fürſt
igte, daß das Factum gar nicht Statt habe,
t wird es Jedem anzurathen ſein, daß er vor
' ſeiner Stimme über einen Gegenſtand der
ng zuſehe, ob es ſich auch um etwas Reales

Bei unſerm Gegenſtande iſt dies um ſo
diger, als wirklich bedeutende Autoritäten
t haben, es gebe keine Colliſion von

ichten, und ſogar den Trumpf darauf ſ
ein Moralſyſtem, welches einen Streit von
ſtatuire, dadurch allein ſich ſelbſt verur
el wichtiger als ſo ein Trumpf, und auch
ichtiger als die Ägide berühmter Namen,
ne Behauptung, daß ihr Gründe zur Seite
welche die Unmöglichkeit ſolcher Colliſion
beweiſen ſcheinen. „Pflichten, heißt es da, ſin
derungen der Vernunft, ein Streit der Pflichten
alſo ein Widerſtreit unter Vernunftforderungen.
es aber gegen das Grundgeſetz alles Denken
ſtößt, daß die Vernunft (theoretiſch) Entgegeng
behaupte, ſo muß man auch conſequenter
annehmen, daß die Vernunft, die doch die Ei
Selbe iſt, auch nicht (praktiſch) Widerſtreitend
dern kann". Man kann dieſe Analogie d
retiſchen und praktiſchen Verhaltens der V
und die Solidarität ihrer Behauptungen u
rungen, zugeſtehn, ſie aber wider den Geg
und ſagen: „Eben weil die Vernunft, wo ſi
ſehr oft Widerſprechendes als richtig be
wegen iſt es auch nicht unmöglich, daß
ſie Geſetze giebt, Widerſprechendes für r
Den Beweis, daß die Vernunft wirklic
hauptungen führt, die ſich widerſprechen
die Denker des Alterthums in gewiſſe

geliefert, die man Trugschlüsse genannt hat; mit Unrecht da sie, wenigstens einige, ganz ohne alle Täuschung nur zeigen, in welche Verwicklungen die Vernunft gerathen kann. Eines dieser Raisonements, zu seiner Zeit sehr berühmt, werde hier erwähnt, weil es einen guten Anhaltepunkt giebt für unsere Untersuchung. Eine Mutter mit ihrem Kinde, so wird erzählt, stieß auf ein Crocodil, das ihr das Kind entriß, dann aber folgenden Pact mit ihr abschloß: die Frau sollte irgend Etwas sagen; wäre was sie behauptete richtig, so erhielt sie ihr Kind wieder, war es unwahr, so ward das Kind gefressen. Die Mutter, wahrscheinlich um sichrer zu gehn als sicher, sagte: Du wirst mir mein Kind nicht wiedergeben. „Unglückliche, brüllte das Crocodil, jetzt muß ich es ja in jedem Falle verschlingen, denn selbst wenn ich es Dir wiedergeben wollte, verfiele es mir nach unserem Vertrage, weil du gelogen hättest." „Unredlicher Barbar, replicirte die Mutter, in jedem Falle muß ich mein Kind wiederbekommen. Du darfst es nicht behalten, weil ich ja dann die Wahrheit gesprochen, und nach unserm Vertrage das Leben meines Kindes gewonnen hätte." So weit dies Geschichtchen. Es ist klar, daß das Raisonement auf beiden Seiten ganz richtig ist; käme die Sache zum Proceß, so müßte die Frau eine Menge von Vettern oder das Crocodil

eine Legion von Neffen bei den Gerichten a
haben, und dort der Nepotismus sehr herrscher
nicht alle drei Instanzen entscheiden sollten, de
Theile Recht haben. Das Kind würde ohn
Zweifel dem Fiscus zugesprochen werden. —
wie hier sich widersprechende Behauptungen
richtig sind und also eine Vernunft-Colliſic
ben ist, gerade so kann Sich-widersprechendes
sehr Pflicht sein und also ein Streit von P
eintreten. Wer versprochen hat, ein Unrecht
mag anfangen, was er will, er wird seine
verletzen: er wird sein Wort brechen, wenn
That unterläßt und wird sich anklagen müsser
er sein Wort hielt. Wenn Coriolan sich von
und Gattin nicht erbitten ließ, so verrieth er
milienpietät und die Pflicht gegen sein Va
jetzt wo er dieser nachgiebt, wird er zum V
an dem Volke, dem er sich zu Dienst gegel
stirbt den Tod des Verräthers nicht mit Unr

Situationen, wie die eben erwähnten, kon
oft vor, als daß nicht auch die Moraliſten,
der Pflichten-Colliſion jedes Plätzchen in ihrem C
versagten, sich hätten vor der Macht der Th
beugen sollen. Zugleich aber sind sie der A
sie ein bequemes Auskunftsmittel darboten, um
und Thatsachen in Einklang zu bringen. De

in jenen Fällen das Versprechen des Unrechts selbst eine Pflichtwidrigkeit, Coriolans Dienst bei den Volskern selbst eine Pflichtverletzung war, so ward der ursprüngliche Satz, daß es keine Pflicht-Collisionen geben könne, dahin beschränkt, daß es keine gebe, die nicht selbst verschuldet wäre; jede Collision, welche vorkommt, solle zu dem „Fluch der bösen That" gehören, die fortzeugend „stets Böses muß gebären." „Eben darum aber, hieß es weiter, bleibe es dabei, daß im Systeme der Moral kein Platz für die Collisionen sich finde. Wie die Anatomie nicht die gewaltsamen Verstümmelungen berücksichtige, welche man auf dem Schlachtfelde sieht, so habe auch die Wissenschaft von den Pflichten nur das Allgemeingültige zu betrachten, habe bei den normalen und natürlichen Verhältnissen stehn zu bleiben, in welchen eben so wenig streitende Pflichten vorkommen, wie die Natur jene explodirenden Substanzen hervorbringe, durch die so oft Menschen verunglücken, wenn sie willkührlich Feindseliges vereinigen, was die Natur getrennt hielt." Die Auskunft, daß kein Streit der Pflicht eintritt, wenn man nur nicht selbst durch Verletzung von Pflichten ihn hervorruft, scheint wirklich aller Verlegenheit ein Ende zu machen, und empfiehlt sich auch dadurch, daß bei den theoretischen Vernunft-Collisionen, von welchen oben die Rede war, eine

ähnliche die natürlichſte und nächſtlieg
ſcheint. Wenigſtens wenn man einem, n
maaßen aufgeweckten Knaben die Geſchich
ocodil und der Mutter erzählt, ſo pflegt
igem Kopfbrechen die Dummheit der Mu
klagen, alſo ganz wie jene Moraliſten vom G
gen, daß er nur durch ſeine Unvernunft, in
ich den Feinden verkaufte, in ſolche Gewiſſ
gekommen ſey, ganz ſo behauptet der Knabe
die Frau nicht ſo unvernünftig ihren Satz
ſo wäre ihr alle Noth erſpart worden. A
werden zugeſtehn müſſen, daß wenn die Mu
ſagt hätte: „Du biſt ein beſchupptes Un
oder: „Mein Kind iſt zwei Jahre alt“,
Behauptung zwar nicht ſehr galant, die zw
ſehr tiefſinnig geweſen, in beiden Fällen
Kind gerettet wäre. Allein darum mit je
ben und jenen Moraliſten die Sache ſo abz
alle Vernunft-Colliſionen, ſeien ſie
retiſche, ſeien ſie praktiſche, ſind ſelbſ
dete und darum vermeidliche Zufälle,
uns abermals ſchon die Denker des Alt
möglich gemacht und zwar durch eine V
erzählten Geſchichtchens. Diesmal figuri
ſtatt einer Mutter ein Mann. Dieſer
Garten gerathen, in welchem jeder Ein

pflichtet war, eine Behauptung auszusprechen. War diese wahr, so ward er ersäuft, dagegen ward eine Unwahrheit mit Erdrosselung bestraft. Da diese Alternative etwas unangenehm ist, so suchte der Mann Beidem zu entgehn, indem er sagte: Man wird mich erdrosseln. Dies durfte nämlich jetzt nicht geschehn, weil er sonst die Wahrheit gesagt hätte und also nicht erdrosselt werden durfte, ersäuft aber durfte er gleichfalls nicht werden, denn dann hätte er ja gelogen, worauf das Ersäufen nicht stand. Der Mann glaubte sich gerettet, der Wächter des Gesetzes aber sprach — gleich jenem Teufel in Dante's Inferno — glaubst Du, ich sei kein Logiker? Du wirst erdrosselt, denn sonst hättest Du gelogen, worauf ja Erdrosselung steht." — Es ist klar, die Verlegenheit ist hier ganz wie dort bei der Frau, nur daß man hier nicht, wie vielleicht dort, sagen kann, der Mann habe dumm gehandelt. Bei jedem andern Satze wäre er im Hand-umdrehen strangulirt oder ersäuft, jetzt ist wenigstens eine Discussion nöthig und da diese, allem Anscheine nach, lange dauern wird, hat er wenigstens Zeit gewonnen. Wollte aber Jemand, um den beruhigenden Satz, daß der Vernünftige nie in eine Collision gerathe, nicht aufzugeben, es Dummheit des Mannes nennen, daß er in so einen Garten trat, so ließe sich denken, daß jene genannte Alternative eine

ieue, ihm unbekannte Einrichtung war, i
den Garten der einzige Weg zum Arzte fi
ſein krankes Kind retten ſollte u. ſ. w.,
auf die ich nicht weiter eingehe, damit nicht
rung über ſeine, eines Melodram's würdige
mir die Faſſung raube, die zu einer genau
ſuchung nöthig iſt. — In dieſer verbeſſerte
nun kann das, zur Übung des Scharfſinns
Geſchichtchen als Wink dienen, daß auch im
Gebiete der Menſch ohne ſein Verſchuld
ähnliches Gedränge kommen kann. Eigentlich i
zu wenig geſagt, die Erzählung iſt vielmeh
treue Schilderung der ſittlichen Lage eines
ſich in den dermaligen Verhältniſſen fin
weder geſchaffen noch verſchuldet hat.
hältniſſe nämlich bilden wirklich einen Ju
dem in jedem Augenblick von uns gefo
daß wir uns ausſprechen, immer aber a
hende Tafel vor unſer Auge geſtellt
zweierlei Arten des Todes die Wahl läßt
Welt, in die wir ohne unſere Schuld g
immer die Wahrheit ſprechen wollte, w
bian geſcholten, wer ſich auf Lügen
heißt ein Schmeichler, d. h. in dem e
den wir von der öffentlichen Meinu
dem andern ſtrangulirt. Es giebt

sich zu retten: Wie jener Mann muß man pfiffige Redensarten erfinden, in denen die Wahrheit hinter Lügen verhüllt oder die Lüge mit Wahrheit verbrämt ist, in welchen der Ernst sich hinter den Scherz versteckt, das Spiel sich in ein ernstes Gewand kleidet; nur so kann es gelingen, den grausamen Nachrichter hinzuhalten, den man Publicum nennt, und wenigstens so lange, als er unentschlossen darüber ist, welches jener beiden ehrenrührigen épithètes uns zukomme, das eines artigen und feinen Mannes zu führen. Den Widerspruch sich kreuzender Pflichten erfahren wir in unsern complicirten Verhältnissen überall: er begleitet uns auf die Straße, wo wir den Hut ziehen müssen vor Menschen, die unsere Verachtung verdienen, er tritt mit uns in Gesellschaft, wo Jeder, dem wir oder der uns vorgestellt wird, auch wenn er uns ganz gleichgültig ist, sein „freut mich unendlich" erwartet, oder wo ein Andrer, dessen Geklimper unsere Ohren zerreißt, berechtigt ist zu verlangen, daß wir durch Worte oder wenigstens durch Schweigen, die Übrigen glauben machen, er habe uns ergötzt. Es giebt Viele, die diese Thatsachen nicht ableugnen, wohl aber daß sie moralische, sittliche, Collisionen enthalten. „Es handle sich dabei gar nicht um Pflichten, sondern um Befolgung von sittlich gleichgültigen conventionellen Regeln", die

banalen Phraſen der Höflichkeit würden zu ſel
ehrt, wenn man ſie unter die Kategorieen von L
heit und Lüge ſtelle, denn da Niemand, an d
gerichtet werden, durch ſie belogen werde, ſo
auch, wer ſie gebraucht, nicht gelogen; Beweis
ſey, daß man es gewiß keinen Widerſpruch n
wird, wenn Einer, der an einem Abend zehn
Bekanntſchaften gemacht und alſo „zehn unent
Freuden“ ſich gerühmt hat, gleich darauf ſagen n
ſein ganzes Leben ſei ohne alle Freude verla
So oder ähnlich ſprechen Viele, und mögen vie
Recht haben. Aber auch dieſe, nicht all zu rig
ſchen, werden zugeben, daß man ohne Schu
Lagen gerathen kann, wo die Pflicht der Wahr
liebe mit anderen Pflichten ins Gedränge k
Sie brauchen nur an die Fälle zu denken, die
Unterſuchungen über die Nothlüge noch Mode
ren, vorzugsweiſe zur Sprache kamen: Soll ma
mordluſtigen Wahnſinnigen, der bewaffnet nach
Verſteck ſeines Feindes fragt, die Wahrheit ſ
Darf der ſterbenskranken Frau der Tod ihres K
verheimlicht oder abgeleugnet werden, damit ſie
zu Grunde gehe? Ein großer Philoſoph hat g
hier ſey die Sache ganz einfach, d. h. er ha
Colliſion geleugnet, die ja nur darin beſtan
Mehrfaches gefordert iſt. „Wenn meine Fr

er, in einer Gemüthslage ist, wo sie keine Wahrheit verträgt, so verdient sie zu sterben, und also soll sie sterben.“ (Zur Vermeidung von Mißverständnissen bemerke ich, daß er nicht etwa unglücklich verheirathet war.) Handelte sichs darum, gegen Fichte die Nothlüge zu vertheidigen, so könnte man auf die Gefahr hinweisen, daß jetzt ein streng moralischer Arzt einem Kranken, der keine gesunde Kost verträgt, nicht Quecksilber, Jod, Opium und anderes giftiges Zeug verschreiben, sondern ihn dem Tode preis geben könnte, den er allerdings durch seine Hirnentzündung, Skropheln oder Cholera reichlich verdient hat. Die Nothlüge aber zu rechtfertigen, ist hier gar nicht meine Absicht. Ich möchte nur den, welcher auf Fichte's Worte schwört, fragen: wenn die Frau, deren Geist die Wahrheit eben so wenig verträgt, wie ihr Leib die gesunde Kost, durch die Eröffnung der Wahrheit den, meinethalben verdienten, Tod erlitten hat, ob er, der die Scharfrichterrolle übernahm, sich gar keine Gewissensbisse machen wird? Vielleicht antwortet er mit Nein! und das wird mir eine Bestätigung dafür sein, was ich ohnedies weiß, daß in Sachen der Nothlüge am meisten ohne Noth gelogen wird. Die Gegenfrage des Andern, ob wir uns denn nicht schämen würden — sogar in einem solchen Falle — gelogen zu haben, kann uns in keine Verlegenheit brin-

gen. Unſere Behauptung iſt ja eben, daß nich
Lebenslagen einfach, ſondern daß manche ſo ver
ſind, daß, man möge thun was man wolle,
ohne Schaam oder Reue gar nicht herausko
kann. Wir behaupten, daß dies nicht nur
unſere Schuld veranlaßte Ausnahmen ſind, ſo
daß in den Verhältniſſen, in welchen wir leben
Colliſion der Pflichten, von der bisher
die Möglichkeit behauptet ward, faſt in jeden
genblicke Statt findet.

Aber ſelbſt dabei wird man nicht ſtehen b
können. Zwar kann es zu ſehr bedenklichen J
lelen verleiten wenn wir, wo der Finger ge
wurde, nach der Hand greifen, doch werden wi
ihr haſchen müſſen. Wird nämlich, wie bishe
auf die dermaligen Verhältniſſe geſchoben, daß J
ten collidiren, ſo könnte immer wieder geſagt w
das finde Statt durch unſere Schuld, zwar
durch die Schuld des Einzelnen, der ſich in der
liſion befindet, aber durch unſere Geſammtſchuld,
welche die Lebensverhältniſſe ſo verzerrt ſind.
gehn aber weiter und behaupten: es liegt in
Natur der Pflichten, daß ſie nicht erfüllt w
können, ohne daß Pflichten verletzt werden. A
dieſe „Natur“ oder das Weſen aller Pflicht F
darauf leitet uns ſchon die Art wie man V

tungen aufzunehmen pflegt. Wollte man Jemand, der in eine Gesellschaft geht, zur Pflicht machen, daß er sich an dem Silbergeschirr nicht vergreife, so wird er es an einer derben Antwort nicht fehlen lassen, vielleicht gar eine Injurienklage anbringen. Es kann seltsam genannt werden, daß er die Verpflichtung zur Ehrlichkeit, die doch gewiß nichts Ehrenrühriges ist, gerade so aufnimmt als würde ihm das Gegentheil zugemuthet, und doch finden wir Alle dies ganz natürlich. Warum? weil Verpflichten so viel heißt, als ein Gesetz geben, und unser Gefühl, ganz im Einklange mit jenem Bibelwort, welches sagt, daß es für den Gerechten kein Gesetz giebt, sondern nur für den Ungerechten, nur dort eine Verpflichtung begreifen kann, wo das Gebotene nicht von selbst erfolgt, ein Gefühl, daß auch nicht irrt, sondern durch genauere Betrachtung nur bestätigt wird: Jede Handlung nämlich und jedes einzelne Wollen, geht aus dem, was den Willen in Bewegung setzt, so hervor, wie die Wellenkreise auf der stillen Wasserfläche aus dem Punkte hervorzugehen scheinen, in welchen der erschütternde Stein fiel. Die sittliche Lage aber des Menschen, der unter Gesetzen und Pflichten steht, bietet zwei solche Centra und zwei Wellensysteme dar. Das eine befaßt die Bewegungen des Willens, die nur aus dem eignen Genius

hervorgehn, die perſönlichſten Neigungen und A
des Herzens, in welche man ſo ſehr das eig
Selbſt des Menſchen und ſein eigenſtes Se
daß man hiervon zu ſagen pflegt, dies thue
ſelbſt, oder hierin laſſe er ſich gehn. Dieſe
zel des eignen (Selbſt-) Wollens ſteht gegenü
andere Macht, vor der das Perſönliche verſch
und welche, durch die Vernunft zu uns ſp
unſer Wollen auf das Allgemeingültige richte
die Wellen dieſer beiden Kreiſe ſich begegn
kreuzen, da fühlt natürlich der Menſch ſein
liches Wollen, jene ſelbſtiſchen Neigungen, ge
und dieſe Hemmung, dieſen Druck und Zwang
er das Müſſen oder das Geſetz, ſo daß al
darin ſeinem Sich-gehen-laſſen entgegengetret
eignes Seyn verneint wird, wir es Keinem
ken können, wenn die Worte: „Du mußt ſ
ihm klingen wie „Du biſt nicht ſo", Müſſen i
lich Verneinung des Seyns, iſt Nicht-ſeyn. W
jede Pflicht ein Müſſen, ſo war es auch con
wenn Kant, der Philoſoph, der, weil ihm
das Höchſte war, ſie am genaueſten erforſ
ihr Weſen darein ſetzte, daß der Menſch ſic
winde, ſeine perſönlichen Wünſche unterdrü
Schiller hat in einem ſeiner Xenien dem Ka
welcher darüber klagt, daß Neigung ihn hier

gegen seine Freunde mache und er also keinen moralischen Werth habe, den Rath gegeben, er solle die Freunde zu verachten suchen „und mit Unlust alsdann thun was die Pflicht ihm gebeut.“ Der ächte Kantianer kann in diesem Rathe keinen Spott sehen, sondern nur das in hübsche Verse gebracht, was Kant, zwar in Prosa, aber wörtlich selbst ausgesprochen hatte. Er sagt ausdrücklich: Wer aus Wohlwollen dem Nebenmenschen hilft, der handelt nicht moralisch, sondern nur wer es thut, „ohne daß Natur ihn zu einem Menschenfreunde schuf.“ — Freilich eine andere Folgerung wird sich der Kantianer weniger gern gefallen lassen, um derentwillen allein ich die trockne Untersuchung, was das Wort Pflicht bedeutet, angefangen habe, und noch einige Schritte begleitet sein möchte: Pflichtmäßig handeln heißt: sich überwinden, der eignen Neigung nicht folgen. Wem denn? Nur jener allgemeinen Macht, die den persönlichen Wünschen entgegentritt. Nicht Wohlwollen, nicht Menschenliebe, nicht die Sympathien des Herzens, sollen nach Kant uns leiten, sondern nur Eines, die Liebe zum Gesetz, die Achtung vor ihm. Wie aber? diese Achtung und Liebe zum Gesetz, ist sie nicht Lust an ihm, und wenn ich mit Lust an ihm handle, verstoße ich nicht da gegen das, was Kant in Prosa gelehrt und Schiller verspottet

hat, gegen die Vorschrift, mit Unlust zu
Ich stehe da wirklich zwischen Scylla und C
denn was vom Menschenfreunde galt wird
auch vom Gesetzesfreunde gelten, und die S
also so: nur wer aus Liebe zum Gesetz
erfüllt die Pflicht, wer aber aus Lieb
handelt, verletzt die Pflicht, d. h. kürzer au
Pflichterfüllung ist Pflichtverletzun
aber ist auch der Beweis geliefert für die
tung, daß Pflicht-Collisionen aus der
Pflicht folgen, denn daraus, daß die Pflich
die Pflicht verletzt, schließen wir, daß jed
erfüllung es thue mit derselben Sicherheit
aus der Sterblichkeit des Menschen es f
jeder Mensch sterben wird. — Es sind
nur die verzerrten Verhältnisse der Gegenwa
die Pflichten verwirren. Wir könnten dem
paradiesischen Zustande viel näher stehn, w
ten noch nicht verpflichtet zu seyn auf de
zu grüßen, noch nicht genöthigt uns übe
kanntschaft mit Hinz oder Kunz unendlich
noch nicht gezwungen jedes Clavierspiel z
dern, es brauchte noch gar keine Tollhäus
ben, die mit blanken Degen umherlaufen,
Frauen brauchten noch nicht so nervenschwac
daß eine traurige Nachricht sie tödtet, — o

könnte ganz anders seyn und doch, sobald es nur Pflichten gäbe, gäbe es auch Collisionen unter ihnen. Auch dann würde, wer wohlthätig ist, seine Kinder verkürzen — der Gläubiger gar nicht zu gedenken — wer die Pflichten der Geselligkeit übte, die gegen die Armen hintansetzen, wer ein Vergehen strafte, das Gesetz der Milde übertreten. Ja wer weiß, ob nicht sehr nahe am Paradiese das angefangen hat, was sich jetzt — so fern davon — wiederholt, daß, wo die Frau der idealen Pflicht der Geistescultur entspricht, der Mann darin die Verletzung der sehr reellen gegen die Küche sieht. Kurz, immer steigernd haben wir zuerst nur die Möglichkeit, dann die Wirklichkeit der Pflichten-Collision, endlich sogar ihre Nothwendigkeit behauptet, so daß, wo es überhaupt Pflichten gibt, sie gar nicht ausbleiben kann, und zwar nicht weil wir dies selbst verschuldet haben, oder die Schuld unserer Väter tragen, sondern weil der Boden, auf welchem Pflichten wachsen, dem des Urwaldes gleicht, dessen sich kreuzende Schlingpflanzen Jeden verstricken, der hinein geräth.

Die Lage des Menschen, der sich im Streite der Pflichten abquält, ist zu sehr der des Ixion ähnlich, als daß nicht die Frage entstehen sollte: Gibt es da keine Hülfe? So lange man über Collision von Pflichten nachdenkt, hat man daher auch jene Frage

ſich aufgeworfen, ja nur um ſie zu beantworten, die ganze Unterſuchung über jene angeſtellt. Ein Auskunftsmittel hat viel Beifall gefunden und findet ihn noch: „Muß einmal eine Pflicht verletzt werden, ſo erwäge man, wo am wenigſten Schaden angerichtet wird und faſſe darnach ſeinen Entſchluß.“ So wohlmeinend dieſer Rath iſt, ſo erinnert er doch etwas an jenes, gewiß auch in guter Abſicht gedichtete Lied von zwölf Strophen, zum Singen für den Dachdecker beſtimmt, wenn er das Unglück haben ſollte, vom Thurm zu fallen. Man verſetze ſich nur recht lebhaft in die Lage, die bei den Unterſuchungen über ſtreitende Pflichten das ſtereotype Beiſpiel abgab: Zwei Schiffbrüchige haben ſich auf ein Brett gerettet, das nicht im Stande iſt, Beide zu tragen, und die Pflichten der Selbſterhaltung und Menſchenliebe ſind im Streit. Nach jener Regel muß der geopfert werden, an deſſen Leben am wenigſten liegt, und ſo entſteht (vorausgeſetzt, daß Beide pflichtgetreue Menſchen ſind, die ihr Lehrbuch der Moral gut im Kopfe haben) ein Kreuzverhör zwiſchen Beiden auf der ſchwimmenden Planke. — Geſetzt nun, es zeigte ſich, daß jeder von ihnen drei Knaben zu verſorgen hat, ſo verlangt das Compendium, daß entſchieden werde, an weſſen Kindern mehr *Loren geht*, wenn ſie ohne väterliche Aufſicht

chſen, alſo welche die talentvolleren ſind. Wollen her Beide correct handeln, ſo muß ein vergleiendes Examen zwiſchen den Kindern angeſtellt werden, und daß ſich dazu Beide nach Hauſe begeben, um dort ihre hoffnungsvollen Sprößlinge zu verſammeln, das halte auch ich für ſie für das Rathſamſte. Wenn nur nicht am Ende das fatale Meer den Urlaub verweigert, in der Beſorgniß, daß ſie darüber hinaus wegbleiben! Ähnliche Schwierigkeiten wird es überall haben, im Gedränge ſich kreuzender Pflichten jenem wohlgemeinten Rathe zu folgen: Bei jeder Erwägung der Art wird ſich nämlich zeigen, daß, welcher Entſchluß auch gefaßt werde, neue Colliſionen entſtehn werden und aus dieſen wieder neue. Dieſe alle vorher nur zu erwägen und zu vergleichen, dazu gehört mehr Zeit als der hat, der ſich entſcheiden ſoll. Der Grund, warum jener Rath nicht helfen kann, liegt darin, daß er ein Palliativ gibt, anſtatt eines Heilmittels; denn da er uns in dem Gebiete läßt, in dem, wie wir wiſſen, ſtets Colliſionen zum Vorſchein kommen müſſen, ſo bleiben wir immer dem Wandrer im Urwalde gleich der vom Wege ab und in das Gewirre der Schlingpflanzen hinein gerieth und, wenn er eine Rank durchſchnitt, zu ſeinem Entſetzen vor und hinter ſich hundert neue erſcheinen ſieht, die am Weiters

hindern. — Wie aber? wenn es möglich wäre, ſich über das ganze Bereich ſittlicher Verwicklungen ſo zu erheben, wie jener Adler, den der in Schlinggewächſe verſtrickte Reiſende um ſeine Flugkraft beneidet oder wenigſtens um ſeine Vogelperſpective, von der aus der verlorne Weg überſchaut werden kann? Wie, wenn es die eigentliche Beſtimmung ſittlicher Conflicte wäre, die Sehnſucht nach jener höhern Region zu wecken und zu ihr den Weg zu eröffnen? Wäre dem ſo, ſo dürften wir in dem der Pflicht und ihren Colliſionen unterliegenden Menſchen nicht ein Gegenbild ſehn der Ixion, Tantalus und Siſyphus, ſondern eine Beſtätigung der tröſtlichen Lehre des Evangeliums, welches vom Geſetz zwar ſagt, es verdamme und mache nicht ſelig und dennoch es als Wegweiſer anſieht dorthin, wo alle Verdammniß aufhört. Es fragt ſich, wozu wir gelangt ſind? Pflicht fand nur dort Statt, wo dem, was der eigne Genius fordert, die allgemeinen Beſtimmungen hemmend entgegentraten, wo, nach unſerem Bilde, von zwei Mittelpunkten aus Wellenkreiſe erregt wurden. Denkt man ſich nun dieſe beiden Centra ſich immer näher kommend, endlich ganz in Eins fallend, ſo müßten offenbar alle Kreuzungen und Hemmungen aufhören und nur regelmäßige concentriſche Wellen *ſich zeigen*. Iſt dies nun möglich hinſichtlich unſer-

Wollens? Wenigstens der Deutsche muß es für möglich halten, denn wenn er sowol das, wozu das Persönlichste in ihm, sein Genius, sein Talent ihn bestimmt, als auch die Stelle, welche das Allgemeinwesen, der Staat ihm anweist, mit einem Worte bezeichnet: mit dem Worte Beruf, so zeigt er, daß ihm Beides ein Gedanke, ein und dieselbe Sache ist. Daß diese Sprechweise wirklich nur lautgewordene Weise des Denkens ist, zeigt sich in einer Menge von Erscheinungen, um derentwegen man den Deutschen zu verspotten pflegt. Daß wir, wo Einer ein Amt erhielt, sagen, jetzt sei er etwas, daß wir unseren Namen, d. h. die Bezeichnung unseres persönlichsten Wesens so gern mit dem Namen unseres Amtes vertauschen und lieber bei diesem als bei jenem uns rufen hören, daß, wie sie gesagt haben, bei uns Jeder sich geschmeichelt fühlt, wenn er nicht Müller oder Schultze, sondern irgend wie, sei es auch nur Thorwächter, heißt, — (obgleich doch jene Namen einen guten Klang haben und nicht erst durch unser witzigstes Blatt immortalisirt wurden) — wie oft ist nicht dies Alles uns vorgeworfen. Seltsamer Weise hat man diese stolze Freude an seinem Amte Titelsucht genannt, während sie doch leicht just das Gegentheil davon werden kann. Denn da ja die Titel gerade das Amt, welches man bekleidet, unsichtbar zu machen

pflegen, ſo wird, wem der eigne Beruf als der höchſte erſcheint, ſich ärgern können, wenn er einen Titel erhält, den er mit Solchen theilt die nicht ſeine Berufsgenoſſen ſind, und durch den, weil er nun ſo titulirt wird, wie die Andern, der Welt verborgen wird, daß er etwas ganz Anderes iſt, als ſie. Wie in allem Andern, ſo hat man auch hierin uns Deutſche immer wieder auf die nation-modèle verwieſen, bis jetzt aber iſt der Nachweis ausgeblieben, warum es beſſer iſt, wenn man die Amtsthätigkeit zum devoir rechnet, als wenn man ſie in ſeinem ſittlichen Haushaltungsbuche auf das andere Latus ſetzt. Vielleicht iſt es ultra-deutſche Beſchränktheit von mir, aber es ſcheint mir, als könne dies Niemand verächtlich machen, daß er in ſeine Amtsthätigkeit ſein eigentliches Seyn ſetzt, und als müſſe (um bei dem oben erwähnten beſcheidnen Ämtchen ſtehn zu bleiben) eine Stadt beſſer fahren, wenn ihr Thorwächter in ſeinem Geſchäfte ſeinen „Beruf“ ſieht, d. h. ſeine eigne Beſtimmung und Prädeſtination, als wenn es ihm als ein „Platz“ erſcheint, auf dem ſich's bequem ſitzt oder gar als eine „Laſt“, die ihm aufgebürdet wurde. — Laſſen wir aber die ſtädtiſchen Angelegenheiten und wenden uns wieder zu allgemein menſchlichen. Denken wir uns einen Mann, wie es deutſch iſt, zu denken, ſo daß der Amtsname ſagt was er

weil darin angegeben ist was in ihm und worin er lebt, so gibt uns seine Gemüthslage Gelegenheit, ein Gesetz zu erkennen, welches ebenso ausnahmslos die materielle Welt beherrscht, wie die sittliche. Daß auf Otto von Guerike's leere Kugeln die Luft mit einer Kraft drückt, die ein Dutzend Pferde nicht überwinden, daß dagegen wir, obgleich unser Körper der Luft eine viel größere Fläche darbietet, uns in ihr leicht und wohl fühlen, ja daß jener Adler über dem Urwalde sogar von ihr gehoben und getragen wird, — das sind allbekannte Erscheinungen. Sie offenbaren ganz dasselbe Gesetz, nach welchem Einem, der keine Musik in sich hat, sie schwer wird oder lästig ist, während dem Andern, dessen Ohr und Herz Musik athmet, sie wohl thut, ein Dritter endlich, dem sie das Mark seines Lebens ist, auf Tönen sich wiegt und zu seiner Lust die Sonate spielt, die der Unmusikalische schwer nennt oder gar einen Fingerbrecher. Ebenso ist es wieder ganz dasselbe Gesetz, wenn, der ohne innere Größe ist, sich von einer Großthat gedrückt, wenn der Geistlose sich durch eine geistreiche Unterhaltung beengt fühlt, während dem Geistvollen diese zur Lust, dem Großdenkenden jene zur Erhebung wird. Man hat dieses Gesetz des gestörten und wieder hergestellten Gleichgewichtes ein Gesetz der Pneumatik genannt, weil man es bei den

Luftarten beobachtet hat, man ſollte es auch l
wegen ſo nennen, weil es über die Geiſter herrſ
Dieſes allgemeine Geſetz, daß nur das drü
deſſen man ledig iſt, und umgekehrt, daß n
uns innerlich erfüllt, keine Laſt mehr iſt, di
bedingt auch unſer Verhältniß zu unſerer ſittlic
Athmoſphäre. Wie manche ſiebzehnjährige Do
Diana hat in der Penſion die Gefährtinnen entz
durch ihre Philippiken gegen das Joch der Ehe,
macht, wenn ſie als Neunzehnjährige den Mann i
Herzens gefunden, die Erfahrung, daß die verhaſ
Feſſeln Roſenketten ſind, die nicht drücken! Es
kein Wunder, daß ihr jetzt die Bande der L
leicht dünken, es iſt die Folge jenes pneumatiſ
Naturgeſetzes: ſie iſt nicht mehr ledig, d. h.
der Liebe nicht mehr ledig. Ganz Gleiches wie
holt ſich bei dem Manne, der das Amt ſeines
zens gefunden, und ſich nun ihm, wie die beke
Männerfeindin dem Manne, hingab, ſo hingab,
er, wieder wie ſie, ihm Alles opferte, ſelbſt ſe
Namen. Wie fein mag die ſchöne junge Frau
cheln, wenn eine Penſionsfreundinn ſie bedauert
gen ihrer ſchweren Pflichten, wie ironiſch beiſtimm
wenn ihr geſagt wird, ſie ſey die Sklavin eines g
ſamen Despoten! Gerade wie ihr, iſt dem zu Mu
der in ſeinem Amte ſeinen Beruf fand, und

sprechen hört von den schweren Pflichten desselben, wie es stete Selbstüberwindung fordere, wie es erdrücke mit der Last von Arbeiten. Alle diese Noth, um derentwillen man ihn beklagt, hat er nie erfahren, da keine zwingende Pflicht, sondern die eigne Neigung ihn thätig seyn läßt, da er sich gehen läßt, wenn er seinem Berufe folgt, da es die Lust am Arbeiten ist, die ihn an den Arbeitstisch zieht, so würde er den Andern gar nicht verstehn, wenn ihm nicht einfiele, daß es verschiedene Sprachen giebt und daß, wie er das französische mariage de raison auf gut deutsch mit „Brodtheirath" wiedergiebt, so es ja auch denkbar ist, daß dem, der vom deutschen „Beruf" nichts versteht, er sich ins Französische übersetzt und zur „charge", zur Last, wird. Erklären wird er sich's können, aber herab von der Vogelperspective, die wir suchten, wird er mitleidig auf alle die blicken, welche thätig sind, weil sie müssen, wirken, weil sie verbunden sind, arbeiten, weil es zwingende Pflichten giebt. Ueber alles Dieses ist er hinaus. — Hört aber in den Momenten, wo der Mensch nur seinem Berufe lebt, das Müssen auf, stellten sich ferner dort, wo es ein Verpflichtetsein giebt, ganz sicherlich Collisionen ein, so folgt, daß je mehr Einer in seinem Berufe aufgeht, um so mehr der Streit der Pflichten verschwindet, während umgekehrt, jeder Schritt aus dem

Berufe heraus Amt und Neigung, Müssen und Wol
len, sich scheiden, und uns in das Labyrinth sittliche
Collisionen gerathen läßt. Die tägliche Erfahrung be
stätigt diese Regel. Am Krankenbette kann ein Zwei
fel entstehn, ob dem Kranken durch Ankündigung de
nahen Todes das Leben zwar verkürzt, aber Gelegen
heit gegeben werden soll, für sein Seelenheil zu sor
gen. Wer wird hier zweifelhaft sein? Der Arzt
Wenn er nur und ganz Arzt ist, gewiß nicht. Den
wie er noch nie bei einem Kranken einen andern Ge
danken gehabt hat, als zu thun was seine einzig
Lust ist: Leben zu verlängern, so wird ihm dies auc
hier weder zweifelhaft sein noch schwer. Ganz ebe
so wenig wird der wahre Seelsorger schwanken, de
sen Leben ist, Seelen zu retten, dem es nie Selbst
überwindung kostet dies zu thun, und der es ebe
darum auch heute nicht bedenklich finden wird. Ke
ner von Beiden empfindet also eine Collision. Sc
bald aber der Eine anfängt auch an das Seelenhei
der Andere auch an die Lebensverlängerung zu den
ken, d. h. sobald Jener halb Arzt und halb Seelsor
ger, Dieser halb dieses halb jenes wird (und Solch
die ganz Seelsorger, sind ungefähr so selten zu finde
wie ein ganzer Arzt), so tritt die Collision der Pflich
ten hervor mit ihren sich kreuzenden: „Ich möchte
und „ich müßte“, „ich dürfte“ und „ich könnte“, un

ehe man aus dieſen Subjonctifs heraus iſt, wird es im Indicatif heißen: der Kranke iſt mauſetodt und längſt begraben. — Das Mittel, aller dieſer Noth zu entgehn, daß man Eins ſei und darum auch eins mit ſich, indem man ganz in ſeinem Berufe aufgeht, iſt heroiſch und wird kaum anlocken zu einer Zeit, wo ja ſelbſt das Wort „ganz“ verpönt ſcheint, da ja bekanntlich der für geächtet gilt, den man „radical“ nennt, und der für moraliſch todt, den man des „Abſolutismus“ zeiht, als wäre nicht das Nicht-radicale nur das Oberflächliche, und als gäbe es ein anderes Gegentheil des Abſolutismus, als das Unvollendetſein und die Halbheit. Gleichviel! Wo Pflichten collidiren, und ſie collidiren überall, wo es Pflichten, Geſetz, Zwang gibt, da hilft nur eine Radicalkur, und ſie beſteht nicht darin, eine eingetretene Colliſion zu löſen, ſondern darin, das Eintreten derſelben immer ſeltner, ja ſo weit es gelingt, unmöglich zu machen, nicht im Wegſchaffen eines Symptomes, ſondern im Heben der Krankheitsurſache. Treibt aber die Colliſion der Pflichten dazu, ſich ſolcher Kur zu unterwerfen, nun ſo kann ſie in gewiſſer Weiſe als etwas ſittlich Wünſchenswerthes, wenigſtens Förderndes angeſehen werden, indem ſie Den, der jenes höhere Gebiet bis jetzt nicht kannte, dahin weiſt, in Dem aber, der für eine Zeitlang es verließ, die Luſt zur

Heimkehr weckt. So hat ja Mancher, den sein Poda gra nach Gräfenberg trieb, später es gesegnet, weil e von da nicht nur Gesundheit zurückbrachte sondern auc die Gewohnheit, diät zu leben, oder — (um ein Bil zu brauchen, das nicht von so unangenehmen Neben gedanken, wie dem des bloßen Wassertrinkens, beglei tet ist) —: Jene bekehrte Donna Diana, von de oben die Rede war, entschied sich so schnell, weil si sich nicht zu lassen wußte vor den Quälereien der sic bekämpfenden Bewerber. Hat sie Unrecht, wenn si die Noth segnet, die Jene ihr gemacht, und die si dahin brachte, so früh ihre Wahl zu treffen?

Nun — und der langen Rede kurzer Sinn? di Moral der Fabel? Doch nicht der abgestandene Ge meinspruch, daß Jeder vor seiner Thür kehren solle Kaum kann ich es leugnen, und ich bin in Verlegen heit, wie ich mich rechtfertige. Auf Plato mich be rufen, der Ähnliches gelehrt? das würde mir übe vermerkt werden, denn bekanntlich darf sich ein Pro fessor der Philosophie nicht auf einen Philosophen berufen, sondern muß dies Solchen überlassen, die kei nes von Beiden sind. — Sagen: da drunten bei un gäbe es noch städtische Polizei, und also würde, wem nicht jeder Hausbesitzer vor seiner Thüre kehren ließe dies die entsetzlichsten Folgen haben, das würde *ich selbst mir nicht* vergeben, denn daß hieße ja durch

eignes Geständniß das Urtheil provociren, das ohnedies Vielen auf der Zunge schwebt, das fürchterliche: „Ein Kleinstädter aus der Provinz!“ — So gereiche mir denn zur Entschuldigung, womit der Vortrag begann: die Moral unserer Untersuchung kann doch keine andere Natur haben als die Moral überhaupt. Von dieser aber war ja sogleich zugestanden, sie sei rococo. —

IV.

Über

Lachen und Weinen.

1848.

Was man mit dem Worte Leben bezeichnet, das tritt uns, wenn wir um uns blicken, zunächst in der doppelten Form des Pflanzen- und Thier-Lebens entgegen. Je häufiger nun die Erscheinungen dieser beiden Weisen des Lebens sind, und je größere Mannigfaltigkeit sie darbieten, um so näher scheint der Gedanke zu liegen, daß sie die beiden einzigen sind, in welchen das Leben existiren kann. Hat man aber diese Vorstellung sich angeeignet, so ist es ganz consequent, wenn man verlangt, daß Alles, was weder eine Pflanze, noch ein Thier ist, als todt angesehen werde, oder umgekehrt, wenn man fordert, daß Alles, was für ein Lebendiges gilt, zum Thier- oder Pflanzen-Reich gerechnet werde. Es scheint, als werde heut zu Tage diese Consequenz ziemlich allgemein gezogen. Wenigstens wer heute von einem Leben der Erde sprechen wollte, der liefe Gefahr für einen verworrenen Kopf gehalten zu werden, weil man ihm den (allerdings verworrenen) Gedanken zumuthete, daß die Erde eine große Pflanze sey, obgleich es sei-

nerſeits die Gegner, denen die Erde für todt gilt, wohl durch die Frage in Verlegenheit ſetzen könnte, warum denn ſie nicht nur von einem *Schickſal*, ſondern von einer *Geſchichte* derſelben ſprechen? Auf der andern Seite gilt Vielen Jeder für einen Myſtiker (was auch nicht viel beſſer iſt, als ein verworrener Kopf), der nicht damit zufrieden iſt, wenn der Menſch als ein Säugethier bezeichnet wird, das ſich durch ſeine *zwei* Hände auszeichne, während der Affe ihrer vier habe. — Wenn nun trotz allem dem die Menſchen nicht aufhören werden, durch die That zu zeigen, daß ſie ſich dem Thierreich nicht mehr verwandt und angehörig achten, als dem Pflanzenreich (ſie erklären dies, indem ſie ſich ihre Lieblinge nicht nur unter den Thieren wählen, ſondern auch aus den Blumen) oder daß ſie ſich *höher* ſchätzen als *beide* (ſie beweiſen dies, indem ſie den Verſuch machen, nicht nur Blumen, ſondern auch Thiere zu züchten und zu veredeln), ſo entſteht die wichtige Frage, ob der Menſch die wirkliche, vor der Wiſſenſchaft zu rechtfertigende Befugniß habe, ſich eine ſolche exceptionelle Stellung zuzuſchreiben? Ein ſchlagender Beweis *für* dieſes Recht würde darin beſtehen, daß ſich bei ihm Lebensäußerungen aufweiſen ließen, welche man vergeblich in der Pflanzen- und Thierwelt ſucht, und die man eben deswegen berechtigt iſt, für aus-

schließlich menschliche Lebenserscheinungen zu halten. Auf zwei derselben sey es erlaubt, die Aufmerksamkeit zu lenken; sie sind das Lachen und das Weinen.

Beide sind rein menschliche Lebensäußerungen, denn die Lachtauben mit ihrem sogenannten Gelächter, das Crocodill mit seinen (vielleicht gar erdichteten) Thränen wird nur der als Gegenbeweis anführen können, welcher meint, bloßes Luft-Ausstoßen sey Lachen, bloßes Thränen-Vergießen schon Weinen. — Beide Erscheinungen gehören ferner zusammen, wie Jeder erfahren wird, wenn er den Versuch macht, eine der beiden zu betrachten, und dabei wahrnimmt, daß der Gedanke der andern mit derselben Nothwendigkeit sich aufdrängt, mit der wir, wenn wir einen rothen Fleck lange ansehn, einen grünlichen Rand um denselben erblicken. Diese Zusammengehörigkeit beider, welche der deutsche Sprachgebrauch in manchen Gegenden naiv so andeutet, daß er mit dem einen Worte Greinen beide bezeichnet, wird nun auch bestätigt durch die Untersuchungen der Anatomen und Physiologen. Leider fehlt es hinsichtlich beider — (besonders hinsichtlich des Lachens, denn das Weinen ist in neuerer Zeit glücklicher gewesen) — noch sehr an exacten Untersuchungen, und wenn die Zeit noch lange währen sollte, wo man in der Physiologie als exacte Untersuchungen nur die

läßt, die ſich auf das Mikroskop und die chemiſche Analyſe gründen, ſo wird es begreiflicher Weiſe noch lange daran fehlen. Wir wiſſen kaum mehr als dies: daß das Lachen und das Weinen krampfhafte Bewegungen gleicher Organe ſind, und daß dieſe Organe dieſelben ſind, welche auch beim Sprechen die wichtigſte Rolle ſpielen: die Athmungswerkzeuge, die Muskeln des Geſichts überhaupt, und des Mundes insbeſondere. So lückenhaft nun auch dieſe Notizen ſind, ſo reichen doch ſie allein ſchon aus, um gewiſſe uns Allen bekannte Erfahrungen, und zwar rein körperlich zu erklären: Jeder weiß, daß es viel ſchwerer iſt, das Lachen und Weinen zu verhalten, wenn man ſpricht, als wenn man ſchweigt. Abgeſehn von allem Andern, hat dies ſeinen rein körperlichen Grund darin, daß beim Sprechen der Apparat in Bewegung geſetzt wird, der auch zu jenen beiden dient, und daß es viel ſchwerer iſt, die Maſchine, wenn ſie ſich bewegt, außerhalb des falſchen Geleiſes zu halten, als wo ſie ruht. Nicht minder iſt es rein körperlich zu erklären, warum wir, um nicht zu weinen, ſchlucken, um nicht zu lachen, die Stirn runzeln, die Zähne zuſammenbeißen u. ſ. w.: die Organe des Lachens und Weinens, der Kehlkopf, die Geſichtsmuskeln, werden in entgegengeſetzter Richtung bewegt. Das Schweigen um nicht zu lachen, iſt daher ganz, w

bei der Locomotive das Bremſen, das Schlucken um nicht zu weinen, was bei ihr das Reverſiren. Bedenkt man endlich, daß derſelbe Nerv, der einen großen Theil jener Bewegungen vermittelt, auch die Thränendrüſen beherrſcht, ſo iſt — abermals rein körperlich — erklärbar, warum das Schluchzen immer, das Lachen ſo oft mit Thränenerguß begleitet iſt. Wegen dieſer körperlichen Zuſammenhänge kann ich es darum nicht für ſehr wunderbar halten, wenn jener Maler mit einigen Pinſelſtrichen ein lachendes Kinderantlitz in ein weinendes verwandelt: mit einem ganz gleichgültigen Geſicht wäre ihm dies Kunſtſtück vielleicht ſchwerer geworden. — Sieht man weiter zu, welchen andern Lebensäußerungen das Lachen und Weinen am Nächſten ſteht, ſo ſcheinen ſich zwei große Klaſſen von Erſcheinungen um ihren Beſitz zu ſtreiten, welche eben wie ſie Gemüthszuſtände verrathen: Auf der einen Seite nämlich ſtehn die Gebehrden, jene Zeichen von Gemüthszuſtänden, die zwar nicht ganz beliebig und nur conventionell ſind (denn Jeder weiß von Natur, was es heißt, wenn, der ſich ſchämt, ſich die Augen bedeckt) doch aber der Willkühr unterworfen ſind, denn man kann es unterlaſſen, ſich die Augen zu bedecken. Ganz anders dagegen verhält es ſich mit der andern Klaſſe hierher gehöriger Erſcheinungen, von denen ich als Bei-

ſpiel nur das eine Erröthen anführen will. Daß, wer ſich ſchämt, ſich die Augen verbirgt, das finden wir erklärlich, weil es ſeinen Gemüthszuſtand paſſend ausdrückt, daß aber wer ſich ſchämt, roth wird, dies finden wir nicht nur erklärlich, ſondern natürlich, nothwendig. Warum machen wir dieſen Unterſchied? Weil wir wiſſen, daß hier die Willkühr nichts direct vermag, während ſie dort Alles vermochte. (Direct vermag ſie hier nichts, wäre es aber möglich, daß in dem Augenblick, wo das Blut in die Wangen ſteigen will, ein Gemüthszuſtand hervorgerufen würde, der es von da vertriebe, ſo bliebe es natürlich wo es war, und indirect wäre das Erröthen vermieden. Und hier zeigt ſich wieder einer von den unzähligen Fällen, wo die gütige Natur den Frauen durch unmittelbaren Tact offenbart, was wir in jahrelangem Forſchen, oft vergeblich, ſuchen. Es kommt oft vor, daß in Gegenwart einer Frau ein Wort geſprochen wird, das, wäre ſie unbeobachtet, ihr gewiß das Blut ins Antlitz triebe. Jetzt aber erröthet ſie nicht, aus Angſt ſich zu compromittiren. Aus Angſt. Wie fein, wie phyſiologiſch richtig! Die Angſt macht erblaſſen, und darum giebt es kein ſichreres Mittel gegen das aufrühreriſche Blut, als die Angſt. Wir können dieſe Geſchic*lichkeit nur* bewundern, wir haben ſie nicht, es g

hört zu dem Vielen, was wir verstehn, ja lehren können, aber nicht machen, und man könnte versucht seyn, hierin eine Ungerechtigkeit der Natur zu sehn, wenn sie nicht ihre ausgleichende Macht darin gezeigt hätte, daß sie uns viel weniger Schamhaftigkeit gab, und — einen undurchsichtigern Teint). — Zu welcher nun von beiden Klassen gehört das Lachen und Weinen? Zu den der Willkühr unterworfenen Gebehrden, oder zu jenen der Willkühr enthobenen, wie das Erröthen war? Sie fallen, wie es scheint, zwischen beide, denn so gewiß es ist, daß man durch den bloßen Willen das Lachen unterdrücken kann, so ist es doch eben so gewiß, daß man durch den bloßen Willen es nicht hervorbringen kann — ein forcirtes Lachen ist kein Lachen — und auch was das Unterdrücken betrifft, lehrt die Erfahrung, daß die Meisten sich nicht auf ihre Willenskraft verlassen, sondern (wie dort beim Erröthen) Umwege machen, indem sie den Rath befolgen, den schon Knaben ihren Schulcameraden zu geben pflegen, wenn nicht gelacht werden darf: sie denken an etwas Trauriges, ein Mittel, das übrigens nicht immer das beste seyn möchte, da seine Anwendung nur zu oft jenes Wetterleuchten auf dem Gesicht hervorbringt, jenes Abwechseln lächelnder und weinerlicher Mienen, das oft schlimmer ist, als das offene Lachen.

Nach diesen vorläufigen Bemerkungen, welche beide Erscheinungen ganz gleichmäßig betrafen, möge es erlaubt seyn, zu einer gesonderten Betrachtung Jeder der beiden überzugehn, welche mit Beiseitesetzung des, zum Theil noch so wenig erforschten Leiblichen, von den vielen psychologischen Fragen, die sich hier aufdrängen, nur die zu beantworten suchen soll, welche Gemüthszustände das Lachen und Weinen verräth, oder noch bestimmter: worüber gelacht und geweint wird? Wenn hier ein Gegensatz beider sich zeigen sollte, so wird dies natürlich ihrer Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit keinen Abbruch thun. Sind doch auch Links und Rechts nur deswegen siamesische Zwillinge, weil sie sich diametral entgegengesetzt sind.

1.

Wir beginnen mit dem Lachen, diesem lustigeren unter den beiden Gesellen, wenn anders das alte deutsche Sprichwort Recht haben sollte, daß der Lacher selbst über das Grab springt, und suchen es bis in seine ersten Ursprünge hin zu verfolgen. Da finden wir, daß das neugeborene Kind nicht lacht. Zwar verziehn Neugeborene oft im Schlaf die Gesichtsmuskeln, aber wenn man dies, wie es geschieht, Lachen nennt, so müßte man auch von jedem Kinde *sagen, es weine*, wenn ihm beim Schnupfen t

ugen thränen. Dieſes ſogenannte Lachen bedeutet
ichts, und eben darum hat die Phantaſie freien
Spielraum in ihren Deutungen. Die eine derſelben,
aß das im Schlaf lachende Kind von Engeln beſucht
werde, iſt ſo poetiſch und ſchön, daß man kaum
wagen darf an die andere, ſehr proſaiſche, zu er-
innern, obgleich hier, wie leider ſo oft im Leben,
die Proſa gegen die Poeſie Recht behalten möchte.
Das erſte eigentliche Lachen des Kindes kommt erſt
dort vor, wo es bereits die Vorſtellung von der Ge-
ſtalt und den Geſichtszügen des Vaters und der
Mutter hat, da iſt das Lachen ein Zeichen der Luſt,
welches ihre Gegenwart dem Kinde gewährt: es lacht
den Eltern zu, es lacht aus Liebe. Aber auch bei
dieſem Lachen, ſo ſchön es iſt, ſo entzückend nament-
lich für die, denen es gilt, können wir nicht ſtehn
bleiben; auf unſere Frage gibt es keine Antwort
weil die Frage ſelbſt: Worüber wird hier gelacht
keinen Sinn hat. Dazu nun über Etwas zu lache
nicht nur zuzulachen, ſondern zu belachen, da
kommt das Kind noch ſpäter: erſt dort nämlich, w
ſich der Kreis ſeiner Vorſtellungen ſo erweitert h
daß gewiſſe Combinationen derſelben ihm überraſch
vorkommen, und bei ihm dieſelbe Wirkung herv
bringen können, wie die geiſtreichen Gedanken-C
binationen eines Lichtenberg oder Jean Paul be

Erwachſenen, mit einem Worte, wo ihm Etwas ſpaßhaft vorkommt. Wir wollen mit ihm ein Experiment machen, indem wir es zum Lachen bringen. Dies iſt hier leicht, denn das Kind lebt noch in der glücklichen Zeit, wo die Witze wohlfeil ſind, es gibt für einen Scherz kein dankbareres Publikum, als ein Kind. Wir machen alſo eine Gebehrde, als wollten wir es ſchlagen, aber aus dem Schlage wird eine Liebkoſung, oder aber, wir thun, als wollten wir ihm ſein Naſchwerk nehmen, anſtatt aber uns darnach zu ſtrecken, kauern wir uns zuſammen, halten den Arm krumm, ſo daß wir es nicht erreichen und alſo unſere Mühe vergeblich iſt. Beides erſcheint nun dem Kinde ſo außerordentlich komiſch, daß es nicht aufhören kann, zu lachen. Worüber eigentlich? Offenbar über die zweckwidrige Verbindung deſſen, was man thut mit dem, was man zu erreichen ſucht, der Mittel, die man dazu anwendet, und deſſen, was am Ende herauskommt. Darin liegt aber die allgemeine Formel für Alles, was auch im ſpäteren Leben den Erwachſenen lachen macht, ſo offen dargelegt, daß wir jenes erſte Lachen des Kindes mit einem Göthe'ſchen Ausdruck als das Urphänomen unſerer ganzen Unterſuchung bezeichnen können. In jedem Lächerlichen nämlich ohne Ausnahme läßt ſich eine *ſolche zweckwidrige Verbindung*, läßt ſich ein

ſolcher überraſchender Contraſt nachweiſen. Sehn wir einen ernſthaften Mann, der im feierlichen Schritt über die Straße ſchreitet, auf das mit Glatteis bedeckte Trottoir gerathen, ſo iſt der Anblick deswegen ſo ergötzlich, weil gerade dort, wo ſeine ganze Haltung die innere Gravität und Feſtigkeit andeuten ſoll, er genöthigt wird, Tänzerbewegungen zu machen und in jedem Augenblick eine neue Unterſtützung ſeines Schwerpunktes zu ſuchen. Derſelbe Contraſt, welcher uns lachen macht über den Einfältigen, der die pfiffigſten Mittel ergreift, um ſeine Abſicht zu verfehlen, z. B. über jenen, der, damit beim Leichenbegängniß ſeines reichen Oheims die Dienerſchaft traurig ausſehe, ihr Geld gibt und ſich wundert, daß ſie immer luſtiger wird, dieſer ſelbe Contraſt läßt den Spinoza (der ſonſt nie lacht) auflachen beim Anblick einer Fliege, die in ein Spinnennetz gerathen, dort zappelt, um ſich zu befreien, und je mehr ſie zappelt, um ſo ſichrer den Mörder herbeiruft. Wenn in einer Wiener Poſſe ein Zauberer, weil es mit dem Zaubern nicht geht, plötzlich einen Streichriemen herauszieht und, wie der Barbier das Raſirmeſſer, nun ſeinen Zauberſtab darauf ſchärft, ſo macht dies einen lächerlichen Effect, weil um Uebernatürliches zu erreichen, ein Mittel angewandt wird, das nicht einmal der Kunſt abgelernt wurde, die wirklich über die

Natur hinausgeht, sondern dem Handwer
ganz im Niveau des Natürlichen hält.
widriges Thun, die sich darin zeigende R
des Handelnden, endlich das daraus noth
gende Zerfallen in Nichts, das ist es, w
worüber schon das Kind lacht.

Jenes erste Lachen aber des Kindes zei
Zweites, was ihm gemeinschaftlich ist mit
teren Lachen: das Kind lacht, weil unser
wehe zu thun, zu Schanden wird, weil
Naschwerk nicht erreichen können. Wäre
erzürnt und seine Absicht, wehe zu thun,
eitelt, oder langte es selbst nach Etwas,
zu klein, um es zu erreichen, es würde g
lachen. Was es jetzt so belustigt ist, daß
sein eignes Interesse aus dem Spiele wei
lacht auch das Kind, wenn jene Gebehrden
Mal gemacht werden, nicht, da fürch
Schmerz oder den Verlust seines Nasch
tödtlicheres Gift aber für das Lachen,
es mehr unmöglich machte, als die Furc
nicht. Hat aber das Kind, indem jene S
wiederholt wurden, erfahren, daß nichts a
fürchteten wird, so gibt ihm dies das
Sicherheit, hat es ferner in der häufig
holung jener Gebehrden Zeit genug geh

ſehn, daß man den Arm ganz anders führen, ſich ſelbſt ganz anders halten müſſe, um zum Ziel zu kommen, ſo gibt ihm dieſe Einſicht eine innere Satisfaction, weil es ſich klüger dünkt, als wir, und alſo uns überlegen. Dies Gefühl aber der eignen Sicherheit und des dem Belachten Überlegenſeyns iſt nicht nur dem Kinde nothwendig, damit es lache, ſondern uns eben ſo. Auch wir müſſen uns ſelbſt außer dem Spiele wiſſen, um ungeſtört lachen zu können. Der Anblick jenes pathetiſch Einherſchreitenden, der ſich auf dem Glatteis plagt, ergötzte uns, ja aber nur ſo lange, als wir feſt und ſicher an unſerm Fenſter ſitzen und von oben herab ihn betrachten können, müßten wir dagegen im feierlichen Zuge neben ihm gehn, ſo bekäme die Sache eine ſehr ernſthafte Seite. Es iſt ein unveränderliches, pſychologiſches Geſetz: je näher ein Ereigniß, das Lachen erregt, uns ſelbſt angeht, deſto mehr verliert es den Character des Lächerlichen. Über die Einfalt eines ganz Fremden lacht man mit ungetrübtem Vergnügen, über die Einfalt eines Verwandten ſchon viel weniger, und nur im Kreiſe ſeiner Familie; hat man ſelbſt einen einfältigen Streich gemacht, ſo vergeht das Lachen, man ärgert ſich, es liegt darin ſo gar nichts Beluſtigendes, daß man es oft gar nicht begreifen kann, wie Jemand ſich darüber luſtig

machen kann. Niemand verlacht sich selbst, Niem
dem ist es lieb, oder auch nur gleichgültig, wenn
verlacht wird, und die Bonhommie des Sokra
die man als Gegenbeweis anführen möchte, mit
er sich auf die Bühne gestellt haben soll, um
Belustigung des Athenischen Publicums seine Ges
mit seinem Zerrbilde vergleichen zu lassen, diese
weist gar nichts: Jener bonhomme war der grö
Schalk. Es belustigt ihn, daß die Athener so bl
sind, ihn mit den Sophisten zu verwechseln,
denen er sich so verschieden weiß, er geht auf
Bühne, um innerlich über die Lacher zu lachen. J
Paul sagt, man lache nur über die Kleinheit
über das Kleine. Er hat Recht, wenn man
näher bestimmt: Wo man es an Andern wahrnim
und wo es uns das Gefühl der eignen Größe
Überlegenheit gibt, da lacht man.

Weil wir aber nur dort lachen, wo das F
schlagen der Absicht u. s. w. uns nicht selbst tang
über Ungeschick und Mißgeschick, das uns fern st
und äußerlich bleibt, deswegen bezieht das Lac
seinen Stoff besonders durch den Sinn, der uns
Fernste zeigt und was uns am meisten äußerlich
durchs Auge. Eine Melodie ist kaum im Stan
einen Menschen zum Lachen zu bringen, dagegen
es der Musik leicht, Thränen hervorzulocken, oft re

dazu ein einziger klagender Ton hin, sey er nun der Menschenbrust, sey er der Harmonica entquollen. Umgekehrt verhält sichs mit dem Sehen und darum mit der Malerei. Ungerührt, wenigstens trocknen Auges, kann auch der Zartfühlende einen trefflich ausgeführten Bethlehemitischen Kindermord betrachten, und eine einzige Grimasse bringt auch den ernsthaften Mann zum Lachen. Wunderbarer Contrast! durch das Ohr empfängt der Mensch von der Außenwelt die Kunde, die ins Innere, zum Herzen dringt, und wenn dieses getroffen und gerührt wird, so antwortet er durchs Auge fürs Auge, seine Antwort ist sichtbar, es ist die warme, darum so wohlthuende Thräne. Wo aber die Außenwelt zum Menschen spricht durch den kältesten und herzlosesten der Sinne, durchs Auge, da bleibt das Auge stumm, da macht des Menschen Antwort sich hörbar in dem kalten, herzlosen, darum so oft verletzenden Lachen. In der That ist das Lachen herzlos, (und wir sollten nicht so viel vom herzlichen Lachen sprechen), denn wenn es auch nicht wie bei dem Lachen der Schadenfreude, das Unglück des Andern ist, worüber gelacht wird, so sind es doch wenigstens seine kleinen malheurs, welche unsere Heiterkeit hervorrufen, und das Gefühl, daß es ein Lachen ganz ohne Bosheit nicht gebe, ist ja der Grund, warum wir uns z. B.

Christum nicht lachend denken können. Man lacht darüber, was uns nicht am Herzen liegt, wer über Vieles lacht, dem liegt Vieles nicht am Herzen, wer über Alles, dem läge gar nichts am Herzen, er wäre der völlig Herzlose, ein Gemüthszustand zu dem größere oder geringere Annäherung wirklich vorkommt. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß, wenn diese überhaupt geduldet werden soll, sie nur geduldet werden kann bei dem männlichen Geschlecht. Man ist nun einmal darin übereingekommen einem Manne, wenn er sich nur frei von Furcht zeigt, zuzugestehn er habe Herz — während es uns nicht einfällt von einer Frau, weil sie dreust ist, zu sagen: sie sey eine Frau von Herz — Furcht nun findet gewiß nicht Statt wo gelacht wird, und der über Alles spottet kann daher sehr gut furchtlos und unerschrocken seyn; so wird man denn dem Alles verlachenden Mann, wenn er sich nur sonst als ein Mann zeigt der Herz hat, oder herzhaft ist, Herzlosigkeit in anderer Beziehung zu Gute halten müssen. Nicht so bei der Frau. Schön ist die Satyrphysiognomie nie, erträglich nur beim Manne. Damit ist aber auch ausgesprochen, daß das Gebiet des Belachenswerthen für den Mann viel ausgedehnter seyn mu[illegible] als bei der Frau, was auch durch die Erfahrung [illegible] *stätigt wird*, welche zeigt, daß Männer sehr Vie[illegible]

mit lachendem Munde besprechen, was niemals den Inhalt von Frauen-Gesprächen bildet, weil es Gebiete betrifft, welche der Frau zu heilig sind, als daß sie dieselben mit jemand Anders als sich selbst besspräche, oder zu widerwärtig, als daß sie nur daran dächte. Im Ganzen liebt das Lachen die lustigen Kreise der Männer.

Es ist aber sehr die Frage, ob in dem Gesagten etwas liegt, was das männliche Geschlecht als das beneidenswerthe erscheinen läßt. Fast könnte man es glauben da wir ihm den Gefährten zugewiesen haben, den wir ja selbst als den lustigern bezeichneten. Allein es hat sich auch gezeigt, daß seiner Lustigkeit nicht ganz zu trauen war, weil etwas vom Mephistopheles dahinter steckte. Nun wird vielleicht Mancher meinen, so erscheine das Lachen nur dem der es, vielleicht als ein pedantischer Moralist, betrachte, dagegen für den der es erfährt, für den Lacher selbst, sey dies anders, für ihn gebe es nichts Süßeres und nichts Plaisirlicheres. Allein dem ist doch nicht ganz so, denn es zeigt sich, daß für den Lacher selbst das Lachen nur zu oft diese genußreiche Seite nicht darbietet. Dies ist dort der Fall, wo es sich mit Gefühlen verbindet und Gefühle verräth die sonst geeignet sind, eher das Gegentheil vom Lachen hervorzubringen. Der Anblick der Gewalt der

Lachen hervor, und man meint solches Lachen sey angenehm. Ob wohl auch dort, wo ein Huß den Bauern sieht, der emsig das Feuer an seinem Scheiterhaufen schürt, und nun, gewiß lächelnd, o heilige Einfalt! ausruft? Schwerlich. Man nennt solches Lachen, wo man lächerlich findet was so traurig ist, ein schmerzliches oder auch ein bitteres Lachen. Mit Recht, denn es ist weder lustig noch süß. Es weist auf Wunden die nach innen bluten. Und dennoch ist dieses bittere Lachen noch nicht das bitterste, weil der Gemüthszustand, aus dem es hervorgeht, das Schwanken zwischen Mitleid und Spott, wo das Gemüth abwechselnd der einen und der andern Regung sich hingiebt, noch nicht der schlimmste ist. Es giebt eine Vereinigung des Entgegengesetzten, die schlimmer ist, weil sie bleibend ist, wo das Gemüth dadurch, daß es der einen Regung sich hingiebt um so sichrer der andern verfällt, wo die Liebe den Haß erzeugt, und darum mit ihm steigt und fällt wie er mit ihr lebt und stirbt. „Eine monstruöse Verbindung wie die fabelhaften Ungeheuer des Alterthums" wird man sagen, und monstruös ist sie allerdings, aber nur nicht eine Erfindung der Fabel, denn sie existirt: in der Eifersucht hat sie Realität. Es hört nur ein geringer Scharfsinn dazu, um zu find' daß der Eifersüchtige quäle, peinige, ja morde

so hasse. Es ist auch sehr wenig Witz dazu nöthig um zu beweisen, daß Eifersucht Liebe beweise, und daß Othello nicht mordete, wenn er nicht liebte. Man kann weder jenen Scharfsinnigen noch diesen Witzigen widerlegen, sie haben beide Recht, denn der Eifersüchtige quält aus Liebe, peinigt aus Liebe, mordet aus Liebe, weil er haßt aus Liebe. Liebe ward hier Haß, Liebe stirbt hier dahin in Haß, und wie uns von einzelnen Menschen erzählt wird, daß sie im Momente des Sterbens dieselbe Physiognomie zeigen, wie da sie ins Leben traten, so wählt sich diese in Haß ersterbende Liebe gern den Begleiter den wir als Gefährten der ersten reinsten Liebe kennen lernten, das Lachen. Der Eifersüchtige lacht, aber wie? Qualen im Herzen. Und wo die Eifersucht zum Wahnsinn des Verbrechens wird, da vertritt die Stelle des unartikulirten Röchelns der Rache ein, nicht nur bitteres, sondern entsetzliches — Gelächter. Wo Othello seine That vollführt, da muß er lachen. Erst später läßt ihn der Dichter Klagelaute ausstoßen.

2.

Es ist also mit dem Lachen doch nicht immer ein so lustige Sache als es zunächst scheint. Es hat sein ernste, seine mehr als ernste, seine entsetzliche Seit Wenn darum Manche, wo sie die Welt der W

dammniß malen wollen vom ſteten *Gelächter* der Hölle ſprechen, ſo will ich mich zwar nicht dafür verbürgen, daß das Gemälde richtig iſt, wohl aber dafür, daß der Pinſel, mit dem es gemalt ward, in ganz richtige Pſychologie getaucht war. Ob dies aber auch der Fall iſt hinſichtlich derer, welche, wenn ſie uns eine *ſelige* Welt ſchildern wollen, ſtets dies an ihr preiſen, daß dort keine Thräne werde geweint werden, dies iſt eine andere Frage. Zu ihrer Beantwortung kann beitragen, wenn wir unſern zweiten Gegenſtand betrachten, das *Weinen*. Suchen wir auch hier die erſten Erſcheinungen deſſelben auf, ſo finden wir, daß das neugeborne Kind, wie es nicht lachte, ſo auch nicht weint. Es zeigt ſich weiter, daß ſein erſtes Weinen ganz das Gegenſtück bildet zu ſeinem erſten Lachen, zum *Zulachen* aus Liebe. Es weint nämlich, wo es die Vorſtellung von etwas Fremden oder Abſchreckenden erlangt hat, in deſſen Gegenwart *aus Furcht*, weil es ſein Daſeyn gefährdet, ſeine Sicherheit geſtört fühlt. Wie aber über jenes Lachen aus Liebe, ſo gehn wir auch über dieſes Weinen aus Furcht ſchnell hinweg, und ſuchen nach *dem*, welches uns *hier* das Urphänomen giebt. Wir finden dieſes Weinen in ſeiner reinſten und vollendetſten Geſtalt erſt viel ſpäter, *auch* erſt *dort*, wo bei dem Kinde ſich der Kreis ſeiner Vorſtellungen

beträchtlich erweitert hat. Da es grauſam ſcheinen könnte, wenn wir auch hier experimentirten und das Kind zum Weinen brächten, ſo werden wir wohl warten müſſen, bis eine Gelegenheit ſich darbietet. Sie bleibt nicht lange aus: das Kind thut einen Fall, der Schmerz den es empfindet iſt nicht ſehr groß, und ſo weint es zunächſt nicht; es ſteht auf, ſieht ſich betreten, gleichſam fragend, um, und wenn keine beſonderen Umſtände eintreten, ſo wird es wohl zum Weinen gar nicht kommen. Sollte aber das Kind bemerken, daß es blutet, oder ſollte die ängſtliche Mutter hinzuſpringen und anfangen das Kind auszufragen oder zu bedauern, ſo kann man ziemlich ſicher ſeyn, daß die Thränen bald fließen werden. Warum wohl jetzt? Weil im erſten Fall das Blut, vor welchem alle Kinder ein angebornes, ich möchte ſagen rührendes Entſetzen haben, im zweiten die beſtürzte Miene der Mutter die Vorſtellung giebt von einer Gefahr oder von einem Unglück. Dieſe Vorſtellung aber von Unglücklichſeyn iſt für das Weinen des Kindes ſo ſehr die Hauptſache, daß man ein ganz geſundes Kind, dem kein Finger weh thut, durch bloßes Bedauern und ihm Vorſtellen, wie unglücklich es ſey, ſehr leicht zum Weinen bringen kann. Auf der andern Seite kann es ohne eine ſolche Vorſtellung ſo gar nicht weinen, daß wenn

ihm weinerlich zu Muthe iſt, und es ſich keines
dens klar bewußt iſt, es allen möglichen Schar
aufbietet um eins zu finden. Von den vielen A
achtungen die hier gemacht werden können, hier
eine: Wie bei den Erwachſenen, ſo zeigen ſich
beim Kinde die erſten Anfänge des Weinens in j
malitiöſen Kügelchen das wir im Halſe fühlen
das zum ſteten Schlucken nöthigt, einem der
angenehmſten Gefühle, die es giebt. Dauert nu
weinerliche Stimmung, und in Folge derſelben
unangenehme Gefühl beim Kinde zu lange, un
kann gar Nichts finden, was es unglücklich mach
fängt es endlich an zu weinen — über ſeine
ſchmerzen, d. h. die Vorſtellung eines Leidens,
eigentlich Folge des Weinens iſt, wird ihm G
dazu. Dies hat etwas Komiſches. Und doch ge
bei dem Erwachſenen oft gerade ſo. Auch der
wachſene kann nicht weinen ohne die Vorſtellung
Leidens, auch ihm iſt manchmal weinerlich zu M
und er ſucht zu ſeiner traurigen Stimmung die
ſtellung eines Leidens, nur freilich findet er dies
in Halsſchmerzen. Das Arſenal ſeiner trüben E
rungen iſt ja ſo reichlich verſehn, daß ihm die A
leicht wird; der Eine denkt an ein Unrecht das
zugefügt ward, der Andere an einen Verluſt d
erlitt. *Beide* kommen ſo ſchnell zu ihrem Ziel

beweiſen aber, eben wie jenes Kind, daß zum Weinen traurige Gefühle nicht hinreichen, ſondern, daß es trüber Gedanken, ganz beſtimmter Vorſtellungen von einem Unglück bedarf. Dies iſt auch ein Grund, warum kaum irgend Etwas das Weinen ſo hervorruft und befördert, als wenn man von einem beklagenswerthen Unglück ſprechen hört. Durchs Sprechen wird jedes Gefühl in beſtimmte Gedanken verwandelt, Worte geben die klarſten Vorſtellungen. (Ich ſage gefliſſentlich: auch ein Grund, denn es kommt dazu noch ein andrer, der weniger hierher gehört. Wo man von einem Leiden ſprechen hört, hört man in der Regel eine larmoyante, vor Rührung zitternde Stimme; es iſt bekannt, daß dies ſehr das Weinen befördert, aus einem Grunde wie ich glaube, der nur oder doch beſonders körperlich iſt. Jeder Menſch nämlich hat die Neigung, wo er eine Melodie hört, ſie, wenn ſie nicht zu ſchwer oder unbekannt iſt, innerlich nachzuſummen. Dieſe Neigung bemächtigt ſich unſerer auch wo wir das Tremolo der gerührten Stimme vernehmen, und zwar mehr als irgendwo, denn die Melodie iſt allbekannt und ſehr leicht. So tremuliren wir innerlich mit, und wenn dies auch nicht hinreicht die Schleuſen der Thränen zu öffnen, gelockert wenigſtens werden ſie dadurch. Daß wirklich dieſer oder ein ähnlicher Vor-

perlicher Grund hier die Hauptſache iſt, und daß der Geiſt, d. h. der Inhalt des Geſprochenen wenig oder gar nichts austrägt, dies zeigt im höchſten Grade Garrik, wenn er durch das Herſagen des Abc ſein Publikum zum Weinen bringt, und im geringern herumziehende Improviſatoren die, wo die Gedanken am ſpärlichſten geſäet ſind, am Liebſten dies Regiſter ihres Orgelwerks ziehn und mit dem größten Erfolg).

Das weinende Kind zeigt, daß ohne Vorſtellung des Elendſeyns keine Thränen fließen. Es lehrt uns aber weiter, daß, wie es ſelbſt, ſo auch im ſpätern Leben der Erwachſene, nur über das eigne Leid und die eigne Hülfsloſigkeit weint. Man führe hier nicht die Thräne des Mitleids als Gegenbeweis an. Wo der Menſch aus Mitleiden weint, da weint er eben weil er mit leidet, weil er durch eine Illuſion ſich in die Stelle des Leidenden verſetzt, deſſen Leiden in ſein eignes verwandelt hat. Darum gilt hier ein Geſetz das ganz dem entgegengeſetzt iſt, das wir beim Lachen kennen lernten: Über das Unglück eines ganz Fremden weint der Menſch gar nicht oder doch ſchwer, über das eines Angehörigen viel leichter, über das eigene am leichteſten, vielleicht immer. Eben wegen dieſes diametralen Gegenſatzes iſt es möglich, daß *ſich Lachen* und Weinen ſo oft begegnen und in die

Hände arbeiten: Wie viel weniger würde geweint werden, wenn alle die Thränen wegfielen die über das Ausgelachtwerden vergossen werden, und wie viel Stoff zum Lachen würden wir einbüßen, wenn nie ein Anderer in die Lage käme in der er sich beweint! In der That sind die Situationen, über die gelacht und geweint wird, ziemlich dieselben, und nur die Person ist's, die den Unterschied macht. Über die fremde Rathlosigkeit wurde gelacht, die eigne Rathlosigkeit macht uns weinen, dort ward gelacht über ein Wesen das in die Netze des mörderischen Geschicks fiel, wer sich in solchen Fäden verstrickt weiß, weint; wir konnten mit Jean Paul sagen, daß die Kleinheit des Andern uns lachen macht, man weint nur wo man sich übermannt und niedergeschmettert fühlt, d. h. wo man sich seiner Kleinheit bewußt wird. Nur dort, denn auch die Thränen der Rührung und Bewunderung den wir einer großen That zollen, sie zeigen, daß uns jene Großthat überwältigt, daß wir ihr gegenüber uns so klein vorkommen. Eben weil die Thräne ein Bekenntniß ist des Übermannt- und Überwältigtseyns, eben deswegen giebt es kein besseres Gegenmittel gegen das Weinen als den Stolz. Er ist, was sein Gegentheil, die Furcht, fürs Lachen war. Der Stolz als ein Gefühl der Kraft und Unüberwindlichkeit läßt das Bewußt-

ſein des Übermannt- und Überwundenſeyn nicht aufkommen, und weil nur bei dieſem geweint wird, ſo macht der Stolz es phyſiſch und pſychologiſch unmöglich zu weinen. Wirklich unmöglich. Dies wird häufig vergeſſen und darum manches ungerechte Urtheil gefällt: Es giebt Frauen die ſehr leicht weinen, die aber, wo ſie bemerkt haben, daß ihre Thränen gar keinen Eindruck machen, zu ſtolz ſind, in Gegenwart eines ſolchen Barbaren ſie zu vergießen. Wollte man nun, weil ihr Stolz die Thränen zurückzuhalten vermag, daraus ſchließen, wo dieſelben fließen, ſey dies willkührlich oder gar künſtlich hervorgebracht, ſo thäte man ein ſchreiendes Unrecht, eben ſo ſehr als wollte man dem, dem einmal vor Furcht das Lachen verging, wenn er nachher lacht, beſchuldigen, er ſtelle ſich nur lachend. — Wenn aber Weinen ein ſich Übermannt-Erklären, und wenn der Stolz ein Gegenmittel dagegen iſt, ſo iſt begreiflich, daß man dort, wo man das Gefühl der Stärke und Unüberwindlichkeit erwartet oder gar fordert, das Weinen unpaſſend finden wird. Dies iſt nun der Fall mit dem Geſchlecht, das man das ſtarke genannt hat. Ob das männliche Geſchlecht den Beinamen des ſtarken verdient, ob nicht, gehört nicht hierher, genug es führt ihn, und — noblesse oblige: *Es giebt nur* ſehr wenige Gelegenheiten, wo wir

dem Manne erlauben zu weinen. Das Alterthum war hierin viel nachsichtiger und freigebiger. Homer erlaubt seinem Achill zu weinen, weil das Schicksal ihn so früh sterben läßt. Ich bin überzeugt, daß mancher Tertianer unserer Tage, der diese Stelle mit Hülfe eines Wörterbuchs und — einer Brille liest, im Gefühl seiner Manneswürde die Schwachheit des griechischen Helden bemitleidet. Doch aber giebt es Situationen, wo auch wir es dem Manne, ja sogar dem starken Manne, zu Gute halten, wenn er weint. Auch der Held darf es, wenn er z. B. durch den Verrath eines Vertrauten dem Feinde überliefert ward. Der Nichtswürdigkeit gegenüber ist auch der Held wehrlos, darum darf er sich hier wehrlos bekennen, er darf weinen. Es giebt noch eine andere Gelegenheit, wo die Thräne den Mann nicht zu entehren scheint: Ist es wahr, was uns von unsern Nachbarinnen an der Seine erzählt wird, so gilt bei ihnen der Mann für unwiderstehlich, der mit Thränen um Erwiderung der Liebe fleht. Es wäre begreiflich, denn ein feineres Compliment ist kaum denkbar, als wenn man zu verstehn gibt, man stehe einem Frauenherzen so machtlos gegenüber wie — Achill dem Schicksal. Dies aber sind doch nur Ausnahmen. Im Ganzen ist die Thräne weiblichen Geschlechts und hat zu ihrer eigentlichen Domaine das Frauen-

Auge. Der Frau erlaubt man in vielen Lag zu bedauern und alſo zu weinen, wo man vom (oft unbilliger Weiſe) verlangt, er ſolle der ſpotten, des Mißgeſchicks lachen.

Man weint nur, wo man ſich ſelbſt bet und wehrlos ſieht. Und hierin liegt nun a eigentliche Erklärung der Thatſache, daß Thrän ſo Viele — namentlich über Männer und zwar ü die ſelbſt ſelten oder nie weinen — eine ſo grc walt haben. Es iſt ein Irrthum, welchen di nenden ſehr oft hegen, als bewieſen ihre Thrän ſie Recht und, der die Thränen erpreßte, Unrecht Dies alſo iſt allerdings ein Irrthum. Woll aber deshalb ſagen: Nun, wenn Thränen die beweiſen, ſo bedeuten ſie gar Nichts und müſſ den vernünftigen Mann ganz gleichgültig laſ wäre dies eben ſo ein Irrthum. Thränen b allerdings Etwas: nämlich, daß die Weine maltraitirtes Opferlamm, wenn auch nicht doch ſich dafür hält, und dies kann unter Um viel mehr Eindruck machen, als daß ſie Rec Man denke einen beſtimmten Fall: Es habe ein ſey es nun ſeiner Schweſter, ſey es ſeiner Frau ſtellungen zu machen über irgend ein Verſehn begangen hat, über irgend eine Unvorſichtig *ſie ſich zu* Schulden kommen ließ. Die Da

Unrecht haben — eine Voraussetzung von der ich sehr gut weiß, daß sie im höchsten Grade unwahrscheinlich ist, die mir aber so erlaubt seyn möge wie den Mathematikern ihre unmöglichen Größen, welche sie ja auch manchmal in Rechnungen bringen, wo sie dieselben entbehren könnten, nur um schneller zum Ziel zu kommen. Der Mann findet die schöne Schuldige bei irgend einer gleichgültigen Beschäftigung: sie bereitet sich zu einem Morgenspaziergange vor. Er fängt seinen Sermon an. Sie, zunächst um Zeit zu gewinnen, antwortet irgend etwas ganz Gleichgültiges: „Laß mich nur erst meine Handschuhe ruhig anziehen!“ Was hat sie nicht mit dieser kurzen Antwort außer der Zeit Alles gewonnen! Erstlich hat sie gesprochen, die Maschine, wie wir sie oben genannt haben, ist also in Gang. Zweitens hat sie ihre eigne klagend-bittende Stimme gehört, die auf sie mindestens den Eindruck machen muß, wie Garrik mit seinem Abc auf sein Publikum. Drittens hat sich durchs Sprechen ihr Geist auf ganz bestimmte Vorstellungen concentrirt, auf Handschuhe und in Ruhe lassen. Fährt nun, wie es wahrscheinlich ist, weil die Handschuhe Nichts mit der Sache zu thun haben, der Mann in seiner Mercuriale fort, so wird die Phrase geändert, sie wird generalisirt. „Nicht einmal die Handschuhe kann man ruhig anziehen“,

heißt es jetzt, und wenn sie dabei nicht weint, so würde ich selbst es ihr verdenken. Grund genug hat sie, denn ich nehme die ganze Hohe Versammlung zu Zeugen, daß es in der That keinen ärgern Druck und keine entsetzlichere Sklaverei geben kann, als wenn uns etwas so Unschuldiges, wie das Anziehen von Handschuhen, gewehrt wird. Ich hoffe daher auch zur Ehre des Mannes — der mir übrigens ganz unbekannt ist — daß er um nicht für einen so entsetzlichen Tyrannen gehalten zu werden, die ganze Sache fallen läßt, kann mich aber freilich auch des Argwohns nicht erwehren, daß sehr bald die schöne Weinende überzeugt seyn wird, sie habe hinsichtlich jenes Versehens sich vollständig gerechtfertigt.

Und so scheint es denn, als habe sich unser Urtheil hinsichtlich der beiden Begleiter des Menschen seltsam umgestaltet. Der eine, sein lustiger Rath, zeigte bei näherer Betrachtung unheimliche, boshafte Züge. Der andere, der anfänglich so moros erschien, bot zuletzt sogar einen ergötzlichen Anblick. Und man sage auch hier nur nicht, daß nur sein Anblick ergötze, und daß er nur ergötze, wenn man ihn mit den Augen seines boshaften Bruders betrachtet. Nein! dem Weinen kommt an sich, für den Weinenden selbst, eine freundliche und genußreiche Seite zu. Zwar *dies allein* will ich nicht so nennen, daß Thränen

den Schmerz lindern, und daß Mancher mit Recht wünscht: o könnte ich doch weinen!; hierin wären die Thränen doch nur wie eine Arzenei, die auch, wo sie hilft, nichts destoweniger bitter seyn kann. Aber es gibt Thränen die an und für sich, nicht nur in ihren Folgen, erquicken und Genuß gewähren, und sie treten bei Gelegenheiten hervor, die abermals den diametralen Gegensatz zeigen der zwischen dem Weinen und dem Lachen Statt findet. Dort hatten wir ein Lachen, wo ein tiefer Schmerz den Menschen so in seinen Augen erhebt, daß ihm Alles klein und verächtlich erschien, und er schmerzlich, bitter, lachte. Hier gibt es dagegen süße Thränen. Sie fließen dort wo ein Übermaaß von Freude uns fast erdrückt, wo ein kaum gefaßtes Glück uns überrascht und übermannt, wo Lust uns überwältigt und wir vor Seligkeit vergehn, das heißt vor lauter Leben — sterben. Dort sahen wir weiter, wie eine monstruöse Verbindung von Liebe und Haß sich Luft machte in dem furchtbaren Gelächter des Mörders. Es gibt eine andere Verbindung von jenen beiden, dauernd wie jene, aber nicht monstruös: In der Großmuth, in der Feindesliebe gebiert der Haß die Liebe, wie in der Eifersucht Liebe den Haß erzeugte, und wo im gegenseitigen Vergeben Feinde sich ans Herz fallen, da weinen sie, denn Jeder fühlt sich überwältigt,

niedergeſchmettert durch die Großmuth des Andern, und dieſe Thränen der Verſöhnung ſie ſind nicht nur ſüß, ſie ſind entzückend, wie jenes Lachen nicht nur bitter war, ſondern entſetzlich. Und wer wollte ſich am Ende wundern, daß ſo die Verbindung ganz Gleicher ſo Ungleiches geben ſoll, da ja Kunſt und Natur uns täglich daſſelbe zeigen. Die Kunſt, wenn aus Jungfrauenantlitzen und Adlerfittigen die Alten ihre Harpyen bilden und die Neuern ihre Engel, die Natur, wenn dieſelben einfachen Stoffe in einer Verbindung ein Gift geben, in einer andern etwas Unſchädliches, ja das Segensreichſte und Belebendſte. Jenem Gift entſpricht das bittere und entſetzliche Lachen, dieſer andern Verbindung die ſüße und entzückende Thräne. Ich ſage entſpricht, weil ich kein exacter Forſcher bin, wäre ich dies ich müßte mich anders ausdrücken, denn vom Standpunkt exacter Wiſſenſchaft betrachtet iſt die Thräne, ſelbſt die Thräne der Freude und des Entzückens, ſie iſt wirklich nichts Andres als jene unſchädliche Verbindung von Sauerſtoff und Waſſerſtoff — Waſſer.

Es bliebe nun noch übrig Einiges über die kosmetiſche Bedeutung jener beiden Erſcheinungen zu ſagen, und es wäre vielleicht am Platz, warnend dem weit verbreiteten Aberglauben entgegenzutreten, als *wenn Thränen* ein ſchönes Antlitz noch verſchönerten,

— indeß, dieſes Gebiet zu betreten, daran hindern mich manche Bedenklichkeiten. Wollte ich Schönheitsmittel angeben, und wollte ich das hier thun, ich fürchte dies müßte Lachen erregen. Wollte ich einen, ohnedies langen, Vortrag noch verlängern, Mancher könnte dies zum Weinen finden. Zu einer Betrachtung beider Erſcheinungen einzuladen, war allein meine Abſicht. Es kann unmöglich in meinem Intereſſe liegen, ſie praktiſch, und noch dazu ſo, hervorzurufen.

V.

Über den

poetiſchen Reiz des Aberglaubens.

1850.

Wer jemals Kinder beobachtet hat, wo ihnen Geſchichten erzählt werden, oder wer ſich ſelbſt das Vergnügen gemacht hat, ihnen dergleichen zu erzählen, der wird bemerkt haben, daß ſie ſich gern gleich am Anfange deſſen verſichern, daß die Geſchichte auch wahr ſey. Iſt ihnen dieſe Frage bejaht, ſo ſetzen ſie ſich erſt recht in Poſitur mit ihrer Theilnahme, denn jetzt wiſſen ſie, daß dieſelbe nicht weggeworfen iſt. Ja ſogar, wenn ihnen geſagt iſt, die Erzählung werde wohl erfunden ſeyn, ſelbſt dann ſcheinen ſie, je mehr ſie ſich intereſſiren, um ſo mehr die Hoffnung zu faſſen, das Erzählte ſey doch wohl wahr; — denn nur ſo kann ich mir den äußerſt komiſchen Ärger erklären, welchen manche Kinder zeigen, wenn am Ende einer ſehr intereſſanten Geſchichte der Erzähler ihnen ſagt, er ſelber habe ſie erdacht. — Sey es, daß ſie vergeſſen hatten, was am Anfange geſagt war, daß die Geſchichte erfunden ſey und nun daran erinnert werden — ſey es, daß ſie allmählig ſich überredeten, im Grunde könne

doch der Erzähler nicht wiſſen, ob der Autor erfand oder bloß einem wirklichen Factum nacherzählte, jetzt aber dieſe Hoffnung aufgeben müſſen, — genug ſie kommen ſich wie geneckt vor, daß man ſie ſo geſpannt auf einen Ausgang achten ließ, den der Erzähler ganz nach ſeinem Belieben umändern konnte. — Wie in dem Vergnügen der Kinder am Geſchichten-Erzählen ſich der erſte Keim des Genuſſes zeigt, den uns ein Dichterwerk gewährt, eben ſo iſt jenes Verlangen der Kinder, die Geſchichte ſolle wahr ſeyn, die erſte Spur einer Forderung, welche der erwachſene und gebildete Menſch an die Spiele der dichtenden Phantaſie ſtellt, und ſtellen muß. Weil ihm Vernunft und Wahrheitstrieb angeboren iſt, deswegen verlangt er auch von dem Gedicht, daß es Wahrheit enthalte. Freilich darin unterſcheidet er ſich vom Kinde, daß ihm Wahrheit und wirkliches Geſchehenſeyn nicht einerlei iſt, denn er hat erfahren, daß manches wirklich geführte Leben, mancher wirklich exiſtirende Zuſtand, eine große Lüge war, dagegen aber auch, daß mancher Roman eine tiefe Wahrheit lehrt. Wenn wir aber von dieſem Unterſchiede abſehen, ſo verlangen wir (nicht minder als die Kinder) von jedem poetiſchen Werk, und wäre es auch das phantaſtiſchſte Mährchen, daß der Erzähler *nicht* bloß ſeinem Belieben folge, ſondern ſich

einer höhern Nothwendigkeit, der Wahrheit, unterwerfe, daß sein Mährchen einen vernünftigen Sinn enthalte; wo wir diesen vermissen, wo wir ihn nicht einmal als allegorisch angedeutet ahnden, da befriedigt uns das Gedicht nicht, denn der Unsinn ist nie poetisch. — Dieser Behauptung scheint nun die Erfahrung zu widersprechen, welche lehrt, daß Vieles, was wir als Aberglauben bezeichnen, dennoch mit einem poetischen Reiz begleitet ist. Vielleicht war es diese Erfahrung, welche den poetischen, dabei aber für klare Verständigkeit sehr eingenommenen, Jean Paul sagen ließ, aller Aberglaube sei „ein Glaube mit einem Aber", ein Ausspruch, der in seiner Allgemeinheit gewiß unrichtig ist, von dem aber zu hoffen steht, daß er gültig sey hinsichtlich solcher abergläubischen Vorstellungen, die etwas Poetisches haben. Ich sage, zu hoffen, denn es wäre doch traurig, wenn wir beim Eintreten in die Welt der Poesie, was den Menschen zum Menschen macht, die Vernunft, draußen lassen müßten, und auf der andern Seite eben so traurig, wenn die poetische Befriedigung dadurch verbittert würde, daß wir uns eigentlich ihrer schämen müßten. Es sei mir erlaubt, die Aufmerksamkeit auf einen solchen Aberglauben zu lenken, um zu sehen, ob vielleicht in ihm der Glaube von dem Aber zu trennen, d. h. ein Kind-

chen Wahrheit zu finden ist, oder ob er ein bloßer Wahn ist, dessen sich der vernünftige Mensch nie, also auch nicht im Gedicht, freuen soll: — Die Vorstellung, daß der Mensch von Natur in einem gewissen Rapport zu den Planeten stehe, so daß ihre Zustände, ihre Bewegung und Stellung sein Schicksal bestimmen, eine Vorstellung, die bei manchen Völkern des Alterthums die Stelle der Religion vertrat, im Mittelalter wenigstens vereinbar mit der Religion erschien, diese hat noch jetzt für viele Menschen etwas Poetisches, ja für unsern größten Dichter hat sie etwas so Verführerisches gehabt, daß er in Wilhelm Meisters Wanderjahren, um uns ein weibliches Wesen als besonders hochbegabt zu schildern, von ihr erzählt, daß die Schicksale des Planeten Merkur von ihr empfunden und mit erlebt würden. Da nun auf der andern Seite der gesunde Menschenverstand sich gegen dergleichen Zusammenhänge sträubt, weil der Planet Merkur etwas für sich ist, und der Mensch wieder etwas für sich, so werden wir am Ende Denen beistimmen müssen, welche sagen, daß der altersschwache Göthe hier der Romantik des Mittelalters mit seinen Wünschelruthen und seinen Horoskopen verfallen sey, und die es eine romantische Schwäche nennen, wenn man auch in *diesem Werke* den großen Dichter wiedererkennen will.

Schon die Gerechtigkeit, wie viel mehr die dankbare Verehrung, fordert, daß man zusehe, ob nicht jener phantastischen Erzählung etwas Wahres und Vernünftiges zu Grunde liegt.

Wir prüfen zu diesem Ende das, worauf jenes Verdammungsurtheil fußt, die Behauptung, daß der Mensch etwas *für sich* ist, und indem wir dabei zunächst von den Sternen ganz absehen und anstatt der übrigen nur *unseren Planeten* berücksichtigen, untersuchen wir, ob man dem Menschen wirklich ein ganz selbstständiges, isolirtes Leben zuschreiben müsse, oder auch nur dürfe. Der gewöhnliche Ausdruck: der Mensch sey ein *Bewohner* der Erde, das schöne Wort unseres großen Geographen: die Erde sey das Erziehungs*haus* des Menschen, faßt das Verhältniß zwischen Menschen und Erde so, wie das zwischen uns und den schützenden Wänden, zu welchen wir, auch wenn wir sie so lieb haben wie die, innerhalb der wir erzogen wurden, doch nur in einem äußerlichen Verhältniß stehn, weil wir *umziehen* und ohne daß wir dadurch anders würden, sie mit andern vertauschen können. Versucht man aber in Gedanken hinsichtlich der Erde einen solchen Umzug, wie diejenigen z. B. thun, welche sich das Leben nach dem Tode als eines auf andern Planeten denken, so macht man die Erfahrung, daß unser Verhältniß zur

Erde viel inniger iſt; es findet ſich nämlich, daß wir in Gedanken immer die Erde (d. h. alle irdiſchen Verhältniſſe) mitnehmen, d. h. bei jenem Fluge unſerer Gedanken die Erde wirklich nicht verlaſſen. Man denkt ſichs ſchön, einmal auf dem äußerſten Planeten zu leben, ſo lange man davon abſtrahirt, daß dort die Sonne nur ſo groß erſcheint wie uns der Planet Venus, daß dort der Unterſchied von Tag und Nacht nur ſo groß iſt wie bei uns zwiſchen einer ſternhellen Nacht mit oder ohne jenen Planeten, daß in gleicher Proportion die Sommerhitze und Winterkälte dort ſich nahe ſtehn, daß demgemäß alle Bedingungen menſchlichen Daſeyns fehlen. Bedächte man dies, ſo würde man jenen Gedanken aufgeben, weil er eigentlich enthält, was dem menſchlichen Denken unmöglich iſt: daß man ſich nicht mehr als Menſchen denke. Da iſt die Bibel viel menſchlicher und wahrer, wenn ſie in den wenigen Stellen wo das Wie des Lebens nach dem Tode zur Sprache kommt, von einem ſolchen Fluge durch die Planeten Nichts ſagt, dagegen dem erneuten Menſchen eine erneute Erde verheißt. Sie beſtätigt damit, was wir in uns ſelbſt erfahren, daß der Menſchengeiſt nicht loskommen kann von der Erde, daß er der wahre Erdgeiſt iſt, weil er irdiſch lebt, irdiſch fühlt, *irdiſch denkt*. Dieſes Verſchmolzenſein mit der Erde

hat seinen Grund darin, daß er nicht nur auf der Erde, sondern von ihr lebt, ja wenn man will von ihr gelebt wird, indem ihr Leben auch ihn durchdringt. Ich sage mit Absicht ihr Leben, denn wenn auch die Erde seit sie den Menschen geboren, erschöpft, nicht neue Geschlechter hervorbringt, sondern dies ihnen selber überläßt, so hat doch die Geburt ihres Benjamin ihr nicht, wie jener Rahel, den völligen Tod gebracht. Dazu, ihre Kinder, namentlich ihren Jüngstgebornen zu nähren, hat sie noch Leben genug, und wie das Kind an der Mutter Brüst den flüssigen Leib der Mutter trinkt, so ist auch die Erde für den Menschen nicht nur der Tisch, auf dem ihm die Speise dargebracht wird, sondern die Speise selbst; was ihn ernährt, was er athmet, was ihn erhält, alles dies ist Bestandtheil der Erde. Ja das Verhältniß ist noch inniger als zwischen einer menschlichen Mutter und ihrem Säugling: nur mittelbar und langsam überträgt sich die fieberhafte Erregung derselben auf das Kind, anders dagegen hier, wo dem Kinde bei anbrechender Nacht die Augen zufallen, weil der Schlummer der großen Mutter zugleich sein erquickender Schlaf ist, wo der Mensch das Frühjahrspulsiren der Erde als seine Reisegefühle oder Todesgedanken empfindet, oder das Wehen des Sirocco als seine Melancholie fühlt, weil

er der Erde verbunden ist wie die Blüthe, die mit dem Baume krankt und gedeiht. Wozu aber hier bloße Bilder und Gleichnisse, wo die entschiedenste Analogie zu uns spricht? Wenn man es ganz natürlich findet, daß Pflanzen und Bäume, daß, wenn gleich in geringerer Ausdehnung, auch die Thierwelt ihren Winterschlaf hält, worin liegt denn das Befremdende, wenn der Mensch gleich den übrigen Kindern der Erde im Winter nicht nur mehr Schlaf verlangt, sondern — man braucht um dies zu bemerken nicht die Naturvölker zu besuchen, man braucht bloß mit ungebildeten Landleuten verkehrt zu haben — innerlich minder aufgeweckt ist? Es ist der letzte Rest vom Winterschlaf der sich bis in das Menschenleben hineinzieht.

Wenigstens hinsichtlich seines Verhältnisses zur Erde werden wir es also aufgeben müssen dem Menschen ein völlig isolirtes Leben für sich zuzuschreiben; allein wir dürfen doch andrerseits, indem wir solches Zusammenleben mit der Erde behaupten, nicht den großen Unterschied übersehen, der auch hierin zwischen dem Menschen und den übrigen Bewohnern der Erde Statt findet, die nur Parasiten und Mitleber an derselben sind. Was manche Mutter sich träumt während sie ihren Erstgebornen mit *ihrem eignen* Leben nährt, was die Glücklichen unter

den Müttern wirklich erleben, daß der Sohn sich über die Mutter erhebt, daß sie hinauf zu sehen hat zu ihm als zu einem großen Herrn, der sie verherrlicht, — die Gebenedeite unter den Müttern sah zu ihm hinauf als zu *ihrem Herrn* — dies ist die Bestimmung des Menschen der großen Mutter gegenüber. Er soll die Erde verherrlichen, indem er sich über sie erhebt und sie durch *seinen* Geist, d. h. *künstlich*, verschönt, d. h. cultivirt und verändert. Indem aber darin die Erde sich nach dem Willen des Menschen richtet, kehrt sich offenbar das ursprüngliche Verhältniß um: von *Natur* folgte der Mensch der Erde, durch seine *Kunst* bringt er es dahin, daß sie ihm gehorcht; von *Natur* aß er die Früchte des Waldes, durch seine *Kunst* verwandelt er den Wald in Feld und zwingt diesem nicht natürliche sondern *Culturpflanzen* ab. Je mehr der Mensch seine Bestimmung erfüllt, als mächtiger *Herr* der Erde gegenüber steht, um so mehr lockern sich also die Bande, welche unüberwindlich waren, so lange er noch als unmündiges Kind am Herzen der Mutter lag. — Für die Erfüllung seiner Bestimmung brauchen wir in den allerverschiedensten Verhältnissen ein und dasselbe Wort, indem wir sowohl von dem Eiweiß, das zum Huhn, als von dem Talent, das zum Virtuosen wird, sagen, sie bilden

ſich (jenes zum Huhn, dieſes zum Tonkünſtler) gebildet. Wir ſetzen darum auch immer das Gebildete dem Rohen oder Unreifen entgegen als demjenigen, welches ſeinen Bildungsprozeß noch vor ſich hat. Bleiben wir bei dieſem Wort, ſo werden wir ſagen müſſen, der Menſch bildet ſich um ſo mehr, geht um ſo mehr aus dem Zuſtande der Rohheit heraus, als er ſich zum Herrn der Natur macht, oder, da dies nur durch Kunſt geſchieht, je mehr er künſtliche Verhältniſſe an die Stelle der natürlichen ſetzt. Darum iſt es ganz nothwendig, daß durch die künſtliche Agricultur die Menſchheit nicht nur den Acker ſondern ſich cultivirt, d. h. gebildet hat, darum iſt es umgekehrt begreiflich, daß uns die Worte rohe Völker und Naturvölker Gleiches bedeuten, und daß wir unter dem rohen Zuſtande des Menſchen den Naturzuſtand verſtehn. Iſt aber dies richtig, ſo folgt auch ganz von ſelbſt, daß bei wachſender Bildung Alles ſeltener werden müſſe, was den Menſchen als den von der Natur beherrſchten erſcheinen läßt. Da nun alle die Erſcheinungen, in welchen der Menſch (wie die bloßen Naturweſen) als Mitleber der Erde erſcheint, dazu gehören, ſo iſt es ganz nothwendig, daß ſie mit zunehmender künſtlicher Cultur ſeltener werden müſſen, während *ſie im Zuſtande* der Rohheit, d. h. Uncultur, viel

häufiger ſind. Jetzt denke man ſich einen Zuſtand, wie den unſrigen, wo faſt alle natürlichen Verhältniſſe durch künſtliche verdrängt ſind, wo die von uns ſelbſt geſchaffenen Gewalten, Gewohnheit und Mode, ſo die erſte Natur verdrängt haben und zur zweiten Natur geworden ſind, daß was jene gebietet unnatürlich heißt; wo man es z. B. natürlich findet, daß die Schlafenszeit zum Tanz angewendet wird, ja wenn einmal ſoll am Tage getanzt werden, gewiß künſtlich Nacht machen und dann abermals künſtlich ſie in Tag verwandeln wird, man denke ſich dies und man wird ſich nicht wundern dürfen, wenn in ſo künſtlichen, ja doppelt künſtlichen Zuſtänden die Zuſammenhänge, von denen wir ſprechen, ſchwer aufzufinden ſind: ſie ſind eben etwas zu Natürliches, und wir leben nicht mehr im natürlichen Zuſtande. — Dieſes nun, daß dies Natürliche von der Cultur verdrängt iſt, dieſes vergeſſen Alle, welche das, was uns von rohen Naturvölkern erzählt wird, ſogleich deshalb als Fabel verwerfen, weil es bei uns nicht vorkommt. Daß die Wilden ein beſtimmtes Vorgefühl von ihrem Tode haben, daß bei ihnen Viele beim Eintreten in eine Hütte empfinden ſollen, ob ein dem Tode Naher ſich darin findet, iſt vielleicht nicht wahr; der Grund aber, den Einige anführen, man dürfe ihnen dergleichen übernatürlichen Schauer-

blick nicht zutrauen, der ja selbst unsern geschicktesten Ärzten abgehe, dieser ist unhaltbar; hier ist von etwas Übernatürlichem gar nicht die Rede. Da die Katzen sich verstecken um zu sterben, da der treue Hund den tödtlich erkrankten Herrn flieht, zudringliche Fliegen sich an den Sterbenden drängen, weil sie die beginnende Verwesung ahnden, so scheint das vielmehr das Natürliche zu sein, und nur unser übernatürlicher, d. h. künstlicher Zustand, in dem wir sogar gescheute Ärzte haben, es verscheucht zu haben. Daß sich Nichts der Art bei uns findet, beweist nicht daß dergleichen nicht möglich seyn sollte bei Naturvölkern, die wir freilich nicht darum beneiden werden, sondern eher beklagen, daß sie den Katzen, Hunden und Fliegen so ähnlich blieben. Wollen wir daher Erfahrungen sammeln hinsichtlich des natürlichen Zusammenhanges zwischen dem Leben der Erde und des Menschen, der auch bei uns sich noch findet, so werden wir dahin blicken müssen, wo die künstliche Entwicklung, d. h. die Bildung noch nicht begonnen hat oder wenigstens nicht tief durchdrang. Also auf die Kinder und die ungebildeten Landleute. Darum ward nur bei den Kindern auf das Schläfrigwerden mit anbrechender Nacht hingewiesen, weil das bei uns als Mangel an gesellschaftlicher Bildung erscheinen würde; allein auch hier

wird die Ausbeute gering seyn, denn wo man es natürlich findet, daß das neugeborne Kind im verdunkelten Zimmer liege (als wenn dann die Menschen nicht von Natur würden blind geboren werden), da fängt die Cultur mit dem ersten Athemzuge der Kinder an. Ähnlich ist es hinsichtlich des Landmanns: wo es natürlich erscheint, daß der Bauer in Dörfern wohnt, Caffee trinkt, unter Federbetten schläft, Zeitungen liest und Politik treibt, da kann von einem Naturmenschen kaum mehr die Rede seyn, und darum will ich gern zugeben, daß hier zu Lande von jenem Stumpferwerden im Winter, von jenem Rest des Winterschlafes, von dem ich oben sprach, keine Spur sich finde, den ich bei Bauern, die unter ganz andern, einfacheren, Umständen leben, sehr deutlich bemerkt habe. —

Daraus aber, daß es die Bildung ist, welche alle die Erscheinungen verschwinden läßt, in denen sich der Mensch als Anhängsel der Erde und als ihr Leben theilend erweist, daraus folgt, daß dieselben wieder hervortreten müssen oder wenigstens können, wo ihre Wirksamkeit aufhört. Halten wir dies fest, daß unter Bildung nicht etwa nur die Fähigkeit zu lesen oder zu schreiben, sondern die erfüllte Bestimmung zu verstehen ist, die darin besteht, daß der Mensch die Natur bezwang und von ihr frei wurde,

ſo kann es nicht auffallen, wenn die Krankheit als eine Negation der Bildung bezeichnet wird, wie ja denn auch der gewöhnliche Sprachgebrauch hier Mißbildung, Verbildung, d. h. mißrathene Bildung ſagt. In der That iſt jede Krankheit entweder gehemmte Bildung (wie die Blauſucht der Kinder) oder mißgeleitete hinſichtlich ihrer Richtung. Gegen den übermüthigen, jetzt bitter geſtraften, Einfall Heine's, daß die Geſundheit ungebildet, pöbelhaft, ſey, werden wir gerade in den Krankheitserſcheinungen Mißbildungen erkennen, darum aber auch uns nicht wundern, wenn in Krankheiten der Menſch der Naturgewalt wieder verfällt, und alle die Zuſammenhänge wieder hervortreten, von welchen er ſich (über die Natur ſiegend) befreit hatte. Der Geſunde hat Recht, wenn er ſagt: was ficht mich's an, ob die Bäume Blätter treiben, er wird krank und der auch in ihm ſich mächtig regende Lebensſaft ſprengt die todeswunde Bruſt; der Geſunde geht ungeſtraft nach Mitternacht zu Bette, weil es ſeine Schlafenszeit iſt, und ſpottet des Arztes, der ihm die Kinder als Muſter vorhält, er wird krank und der geſteigerte Paroxysmus des Fiebers zeigt, daß nicht alle Stunden des Tages gleich ſind. Der Geſunde hat Recht wenn er ſagt, daß der Mond wohl über das Meer *und über deſſen* Ebbe und Fluth Gewalt haben möge

(ſelbſt wenn er nicht ſogleich begreift warum dieſelben zwei Mal Statt finden), dabei aber leugnet, daß er über ihn Macht habe, allein er wird mondſüchtig und unterliegt der Gewalt, die er bis dahin verhöhnte; was der Geſunde den Laubfröſchen und Spinnen überläßt, Witterungswechſel zu empfinden, darin wird er ihnen ähnlich, wenn Rheumatismen, ja wenn Hühneraugen ihn plagen. — Wie wir es tadeln mußten, wenn verkannt wird, daß Manches im Naturzuſtand möglich ja nothwendig iſt, was bei wachſender Cultur eben ſo nothwendig verſchwinden muß, ſo ſind wir hier zu gleichem Tadel berechtigt: In der abergläubiſchen Furcht vor Aberglauben, die unſere Zeit characteriſirt, in der wir ganz vergeſſen, daß nicht das Ungläubigſeyn den aufgeklärten Mann verräth, ſondern das eingehende Unterſuchen — (der dumme Bauer iſt der ungläubigſte, er verſucht nichts Neues weil er es nicht glaubt) — in dieſer Furcht alſo verwerfen wir ohne Weiteres als unmöglich, als undenkbar, was nur krankhaft zu ſeyn braucht. Es gibt noch heut zu Tage nervös reizbare Menſchen, welche, wenn ſich im Zimmer eine Katze befindet, Zittern, Ohnmachtsanwandlungen, bekommen. Es wäre nicht undenkbar, daß bei krankhaft reizbarem Weſen ähnliche Symptome ſich zeigten, wo Jemand auf quellen- oder metallreichen Boden tritt.

Jetzt denke man ſich in der Hand eines ſolchen erzitternden oder von momentaner Schwäche befallenen Individuums eine ſchwankende Ruthe: daß dieſe erzittert oder in der ſchwachwerdenden Hand ſich ſenkt, enthält durchaus keine Undenkbarkeit — und von der allein iſt hier die Rede. Daß endlich, wenn dergleichen krankhafte Nervoſität vorkommen ſollte, ſie mehr in dem nervös reizbaren Mittelalter, als in unſerer abgeſtumpften blaſirten Zeit vorkommen wird, liegt in der Natur der Sache. Die Undenkbarkeit und der Unſinn in dieſen Erzählungen beginnt erſt dort, wo man das Factum anfängt zu erklären, wo man es auf die Haſelruthe oder darauf ſchiebt, daß dieſelbe in der Johannisnacht geſchnitten ward u. ſ. w. Wenn wir aber daraus, daß dies alles Aberwitz iſt, ſogleich ſchließen wollten, alſo habe nie eine Wünſchelruthe in der Hand eines Kranken gezittert, und die es behaupten, ſeyen Betrogene oder Lügner, — ſo ſind wir dabei vielleicht eben ſo gerecht wie im Mittelalter der Richter, welcher, wenn eine Frau aus eignem Antriebe ſich angab als eine, die auf einem Beſenſtiel auf den Blocksberg geritten ſey, nun ſie bona fide zum Tode verurtheilte, anſtatt zu unterſuchen, ob ihr dies nicht wirklich paſſirt ſey: im Traum nehmlich, in welchem Fall ſie, wenn dergleichen Träume Werk verdorbener Phantaſie waren,

eine ernste Ermahnung, wenn Folge von Krankheit, ärztliche Behandlung, gewiß aber nicht den Feuertod verdient hätte.

Nach einer solchen Apologie, sogar der Wünschelruthen, wird, wenn ich nun zu den Sternen zurückkehre und zu der Frage: ob ihre Bewegung den Menschen Etwas angehe, Mancher meinen, ich müsse, wolle ich consequent sein, auch die Sterndeuterei in Schutz nehmen. Vielleicht doch nicht. Selbst wenn das Verhältniß des Menschen zum Planetensystem ganz so wäre wie das zu seiner Mutter, der Erde, so würde er doch nur so lange als ein Mitleber an demselben erscheinen, als er sich von der Natur nicht frei gemacht hat, und die Macht der Constellationen würden wir auf die Zeit beschränken müssen, wo der Mensch noch so wenig die von seiner Vernunft dictirten oder wenigstens begriffenen Gesetze für das Höchste hielt, daß ihm vielmehr das Naturgesetz als sein Gott, der Planetentanz, worin sich dies Gesetz am großartigsten zeigt, als die alleinige Offenbarung Gottes erschien. Aber selbst dann wäre die Wirksamkeit der Sterne auf den Menschen nur als eine äußerst geringe zu statuiren und die gar nicht in Vergleich kommt mit der Stärke der Bande, mit welchen die Erde den Menschen an sich kettet. Wie auch in einem allgemeinen Mißjahr eines ganzen

Landes die Bäume eines Gartens, die Ähren eines Feldes ergiebig seyn können, wenn Umstände Statt fanden oder Maaßregeln ergriffen wurden, die diesen Garten oder dieses Feld, an dessen Leben Bäume und Ähren speciellern Antheil haben als an dem des ganzen Landes, isoliren und vor den Einflüssen unter denen das ganze Land leidet sicher stellen, so ist unsere Erde ein solcher isolirter Garten im Planetensystem, und weil der Mensch mit ihr so innig verbunden ist, deswegen kann ihn das, was in dem größern Ganzen geschieht, sogar wo er noch der Natur angehört, nur wenig berühren. Endlich aber müssen wir sogar dieses Wenige noch leugnen, denn die Möglichkeit, daß der Mensch sich in, wenn auch schwächerm, doch ähnlichem Verhältniß zum Planetensystem befinden könne wie zur Erde, beruht auf der Voraussetzung daß es ein Leben des Planetensystems gebe. Dazu aber, dies anzunehmen, nöthigt uns nichts. Da wir von Leben nur da sprechen, wo sich so complicirte Bewegungen zeigen, daß wir genöthigt sind entweder andere Kräfte anzunehmen, als welche die todte Natur beherrschen, oder wenigstens ganz eigenthümliche Combinationen der sonst wirkenden, die Bewegung der Himmelskörper aber sehr einfach aus Stoß und Zug erklärt und aufs Haar berechnet werden kann, — so haben gewiß die

mehr Recht, welche das Planetensystem mit einer Uhr vergleichen, als die es zu einem lebendigen Wesen machen. Wo aber das Ganze nicht lebt, kann von einem Participiren des Theils an seinem Leben nicht die Rede seyn, und da auf dieser Annahme alle astrologischen Vorstellungen beruhen, so müssen wir sagen dergleichen Zusammenhänge finden nicht und fanden nie Statt.

Jetzt aber scheint, wenn irgend Einer am Anfange unserer Untersuchung noch zweifelhaft gewesen seyn sollte, gar kein Zweifel mehr möglich. Wenn feststehen sollte, daß der Unsinn keinen (auch keinen poetischen) Reiz für den vernünftigen Menschen haben soll, jetzt eben aber die Ansicht von einem Zusammenleben mit den Sternen als Irrthum bezeichnet wurde, so kann auch Göthe nur in einem Moment romantischer Schwäche seine Makarie erfunden haben, und wir müssen uns für ihn, sollte es uns aber gefallen haben, für uns selbst, schämen. Dies ist doch noch nicht ganz sicher, denn ein Irrthum braucht noch kein Unsinn zu seyn. Wenn ein Kind sich in den Spiegel sieht, und nachdem es vergeblich versucht hat jenes andere Kind zu berühren, nun hinter den Spiegel greift, so ist seine Vorstellung irrig, und dennoch freun wir uns, daß dies Kind so viel Sinn und Verstand zeigt, denn wenn nicht der dem Kinde

unbekannte Umſtand Statt fände, daß dieſe Glasſcheibe mit Amalgam bedeckt iſt, ſo hätte es ganz recht, da hinten ein Kind zu vermuthen. In der Lage dieſes Kindes aber befanden ſich die frühern Geſchlechter, welchen es verborgen war, daß der Lauf der Geſtirne ſo einfach iſt, die vielmehr, weil ſie die Erde für den Mittelpunkt des Syſtems hielten, den Planeten ſo complicirte, vor- und rück-laufende Bewegungen und darum bewegende Lebenskräfte zuſchreiben mußten. Sie irrten, aber mit Sinn und Verſtand. Wie uns aber jenes hinter dem Spiegel ſuchende Kind nicht nur durch die erſten Spuren von Verſtand ergötzt, ſondern zugleich rührt, weil es uns die glückliche Zeit zurückruft wo wir uns zwar täuſchten, aber auch ſo viele ſchmerzliche Enttäuſchungen nicht erfahren hatten, eben ſo erfüllt uns der Gedanke an einen Zuſtand der Menſchheit, wo noch kein Newton das Planetenſyſtem entgeiſtet hatte, und wo man von den Planeten glaubte, ſie führten einen Reigen auf, mit den ſüßen Gefühlen, mit welchen in allen Völkern und Jahrhunderten der Menſch auf die paradieſiſche Kindheitszeit des Geſchlechtes zurückgeblickt hat. — Und nun denke man ſich den Dichter, der mehr als je Einer, dem geheimnißvollen Wirken der Natur lauſchte, der Natur- und Oſſian-*trunken in* ſeinem Werther gegen die bürgerlichen

Verhältnisse anstürmt, dessen Wahlverwandschaften zeigen wollen, daß dasselbe Naturgesetz, welches von der Kalkerde die Säure, auch Eduard von Charlotten scheidet, und man wird sich nicht wundern, wenn er die unter seinen Heldinnen, welche ihm am Meisten gefällt, Ottilien, um sie mit allen Vorzügen zu schmücken, nicht, wie das ein heutiger Autor vielleicht thun würde, mit socialen Fragen sich beschäftigen, sondern — Steinkohlenlager fühlen läßt; denke man sich ihn mit seinem Haß gegen Newton, mit Ingrimm gegen Alle erfüllt die aus gewaltsamem Stoßen und Ziehen das Universum construiren, und man wird es begreifen wie er, um Makarien doppelt selig zu schildern, sie hingegeben seyn läßt dem Zuge allgemeinen Lebens, das er über die Erde ausdehnt bis auf die Wandelsterne. Nennt man dies romantisch, so sey es, nur verbanne man es darum nicht ins Mittelalter: die Freude an der Kinderwelt ist auch romantisch, sie aber war dem klassischen Alterthum eben so wenig fremd als das romantische Ausmalen eines goldnen Zeitalters; die Sehnsucht aus der Stadt aufs Gebirge mit seinen öden Gletschern, aus unsern Culturzuständen nach einem amerikanischen Urwald, alles dies ist eben so romantisch, und nimmt man uns dies Alles, so werden wir wohl wenig Poesie nachbehalten.

Wenn unsere Untersuchung uns berechtigt den Dichter gegen den Vorwurf ganz sinnloser Phantasterei in Schutz zu nehmen, so gibt sie uns zugleich noch einen andern Wink hinsichtlich seiner Beurtheilung. Wir haben gesehn, daß wenn sich Erscheinungen, die im paradiesisch-kindlichen Alter der Menschheit natürlich waren, ins Culturleben hineinziehn, daß sie dann Symptome von Krankheit sind. Obgleich bei seiner offenbaren Vorliebe für dergleichen, Göthe vielleicht verletzt seyn würde durch so eine Behauptung, so hat er doch bei der Behandlung dieser Erscheinungen praktisch sich auf unsere Seite gestellt, und auch hier wieder bewiesen, daß seine persönlichen Sympathien und Antipathien ihn nie gegen die Wahrheit verblenden. Wer wollte verkennen, daß er mit Werther sympathisirt im Anstürmen gegen die bürgerlichen Verhältnisse, und dennoch stellt er dies Anstürmen dar als nothwendig zum Untergange führend, was aber nothwendig dazu führt das nennt man ja eben Krankheit. Wer will es leugnen, daß Göthe persönlich Eduard und Ottilien doppelt liebt, weil sie unter dem natürlichen Gesetz der chemischen Wahlverwandtschaft stehn, aber er zeigt wie dieses Beherrschtseyn zum Tode führt, d. h. Krankheit ist. So auch in dem, was uns hier beschäftigt. Ihm *erscheint* Ottilie als besonders begabt, weil sie Stein-

kohlenlager ſpürt, aber er ſchildert wahr und deswegen geſteht er, daß ſie etwas langſamen Verſtandes geweſen ſey (was doch wohl bei einer jungen Dame nur ein Verläumder den geſunden Zuſtand nennen wird); eben ſo iſt ihm Makarie doppelt verehrungswürdig wenn die Zeit ihres Rapports mit den Planeten beginnt, aber er gibt der Wahrheit die Ehre und bekennt, daß gerade dann ſie aufhörte, Werke der Barmherzigkeit zu üben und der Engel der Umgegend zu ſeyn, ſo daß alſo jene Momente des ſideriſchen Lebens von ihm ſelbſt als ſolche geſchildert werden, die wie ein ſittlicher Schlaf oder eine ethiſche Ohnmacht, das wache und geſunde ſittliche Leben unterbrechen. Und hier möchte man, trotz des romantiſchen Sternlebens der Makarie, dem jüngern anti-romantiſchen Geſchlechte den klaren Verſtand des alten Göthe wünſchen. Es geht dieſem Geſchlechte ſeltſam; ganz daſſelbe was auf der einen Seite bis auf den Tod verfolgt wird, genießt auf der andern um ſo mehr Verehrung, und da es dort noch eher geduldet werden möchte als hier, ſo möchte ich ſagen, daß unſere Zeit Neigung zu moraliſchen Milchverſetzungen habe, wenn ich nicht fürchtete bei allen, die mediciniſche Kenntniſſe haben, in den Geruch zu kommen, daß ich längſt veraltete Anſichten liebe. Ein merkwürdiges Beiſpiel ſolcher Metaſtaſen

die leider im ethiſchen Gebiete kein Wahn ſind, ſehn wir hinſichtlich des Intereſſes, das man an Räubern und Banditen, Verbrechern überhaupt, nahm und nimmt. Früher las man den Rinaldini, Pontolino, Abällino, und ſah im Leſen die Großherzigkeit nur im Kerker. Das iſt jetzt gegen den guten Geſchmack. Ich habe nichts dagegen, daß dieſe Romane heut zu Tage nicht mehr gefallen, und wünſche durchaus nicht ſie vom Küchentiſch wieder zurück ins Zimmer der Dame, ob aber dies ein geſunderer Zuſtand iſt, wo ganz daſſelbe Raiſonnement aus den Romanen in die ſ. g. Organe der öffentlichen Meinung übergegangen iſt und Zeitungen ſich nur darüber erweichen, daß die Zelle des Zuchthäuslers ſo traurig iſt, als müſſe ordentlicher Weiſe das Verbrechen nur zu Beluſtigungsorten führen, das iſt die Frage. Ich fürchte ſo wird es auch mit der Romantik gehn. Es wäre nicht unmöglich, daß, wenn wir uns erſt Alle werden überzeugt haben, daß Romeo und Julie nur gedichtet ward um zeigen, was dabei herauskommt, wenn ein Mann ſich der Leidenſchaft der Liebe hingibt und darüber ſein Geſchäft oder ſeine politiſche Carrière verſäumt, daß dann andere Völker mit Recht ſagen werden: ſeltſam ſey es, daß die Deutſchen, die durch ihre Leidenſchaftlichkeit zu jedem Geſchäft untauglich, daß dieſe die Liebe nur als Geſchäft oder als Mittel

zur Carrière gebrauchten. Und wenn wir je dazu gelangen ſollten, daß Göthe nicht mehr ein großer Dichter iſt, ſondern ein unklarer Kopf, der anſtatt hübſch bei der Erde zu bleiben, ſeine Helden auf dem Mercur und der Venus anſiedelt, dann möchte auch die Zeit nicht mehr fern ſeyn, wo man uns nachſagen wird, wir ſeyen phantaſie- und poeſieloſer als die Amerikaner, nur hinſichtlich unſerer bürgerlichen Einrichtungen ſeyen wir Phantaſten und conſtruirten Staaten, die vortrefflich wären für den Mercur und die Venus. Die Gegenwart iſt nicht ſehr ſchön. Doch kenne ich Manchen, der ſie einer ſolchen Zukunft weit vorzöge.

VI.

Wir leben nicht auf der Erde.

1852.

Dagegen, daß die Worte „Aufgeklärt“ und „Ohne Vorurtheile“ als gleichbedeutend gelten, und daß man als das Ziel aller Erziehung und alles Unterrichts, ſowohl der Individuen als der Völker, die Befreiung von Vorurtheilen anſieht, dagegen iſt, ſo lange dieſer Ausdruck richtig verſtanden wird, Nichts einzuwenden. Gewöhnlich aber meint man damit nur dies Eine, daß was bisher geglaubt wurde, widerlegt und als irrig nachgewieſen werde, und da iſt der Ausdruck offenbar zu enge gefaßt. Viel enger nämlich als die Bildung des Wortes verlangt, denn da darin doch nur geſagt iſt, daß vor reiflicher Überlegung geurtheilt wird, Etwas ſey falſch oder richtig, gut oder ſchlecht, ſo iſt offenbar „Vorurtheil“ ganz gleichbedeutend mit „vorgefaßter Meinung“, wobei es ganz unentſchieden bleibt, ob dieſe richtig iſt oder unrichtig. Daß die Erde ſich um die Sonne dreht iſt, ſo lange mir es nicht bewieſen oder durch mein eignes Nachdenken beſtätigt iſt, eben ſo ein Vorurtheil wie, daß ein über den Weg laufender Haſe Unglück weiſſage.

Von beiden Vorurtheilen muß ſich der Menſch befreien, um ein aufgeklärter Mann zu ſein; es geſchieht aber hinſichtlich beider auf verſchiedene Weiſe. Hinſichtlich des erſten ſo, daß ihm die Bewegung der Erde bewieſen wird, ſo daß, wenn er nun ſpäter urtheilt, ſie ſtehe nicht ſtill, dies nicht mehr ein Vorurtheil iſt, ſondern vielmehr ein Nachurtheil genannt werden müßte; hinſichtlich des zweiten ſo, daß er dahin gebracht wird, gar nicht mehr ſo zu urtheilen, weder vorher noch nachher. Gäbe es nur das letztere Mittel, die Menſchen aufzuklären, ſo hätten die Finſterlinge Recht, welche die Aufklärung für ein Unglück halten. Denn da Alles, was das Kind (und der ungebildete Menſch) glaubt und weiß, nicht als ein Bewieſenes, ſondern als eine vorgefaßte Meinung oder ein Vorurtheil in ihm lebt, indem es keine Gründe weiß, warum es dem Vater gehorchen, die Mutter lieben ſoll, ſo würde die Aufklärung, indem ſie ihm ſeine Vorurtheile widerlegte, die heiligſten Überzeugungen in ihm zerſtören. So aber iſt es nicht. Glücklicher Weiſe iſt das Widerlegen der Vorurtheile nur ein Theil der Erziehung. Ein ebenſo wichtiger, wenn nicht größerer, Theil derſelben beſteht darin, daß beſtätigt und bewieſen wird, was wahr war in den kindlichen Vorurtheilen, und auch dies befreit davon, weil es davor ſchützt, voreilig zu urtheilen.

Aber nicht nur in der Erziehung des Kindes ist es so. Alles Zusammenleben der Menschen hat doch zuletzt nur den einen Zweck, daß sie sich gegenseitig unterrichten, bilden, aufklären, und darum besteht es eigentlich nur in einem gegenseitigen Bestätigen dessen, was Wahres, und Widerlegen dessen, was Unrichtiges sich findet in unseren Vorurtheilen.

Da die Vorträge, welche hier gehalten werden, ein gegenseitiges Sich unterrichten und Sich aufklären zu ihrer Aufgabe haben, so kann auch ihre Losung nur dieser zweifache Krieg gegen die Vorurtheile seyn. Ich habe einmal hier*) den Versuch gemacht zu zeigen, daß in einem Vorurtheil, das Viele für irrig halten, manches Wahre enthalten ist. Würde ich nun abermals als Vertheidiger von Meinungen auftreten, die alle Welt für unrichtig hält, so könnte das doch am Ende ein schlechtes Licht auf mich werfen, und selbst die Autorität des größten jetzt lebenden Dichters, des Einzigen, der noch lebt aus der Zeit der großen Dichter, der einmal seinem Freunde schrieb, ihm sey die wahrste Philosophie die, welche ihm die meisten seiner Vorurtheile bestätige, selbst die Autorität dieses seines Freundes, der ein großer Philosoph war und doch sich Solches schreiben ließ, ja sich darüber freute

*) S. den vorhergehenden Vortrag: Ueber den poetischen Reiz des Aberglaubens.

— ſelbſt dieſe Autoritäten würden mich kaum vor dem Vorwurf des Obſcurantismus ſchützen. Es iſt aber nicht nur die, gewiß billige, Rückſicht auf meinen guten Ruf, die mich dahin bringt, heute (ganz im Gegenſatz gegen das vorige Mal) eine ſehr allgemein verbreitete Meinung, die Viele als einen Ausſpruch des geſunden Menſchenverſtandes anſehn, als einen groben Irrthum zu bezeichnen, ſondern es bewegt mich dazu noch etwas Anderes, nämlich daß ich dadurch, ich kann nicht einmal ſagen eine Pflicht der Dankbarkeit erfülle, ſondern vielmehr nur eine Schuld abtrage. Ich bin nämlich durch einen vor einiger Zeit hier gehaltenen Vortrag von einem irrigen Vorurtheil erlöſt worden, das ich einige vierzig Jahre gehegt hatte, ja noch mehr, der Gedanke, den ich heute hier durchzuführen gedenke, iſt, wenn auch nicht gerade jenem Vortrage entnommen, ſo doch durch ihn entſtanden. Als ich nämlich vor einigen Wochen hier her kam, um einen Vortrag anzuhören, lebte ich des Glaubens, den vielleicht Manche mit mir getheilt haben, daß ich und alle übrigen Menſchen auf der Erde leben und darauf wandeln werden, bis der unerbittliche Tod uns unter dieſelbe bringt. Der Vortrag aber, den ich anhörte, zeigte mir, wie ſehr ich mich geirrt hatte. Es ward nämlich in demſelben *bewieſen*, daß die Atmoſphäre gerade ſo zur Erde

gehört, wie die Apfelschale zum Apfel, oder wie die fruchtbare Ackerkrume zu dem festen Erdboden, auf welchem sie ruht. Ich mußte mir also sagen, daß so wenig der Wurm, der zwischen Fleisch und Schale des Apfels sich befindet, sagen darf, er krieche auf dem Apfel herum, so wenig der Maulwurf, der unter der Ackerkrume wühlt, behaupten darf, er laufe umher auf dem Acker, daß eben so wenig wir das geringste Recht haben zu prätendiren, daß wir auf der Erde leben. Ich sagte mir, daß, wenn es Wesen geben sollte, die wirklich auf der Erde leben, d. h. auf der durchsichtigen Schale des großen Apfels, den wir Erde nennen, auf dem krystallnen Ackerlande, unter dem wir wühlen, daß diese in ihrem Rechte sind, wenn sie, sich wundernd, herabblicken auf die seltsamen unterirdischen Geschöpfe, die sich so tief unten so gefallen, und dann doch wieder so viel Aufhebens davon machen, wenn es sechs Fuß tiefer hinab soll. In das beschämende Maulwurfsgefühl, mit dem mich jener Vortrag erfüllte, mischte sich, ich kann es nicht leugnen, manches Tröstliche. Denn wenn ich bis dahin wohl manchmal gesagt hatte: der Ärger über das und das, oder die und die wird mich noch unter die Erde bringen, so sah ich jetzt ein, daß diese Furcht sehr thöricht gewesen, da ich ja längst darunter bin. Wie es aber wohl bei dem Maulwr-

matiker geht, daß wenn er eine Formel für eine Art von Größen gefunden, er nun fragt, ob sie nicht auch für andere gültig, so erzeugte jener Gedanke bald einen ihm verwandten in mir, den ich eben, weil er hier entstanden ist, auch hier an's Licht treten lasse. Ist es nicht am Ende mit dem Leben hoch über der Erde gerade so, wie mit dem unter ihr? Auch von einem überirdischen Leben sprechen die Menschen und hoffen es nach dem Tode, ganz wie ich bisher das Sein unter der Erde durch die Todespforte von mir geschieden gedacht hatte. Wie, wenn sie sich eben so irrten, wie ich mich bis dahin geirrt hatte? Je mehr ich darüber nachdachte, um so klarer wurde mir, was ich hier klar zu machen wünsche, daß nämlich der Mensch wie er bereits unter der Erde lebt, so auch gegenwärtig schon in himmlischen Regionen wandelt. Es ist aber nicht (woran bei dem Ausdruck „im Himmel wandeln" natürlich Jeder zuerst denkt) es ist nicht das religiöse Gebiet, in welches ich hineintreten will, sondern ein von ihm verschiedenes, freilich von der gesunden Religiosität ihm verwandt geachtetes, es ist das Gebiet der Kunst. In wie weit diese mit Recht den Namen der Himmelstochter führt, in wie fern wir, obgleich der Hippogryph längst aus der Mode gekommen, doch noch *vom kühnen* Fluge der Dichter, von ihrem Entrückt-

seyn in höhere Regionen sprechen dürfen, in wiefern der Genuß des Schönen oder der Kunstgenuß wirklich über alles Irdische erhebt, darüber wünschte ich, gäben wir uns Rechenschaft.

1.

Die Erde oder der Inbegriff alles Irdischen zeigt uns zunächst die sinnlichen Erscheinungen nebst den sie beherrschenden Gesetzen oder das, was wir Natur nennen. Der Umstand, daß in allen Sprachen der Natur die Kunst, dem Natürlichen das Künstliche entgegengestellt wird, scheint darauf hinzuweisen, daß zum Wesen der Kunst eine Verneinung der Natur, ein Verlassen derselben gehöre. Dies ist auch ganz richtig. Nicht nur hinsichtlich der Kunst, die wir dem Gewerbe gleich stellen, deren Werke wir künstliche nennen oder Kunstproducte, sondern auch hinsichtlich der schönen Kunst, die das Künstlerische schafft und das Kunstwerk; auch dieses ist nicht anders denkbar als so, daß darin die Natur verneint wird. Eben darum zeigen sich die ersten Spuren des Kunstsinnes bei Individuen sowohl als bei der ganzen Menschheit, in der Lust am Mährchenhaften und Zauberischen, d. h. an dem, was nach Naturgesetzen unmöglich ist. Wie in seinen ersten Spielen das Kind sich losreißt von dem Ernste des Wirk-

lichen, eben ſo zerreißt die kindliche Menſchheit in ihren erſten Poeſieen die unverbrüchlichen Geſetze der Natur, und dieſes Zerreißen gewährt eine Luſt der ähnlich, welche die genießen ſollen, die anſtatt auf den natürlichen Stützen ihres Leibes zu ſtehn, unnatürlicher Weiſe von einem Ballon hoch in die Lüfte ſich tragen laſſen. Es hat Pädagogen gegeben, welche verlangten, man ſolle den Kindern keine Mährchen erzählen, ſondern ſie zu verſtändigen Menſchen erziehn, die ſich mit dem Natürlichen genügen laſſen. Wollten dieſe Männer conſequent ſein, ſo mußten ſie auch die Spiele der Kinder verbieten und verhindern, daß ſie ſich daran freuen. Denn daß der Knabe aus dem Spazierſtock ſeines Vaters ein Reitpferd herauszaubert, daß das kleine Mädchen einen ſchlecht gedrehten Plumpſack in eine Köchin verwandelt, die auf den Markt geſchickt wird, das iſt um gar Nichts weniger unnatürlich, als daß im Mährchen ein böſer Zauberer die Prinzeſſin in einen Roſen- oder Dornſtrauch verwandelt. Weil Beides ganz gleich unnatürlich iſt, deswegen macht auch Beides ein ganz gleiches Vergnügen. Denn die Luſt an der Unnatur iſt berechtigt, weil ſie die Erfahrung gibt, daß die Naturgeſetze nachgiebig ſind. Das Thier, welches durch ſie gefeſſelt wird, kennt dieſe Luſt nicht, und *wenn die* Thiere Dichter hätten, ſo würden dieſe

gewiß keine Mährchen erzählen, sondern nur vom wirklichen Grase singen, oder wenn sie Fleischfresser sind, von einem wirklichen natürlichen Stück Fleisch. Das sind Ultra's der Verständigkeit, die hübsch bei dem Natürlichen bleiben. Da aber unsere, auf die Natur versessenen Pädagogen ihre Eleven doch nicht so weit bringen werden, daß sie es jenen Mustern gleich thun, so sollten sie auch lieber den Menschenkindern ihre Spiele lassen und ihre Mährchen, an denen sich freun die ersten Keime des Kunst- und Schönheitssinnes verrathen heißt.

Ich sage mit Absicht die ersten Keime, denn mehr als diese möchte ich in der Lust am Unnatürlichen nicht sehn. Nicht daß ich zurücknehmen möchte was ich gesagt, daß es zum Wesen der Kunst gehört die Natur zu verneinen, sondern weil die Verneinung, die eben betrachtet ward, weder die einzige ist, noch auch die höchste. Die Sätze: der Stein ist keine Pflanze, und: das Thier ist keine, verneinen von beiden das pflanzliche Leben und bedeuten doch ganz Verschiedenes. Der erste sagt, daß der Stein noch nicht ins Pflanzenleben hinein-, der zweite, daß das Thier darüber hinausreicht. Die Verneinung der Natur, die bis jetzt betrachtet wurde, ist wie: der Stein ist noch keine Pflanze, darum bringt sie es eigentlich nur bis zum Unternatürlichen, und es wird

begreiflich, warum dämoniſche, fratzenhafte, unterirdiſche Mächte in den Mährchen eine ſo wichtige Rolle ſpielen. Es gibt aber eine andere Negation der Natur, in welcher ſie ſo verneint wird, wie das Pflanzenleben dort, wo wir ſagen, das Thier iſt nicht mehr eine Pflanze, eine Verneinung, die zugleich poſitiv, bejahend, iſt, und die Freude an dieſer muß nothwendig bei wachſender Bildung des Menſchen an die Stelle der Luſt am Unnatürlichen, Mährchenhaften treten. Der Kunſtſinn nämlich ließ ihn den Reſpect vor dem Natürlichen verlieren, auf der andern Seite wird, je mehr ſeine Vernunft reift, um ſo mehr er einſehn, daß die Geſetze der Natur viel mächtiger ſind, als die kindliche Phantaſie träumte. Und ſo wird er, um mit ſich ſelbſt im Einklang zu bleiben, verſuchen müſſen, dem Kunſtſinn zu Gefallen die Natur zu verneinen, der Vernunft aber genug zu thun, indem er ſie bejaht; er wird zugleich und zumal ſie gelten laſſen und ſie nicht achten. So unvereinbar Beides ſcheint, ſo verbindet ſich's doch überall, wo wir Etwas ſteigern oder verſtärken. Denn da wir es verändern, ſo bleibt es nicht wie es war, wird alſo von uns verneint, auf der anderen Seite wird es nicht etwas Anders, es bleibt was es iſt, ja es wird dazu in noch höherem Grade, alſo *bejahen* wir es. Das Wort: „Idealiſiren", das

man für diese Thätigkeit braucht, ist passend gewählt, weil „Ideal" einmal das Gegentheil des Realen bedeutet, und dann doch auch wieder eine vollendetere oder gesteigerte Realität. Indem nun die Kunst die natürlichen Gegenstände idealisirt, bleibt sie eben so wenig wie der Mährchen-Erzähler bei dem Natürlichen stehn, aber sie verneint es anders als er. Sie verneint es, indem sie es bejaht, denn wo die Natur etwas gut gemacht hatte, da thut sie des Guten, zwar nicht zu viel aber doch mehr; was die Natur aus sich hervor trieb, das wird von der Kunst übertrieben, und darum ist es durchaus kein Zufall, wenn wir von einem Erzähler, der nicht exact bei dem Wirklichen stehn bleibt, bald sagen, er übertreibe, bald wieder Ausdrücke brauchen, die der Kunst entlehnt sind: er malt aus, er verschönert u. s. w. In der That ist jedes Verschönern ein Hinausgehn über das Wirkliche, und anstatt dem Künstler das Uebertreiben zu verbieten, muß man vielmehr sagen: Ein Künstler, der nicht übertriebe, was die Natur ihm darbietet, wäre ein Natur-Copist, kein Künstler. Dieser muß darstellen, was die Natur nur wollte, aber verfehlte, er muß nicht nur sie treffen, sondern übertreffen, und darum wahrhaft Über-Natürliches leisten. Jeder wahre Künstler thut das auch; nicht nur die, welche dafür berühmt sind, daß sie sehr

idealiſiren, wie die Bildhauer des Alterthums, die ihren Statuen ſo vorſtehende Stirnen gaben, daß wenn dergleichen in der Wirklichkeit vorkommen ſollte, jeder Arzt einen Waſſerkopf vermuthen würde, nicht nur ein Guido Reni, deſſen überirdiſche Schönheit faſt zur Körperloſigkeit wird, nein es gilt dies von Allen, ſelbſt von denen, die berühmt ſind durch ihre Naturtreue. Man betrachte einen Betteljungen von Murillo, man ſehe das wundervolle alte Ehepaar von Slingeland in der Dresdener Gallerie an, man vertiefe ſich in die Anſchauung eines Denner'ſchen Kopfes, an dem die kurzgeſchnittenen Barthaare ſelbſt unter der Loupe naturtreu erſcheinen, — man kann ſich leicht überzeugen, daß dieſe Meiſter über das Natürliche hinausgingen. Denn wie iſt es wohl zu erklären, daß man den Betteljungen „reizend" findet, während das Original dieſes Bildes ſicherlich mit Ekel erfüllte? Ich glaube nicht, daß irgend ein Mann Runzeln in einem weiblichen Geſicht ſo entzückend finden wird, daß er ſie zählt, und bei dem Slingeland'ſchen Bilde thut es mancher. Eine Dame, die einen wirklichen ſchlechtraſirten Bart mit der Loupe betrachtete, iſt, mir wenigſtens, noch nicht vorgekommen, das Denner'ſche Bild aber reizt ſie dazu. Warum iſt dies Alles in der Wirklichkeit ganz *anders als bei* dem Gemälde? Einfach deshalb, weil

auf dem Gemälde ganz anders ist als in der Wirk-
keit. Weil die Künstler Alles verschönerten, weil
urillo die Lumpen reizend machte, weil Slin-
and die Fältchen der Haut idealisirte, weil
nner den Bart, den die Natur nur zu treiben
mag, übertrieben, d. h. besser getrieben hat, kurz
l sie Alle nicht Natur, sondern Ueber-Natur dar-
lten. Dieses Verschönern und Verklären der Natur
nicht ein beliebiges oder conventionelles, dann
e es die unnatürlichen, oder, wie man sie nennt,
nierirten Bilder, nein! der Künstler stellt die
genstände ganz so dar, und nur so dar, wie er
sieht, aber er sieht sie schöner. Man hat früher
vom sogenannten „bösen Blick" gesprochen, der
Kraft haben sollte, Alles zu verderben, worauf
sich richtet. Diese Erzählungen sind Gottlob Fa-
t. Eben so aber, ja doppelt sagen wir Gottlob,
; das gerade Gegentheil des bösen Blicks keine
el ist. Dies ist der Künstlerblick, der Alles ver-
int. Des Künstlers Auge hat die Kraft, was es
chaut zu idealisiren, und wenn man gesagt hat,
Maler sehe in den Gegenständen mehr, als der
e, so müßte man vielmehr sagen: er sieht es hin-
, er sieht es hinzu. Denn wie das nach Mähr-
t verlangende Kind nicht zufrieden ist mit dem,
s natürlich ist, eben so wenig er, wer sieht er

nicht phantaſtiſch in das Reich der Unnatur, ſondern phantaſiereich ergänzt er die Natur, und je mehr er dies thut, um ſo mehr iſt es ein ganzes Bild, was er uns vorführt.

Da wird man nun vielleicht ſagen, alles dieſes ſey richtig hinſichtlich der Phantaſten, zu denen vielleicht die meiſten Künſtler gehören, die durch ein getrübtes oder gefärbtes Auge die Welt betrachten. Der beſonnene und vernünftige Menſch dagegen, deſſen Linſe ſpiegelhell, der kenne auch nichts Höheres als das reine Spiegelbild der Natur, der überlaſſe jene ſogenannte Übernatur den romantiſchen Naturen, und freue ſich des Kunſtwerks um ſo mehr, je mehr es nur die Natur rein wiedergab. Es iſt nicht ſchwer zu beweiſen, daß es (glücklicher Weiſe) ſolche beſonnene Männer und ſolche ſpiegelhelle Linſen des geiſtigen Auges nirgends gibt, ja es läßt ſich dies leicht ſogar in dem Gebiete nachweiſen, wo man es vielleicht am Wenigſten vermuthet, in dem Gebiete der Portraitmalerei. Wenn irgendwo, ſo ſollte man hier glauben, daß Naturtreue die höchſte Forderung ſei, und doch iſt ſelbſt hier der Nüchternſte und Vernünftigſte nicht zufrieden, wenn anſtatt eines Kunſtwerks ihm die bloße Natur entgegentritt. Ich erinnere mich vor ſehr langer Zeit eine Geſchichte geleſen zu haben, *wo ein Maler*, der einen engliſchen Lord portraitirte,

weil deſſen Freunde immer neue Ausſtellungen an dem Bilde machten, endlich voll Ungeduld das Geſicht aus dem Gemälde herausſchnitt und den Lord bat, ſein eigenes in die dadurch entſtandene Oeffnung hineinzuſtecken. Als nun die wieder hereingerufenen Freunde das Bild jetzt erſt recht ſchlecht fanden, habe das vermeinte Portrait zu ſprechen angefangen und die Freunde ſeyen beſchämt fortgeſchlichen. Worüber ſie ſich eigentlich geſchämt haben, begreife ich bis auf den heutigen Tag nicht. Sie ſind vollkommen in ihrem Recht, denn Jeder, dem ein Kunſtwerk angekündigt iſt, wird ſeine Erwartungen über die Natur hinausſpannen, und wenn er nun — in dem angeführten Falle ſogar umgeben von Kleidern u. ſ. w., die der Pinſel verſchönt hatte — wenn er nun die bloße Natur ſieht, muß er das Bild ſchlecht finden. Wir würden gerade ſo wie jene Freunde urtheilen, ja wir haben ſchon ſehr oft ſo geurtheilt, wenn wir ein Daguerrotyp oder eine Photographie, bei der keine Künſtlerhand nachgeholfen hatte, abſcheulich fanden. Warum ſagen wir und ſagen es mit Recht, daß im Daguerrotyp die Leute häßlich werden? Weil wir es für ein Portrait anſehn, vom Portrait aber nicht erwarten, daß es ein Geſicht, gleichſam als eine ſtenographiſche Nachſchrift, mit allen grammatiſchen und rhetoriſchen Fehlern, abſchreibt. Man kann dieſen

Mangel gar nicht beſſer bezeichnen, als es im gemeinen Leben geſchieht, wenn geſagt wird, der Photographie fehle das Leben, welches der Maler dem Portrait gibt. Das, woran wir in der Natur das Leben erkennen, die Bewegung der Gliedmaßen, das Muskelſpiel, die ſtets wechſelnden Lichter im Auge, dies Alles kann der Maler nicht auf der Leinwand feſthalten, davon aber iſt in jener oft gebrauchten Phraſe gar nicht die Rede. Sie ſpricht ja nicht von dem Leben, welches der Maler wahrnimmt, ſondern von dem Leben, was er dem Portrait gibt, und darum iſt dieſe Redensart ſo vortrefflich. In der That gibt er ihm Etwas, es iſt Zugabe und Zuthat des Künſtlers, was uns mit immer neuem Erſtaunen vor Raphael's Leo X. ſtehn läßt, er hat es dem Portrait geliehen dieſes Übernatürliche, vermöge deſſen aus dem Bilde ein Geiſt ſpricht, den die Natur hinter dem Vorhange eines fetten Antlitzes verbarg, es iſt jenes Unſagbare, das uns bewundernd ausrufen läßt: was hat dieſer Genius aus dem Geſicht gemacht! Ja wohl gemacht. Hierin liegt es, die Photographie kann höchſtens zeigen, was ein Geſicht iſt, dagegen kann die Maſchine, in der ſie entſteht, nichts aus dem Geſichte machen, und darum hat ſie kein Leben. Eben darum aber komme ich darauf zurück, *daß die Freunde* jenes Lords ſich gar nicht zu ſchä-

men brauchten. Einer aber muß sich schämen, das ist der Maler, der die Zumuthung machen kann, ein natürliches Menschenantlitz für ein Kunstwerk, d. h. für ein Übernatürliches gelten zu lassen, der gebildeten Menschen so wenig Kunstsinn zuschreibt, daß sie bei einer Photographie nicht das Leben vermissen sollten, welches der wahre Maler gibt, denn in der That ist ja ein natürliches Menschenangesicht nur eine colorirte Photographie in Lebensgröße.

Freilich eine Erfahrung droht das ganze Gebäude meines bisherigen Räsonnements umzuwerfen: Es wird nämlich behauptet, daß die Meisten ihr Spiegelbild schöner finden als ihr Portrait, auch wenn es von einem geschickten Künstler gemacht wurde. Vorausgesetzt die Thatsache wäre richtig, was ich dahingestellt seyn lasse, würde sie beweisen, daß man die Natur dem vorzieht, was der Künstler aus ihr macht? Nach dem, was uns fest steht, glaube ich das nicht. Dem Auge des Künstlers ward die Macht zugeschrieben, als Gegensatz zum bösen Blick, Alles zu verschönen, was er anschaut. Diese Zaubermacht hat ihren Grund in der überirdischen Begeisterung, die in dem Dichter lebt, welche die Alten dahin brachte zu sagen, er schaffe im „heiligen Wahnsinn", und ihn vergleichen ließ mit dem weissagenden Propheten. Wenige sind so bevorzugt, daß diese Künstler-

begeiſterung immer in ihnen wach iſt, und daß demgemäß in jedem Augenblick Alles ſich in ihrem Auge verklärt und verſchönt, kaum Einer aber iſt wieder ſo arm, daß es ihm nicht zu Zeiten geſchähe. Wer hat nicht, namentlich in ſeiner Jugend, Momente gehabt, wo der Dichter in ihm ſeine Flügel regte? Eben ſo lebt, vielleicht in Allen, gewiß in Vielen der Maler, der nur der Gelegenheit wartet, um ſeine Gegenwart zu verrathen. Beſondere Gelegenheiten können ihn in's Leben rufen, wie bei Goethe, wenn, als er aus der Dresdener Gallerie heraustritt, ſein Auge einen Schuſterladen in Oſtade'ſchem Colorit ſieht, oder bei vielleicht Allen unter uns, wenn nach längerer Betrachtung ſehr ſchöner Gemälde alle Geſichter auf der Straße uns ſchöner erſcheinen. Hier bedurfte der Maler in uns des Zurufs eines andern Malers außer uns, um zu erwachen, aber er war nicht todt, ſondern ſchlummerte nur. Wie beſondere Zeiten, wie beſondere Gelegenheiten den Künſtlerſinn erwecken, ſo iſt es nicht undenkbar, daß ſein Hervortreten bedingt wäre durch die Präſenz beſtimmter Gegenſtände. Wenigſtens hinſichtlich der Stimmung, mit der ſie die Begeiſterung des Künſtlers verglichen, hinſichtlich des heiligen Wahnſinns der Weiſſagenden haben die Griechen dieſes *behauptet*, indem ſie ihre Pythia nur prophezeien

ließen, wenn sie auf einem Dreifuß saß. Nun, wenn wir dies uns gefallen lassen, wenn wir die, welche erzählen, mit dem sich Hinsetzen auf den Dreifuß sey weissagende Begeisterung über jene Frau gekommen, das geistreichste Volk der Erde nennen, wie sollten wir wohl dazu kommen, es für ganz unmöglich und undenkbar zu halten, daß bei unseren Frauen die Künstlerbegeisterung komme durch das Hinsetzen vor den Spiegel? Ich gehe aber noch viel weiter, ich halte dies nicht nur für weit erklärlicher, als daß ein Dreifuß begeistert, sondern für ganz natürlich und nothwendig. Schon aus naturwissenschaftlichen Gründen, denn da die Belegung unserer Spiegel aus zweierlei Metall besteht, so ist es schon nach den Gesetzen des Galvanismus ganz nothwendig, daß das von ihm reflectirte Bild electrisirend wirkt. Dann aber besonders aus Gründen, welche ich bisher entwickelt habe. Es ist noch vor wenigen Augenblicken die Wirkung des verklärenden Raphael's Auges als das Gegentheil des bösen Blicks bezeichnet worden. Wenn man nun täglich sieht, wie bei dem Hinsetzen vor den Spiegel jeder böse Blick verschwindet, wie er den süßesten, holdesten, ja ganz bezaubernden Blicken Platz macht, ist es da wohl anders möglich, als daß diese eben — bezaubern? Kann es wohl da irgendwie ausbleiben, daß in dem Spiegel ein

Raphaelisches Bild erblickt, oder wie wir es wissen, vielmehr hineingemalt, wird? Nun denke man sich aber die, welche in den Spiegel blickend, dort den schönen Raphael bewunderte, sich umdrehend und ihr Portrait erblickend. Und wenn es ein Tizian war, der es malte, o nehme ich es ihr nicht übel, wenn sie ihren Raphael vorzieht, denn so sehr mir Tizian's Paul III. gefällt, so bin ich doch immer wieder zu Raphael's Julius II. zurückgekehrt, der mich noch mehr ansprach. Ich verlasse aber diesen Gegenstand, der mich leicht dahin bringen könnte, alle Fabeln von Zauberspiegeln in Schutz zu nehmen, weil es gar keine Spiegel gibt, die nicht bezauberten, und kehre zu meiner Behauptung zurück, die also nicht dadurch umgestoßen wird, daß Vielen das selbstgemalte Portrait, das man Spiegelbild nennt, besser gefällt als das von einem andern Meister. Es bleibt dabei, jedes Kunstwerk ist übernatürlich, darum überirdisch, und wo wir es genießen, schweben wir höher als Blanchard und Green über der Erde.

2.

Zu dem Complex alles Irdischen gehört aber noch Anderes, als was wir die Gesetze der Natur nennen. *Wenn wir* Faust sagen hören: Die Erde hat mich

wieder!, ſo verſteht dies Keiner ſo, daß er wieder den Geſetzen der Schwere, Wärme, Electricität u. ſ. w. unterliegt, ſondern vielmehr daß die Mächte wieder über ihn Gewalt bekommen haben, die man im Gegenſatz gegen die natürlichen die ſittlichen zu nennen pflegt. Wenn ich nun Zweitens dazu übergehe, das Verhältniß der Kunſt zu den ſittlichen Verhältniſſen zu betrachten, ſo wird es mir wohl nicht verdacht werden, wenn ich nicht mehr, wie bisher, die Kunſt, die mit Farben, ſondern vielmehr die berückſichtige, die mit Worten malt, als dem Material, in dem ſich Sittliches am Vollkommenſten darſtellen läßt. In den ſittlichen Verhältniſſen, im Recht, in der Familie, im Staat gewinnt die Sittlichkeit Form und Wirklichkeit, darum gehören auch ſie zur wirklichen Welt, bilden eine Seite derſelben, wie die natürlichen Verhältniſſe die andere. Darf ich nun wirklich den Muth haben, was ich von dieſen letztern ſagte auch auszudehnen auf jene? darf ich, dem entſprechend, was dort geſagt ward, in der Luſt an dem, worin das Sittliche verneint wird, in der Luſt am Unſittlichen, äſthetiſchen Sinn finden? Ich werde es wohl müſſen, wenn ich nicht Alles zurücknehmen will, was ich vorhin angeführt habe, um die Luſt am Unnatürlichen zu rechtfertigen. Ich könnte mich nun darauf berufen, daß in einem ge-

wiſſen Genre der dramatiſchen Poeſie, unſittliche Scherze nicht nur vergeben werden, ſondern unvermeidlich zu ſeyn ſcheinen, ich will aber nicht in dieſes ſcabröſe Gebiet hineintreten, ſondern nur an unſer eignes Gefühl appelliren, ja an das Gefühl der Strengſten unter uns. Wer kann ſagen, daß er nie Wohlgefallen daran gehabt hat, wenn auf dem Theater das Thema durchgeführt wurde, das von Terenz bis auf Molière, von Molière bis auf Kotzebue und Scribe, in ſo unendlichen Weiſen variirt worden iſt, daß ein ſpitzbübiſcher Diener ſeinen Herrn, eine leichtſinnige Frau ihren Mann betrügt? Wer will ſich vermeſſen zu ſagen, daß er ſich nie für einen Helden intereſſirt und ſich an ihm erfreut habe, der ſeinen Fürſten und ſein Vaterland verräth? Jeder wird zugeſtehn, daß es ſehr unmoraliſch iſt zu ſtehlen, ſehr unſittlich ſeinen Mann zu betrügen, auch wenn er alt ſeyn ſollte, völlig gegen Sittlichkeit und Moral Verrath zu üben, — das Alles gibt man zu, und doch hat man ein Wohlgefallen, keine moraliſche aber eine äſthetiſche Freude an dieſen Sachen. Die Diſtinction, die man vielleicht machen wird, dergleichen gefalle nicht weil, ſondern obgleich es unſittlich, dieſe imponirt mir eben ſo wenig wie der Machtſpruch: Das *Unſittliche könne* einmal nicht ſchön ſeyn. Jene Unter-

ſcheidung macht keinen Eindruck auf mich, weil der alte Dupin überhaupt etwas in Mißkredit bei mir ſteht, dieſe Sentenz aber von der Solidarität des Sittlichen und Schönen nicht, weil, ſo Viele ſie auch im Munde führen — kein Menſch daran glaubt. Denn, Hand auf's Herz, wenn Goethe's Werther, weil es Unrecht iſt, die Frau eines Andern zu lieben, ſich begnügt hätte, während Lotte Butterbemmen ſtrich, ihr ihre Pflichten gegen Albert auseinanderzuſetzen, wenn er anſtatt gegen Standesunterſchiede zu wüthen, ſich darein ergeben hätte, daß für Bürgerliche es nur Subalternpoſten gibt, wenn er anſtatt ſich eine Kugel durch den Kopf zu ſchießen, eine andere Frau geheirathet, ſolide gelebt und ſich ein ehrliches Begräbniß erworben hätte, ſo wäre dies Alles ſehr moraliſch, ſehr ſittlich geweſen, aber auch — herzlich langweilig und proſaiſch. Da haben wir es! das bloße Sittliche ergötzt nicht, es erſcheint proſaiſch, d. h. unſchön, und ſo ſehr wir uns auch exaltiren mögen für bürgerliche Freiheit, bürgerliche Tugend und hundert andere Bürgerlichkeiten, nur im Gedichte wollen wir ſie nicht, denn da heißt die Bürgerlichkeit — Plattheit. Eben darum iſt es durchaus kein Wunder, wenn die Morgenröthe eines beſſern Geſchmacks in Deutſchland durch Werke bezeichnet wird, welche im Gegenſatz gegen die damaligen Mo-

ralpredigten von der Bühne herab, keck und übermüthig aller Prosa, freilich auch oft aller Sitte, in's Angesicht schlugen. Wer aber sagen wollte, nur die ruchlose moderne Kunst könne eine negative Stellung gegen die Sittlichkeit einnehmen, dem stelle ich ein ganz entschiedenes Nein entgegen. Vielmehr liegt es im Wesen der Kunst, daß ihr das Wirkliche nicht genügt, zum Wirklichen aber gehört, ganz wie die Natur, so auch die Sitte.

Eben deswegen aber, weil die Sitte ganz so wie die Natur ein Theil der Wirklichkeit ist, eben deswegen muß auch hinsichtlich ihrer ganz das gelten, was von der Natur galt: die Verneinung der Sitte, in welcher sie nur nicht respectirt wird, das Unsittliche, bildet das Gegenstück zu dem Unnatürlichen, und wie die Lust an diesem, am Mährchenhaften, verschwand vor der Lust am Übernatürlichen oder Idealen, eben so verhält sich's auch hier: der vollendete (nicht nur anfangende) Schönheits- und Kunstsinn verlangt nach einem Über-Sittlichen, d. h. nach einer gesteigerten, idealen, über die Wirklichkeit hinausgehenden sittlichen Ordnung. Nennt man, mit den Weisen des Alterthums und dem Evangelio, die Übereinstimmung mit der sittlichen Ordnung Gerechtigkeit, so wird das Verlangen entstehn nach einer *höhern* Gerechtigkeit, die sich zu der wirklichen des

bürgerlichen Lebens so verhält, wie jenes Raphaelische Portrait zum fleischigen Gesichte des wirklichen Leo X. Das wirkliche Leben hat natürlich für eine solche höhere Gerechtigkeit eben so wenig Raum, als die Natur ein Raphaelsches Portrait hervorbringt. Ja selbst wenn Einem, den das bürgerliche Leben gefesselt hält, die Ahnung kommt, daß es noch Höheres gibt als die Gerechtigkeit, die hier gefordert wird, selbst dann wird er sich sehr hüten, dieses Höhere in's bürgerliche Leben hineinzuziehn, sondern wird es einer höhern Region zuweisen, wie der Richter in Amerika, der, wenn auf seine Frage: Wie willst Du gerichtet seyn? der Angeklagte geantwortet hat: Nach den Gesetzen meines Landes! in demselben Augenblick wo er sich vornimmt, nur Gerechtigkeit zu üben und gar keine Gnade, dem Schuldigen zuruft: Gott sey Dir gnädig! Was aber das ernste, irdische Leben nicht duldet, das findet Statt in dem heiteren, überirdischen Gebiete der Himmelstochter, der Kunst. Hier waltet eine höhere Gerechtigkeit, die wir der bürgerlichen entgegenstellen und die poetische nennen, weil uns ihr gegenüber die wirkliche prosaisch erscheint. Wenn wir uns der poetischen Gerechtigkeit freun, so erfreut uns ein sich Hinwegsetzen über die Sitte, über Recht und Gesetz, aber nicht ein solches, wie es uns im Unsittlichen und in

der Ungerechtigkeit begegnet, ſondern vielmehr eines, das über die Sittlichkeit hinausgeht, über-ſittlich iſt. Wie, wer entzückt vor der Sixtiniſchen Madonna und ihrem Himmelskinde ausruft: das ſind nicht die natürlichen Augen eines Kindes! nicht den Maler wegen Unnatur anklagt, ſondern den Eindruck des Übernatürlichen bekennt, das aus den dunkeln Augen des Kindes ihm durch das Herz dringt, eben ſo erhebt uns die Luſt an der poetiſchen Gerechtigkeit ſo hoch über die wirkliche, daß dieſe uns unvollkommen und untergeordnet erſcheint.

Es ſei erlaubt den Unterſchied beider an einem Beiſpiel nachzuweiſen. Ich wähle dazu ein Stück von Shakespeare, das uns Allen bekannt iſt, und das gewiß nie Einer las oder aufführen ſah ohne innere Luſt: den Kaufmann von Venedig. Der Jude Shylok hat dem Kaufmann Antonio, den er tödtlich haßt, für einen Freund eine Summe Geldes geliehn unter der Bedingung, daß wenn ſie nicht rechtzeitig bezahlt werde, er ein Pfund Fleiſch zunächſt dem Herzen aus Antonio's lebendigem Leibe ſchneiden dürfe. Der Wechſel verfällt, der Jude klagt und verlangt ſein Recht. Wäre jetzt von dem Gerichte die Klage zurückgewieſen, weil Verträge über unerlaubte Handlungen ungültig ſind, ſo würden wir gewiß *nicht* zufrieden ſeyn. Ich glaube, ſelbſt der exal-

tirteſte preußiſche Juriſt wäre es nicht, und wenn wir ihm noch ſo oft das Allgemeine Landrecht Theil I. Titel V. §. 68 citirten, er ließe ſich gewiß nicht irre machen, ſondern würde ſich mit uns freun, daß Shakespeare, trotz des preußiſchen Landrechts, den Antonio Todesangſt ausſtehn läßt. Warum aber befriedigt dies uns Alle? Weil eine höhere Gerechtigkeit dies fordert, weil zwar unſere Geſetze es nicht verbieten, von einem Todfeinde, den wir verachten, eine Gefälligkeit anzunehmen und es von dem Zufall eines ungünſtigen Windes abhängig zu machen, ob wir ihm mit Leib und Leben verfallen, es aber darum nicht minder ein frevelhaftes Spiel mit dem Andern und mit ſich ſelbſt iſt, das Strafe, ſtrenge Strafe, verlangt. Darum fordert es, nicht die bürgerliche, wohl aber die poetiſche, d. h. die höhere Gerechtigkeit, daß die Klage angenommen wird. Wenn es aber nun zum Prozeß kam, welchen Gang mußte nach Recht und Geſetz er nehmen? Porzia-Bellario gibt dies ganz richtig an: Entweder der Jude verzichtet auf ſein Recht, oder aber Antonio verfiel dem mörderiſchen Meſſer. Keines von Beiden hätte uns befriedigt. Das Erſte nicht, weil Shylok dann ſeinen Charakter verleugnet hätte, das Zweite nicht, weil Antonio's leichtſinnige Gefälligkeit für einen Freund zu entſetzlich beſtraft wäre. Aus dieſem Di-

lemma, aus dem uns die bürgerliche Gesetzgebung nicht herauszieht, reißt uns nun das Urtheil der Porzia. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich sage, daß kein Obertribunal und Cassationshof der ganzen Welt dieses Urtheil bestätigt hätte. Denn daß, wer das Fleisch gekauft hat, auch Herr ist des darin fließenden Blutes, das lehrt der gesunde Menschenverstand, wenn auch nicht eine uralte juristische Regel (accessorium sequitur principale), ja sogar ein ausdrückliches Gesetz der zwölf Tafeln dafür spräche. Und dennoch freun wir uns dieses Urtheils, und ich glaube jeder Jurist (der es eigentlich monströs finden müßte) vergißt seine Jurisprudenz, freut sich mit uns und hat mit uns die Porzia noch lieber als zuvor. Warum so? Weil er in dem Unrecht, welches dem Juden geschieht, einen Act höherer Gerechtigkeit anerkennt. Denn wenn Einer nicht einmal den Feldscheer bezahlen will für den, den er hülfebedürftig macht, bloß weil es nicht „geschrieben steht im Schein", wenn alle Vernunft- und Menschlichkeitsgründe Nichts sind gegen den geschriebnen Buchstaben, nun dann geschehe ihm, was er so wünscht: Vernunft, Recht und Billigkeit, Alles sey Nichts, es gelte der todte Buchstabe.

Und so machen wir denn die Erfahrung, daß der *Genuß des* Schönen uns in jeder Hinsicht über

Irdiſche erhebt, indem er uns nicht nur der
urgeſetze ſpotten läßt, ſondern in eine ſo erhabene
ſion führt, daß von da herab untergeordnet er-
int, was uns ſonſt mit Recht als das Höchſte
: die bürgerliche und ſtaatliche Ordnung. Ganz
es alſo ein Wahn war, daß wir erſt nach dem
e unter die Erde kommen werden, ganz ſo war
in Irrthum, daß durch die Pforte des Todes
getrennt ſeyen vom überirdiſchen Leben, und daß
enſeits der Gegenwart liege. Und doch — denn
muß gerecht ſein — ganz ging dies Vorurtheil
t fehl, und in gewiſſer Weiſe bleibt dies Erhoben-
den über die Erde, ſtets ein Jenſeits. Man muß
lich heraustreten aus dem Kreiſe des wirklichen
ens, um in jene höhere Region einzutreten, und
ekehrt man muß jene höhere Ordnung vergeſſen,
zu wirken im bürgerlichen Leben; beide ſtehn
h eine Kluft geſchieden einander gegenüber, hier
Leben mit ſeinem Ernſt und ſeiner raſtloſen Ar-
, dort die Kunſt mit ihrem heitern Spiel, in
: wir von der Arbeit feiern. Wir verlangen von
: Menſchen, daß er beides thue, arbeite und feiere,
: abwechſelnd, daher in jedem Augenblicke nur
es von Beiden, wie von jenem Zwillingspaare
ier nur die eine Hälfte der Götterwelt angehörte.
um iſt Illuſion, d. h. ein uns ſelbſt täuſchen-

des Vergessen aller bürgerlichen Verhältnisse nöthig, um Theil zu nehmen an den Begebenheiten einer höhern Welt, in welcher sich die poetische Gerechtigkeit verwirklicht, jede Erinnerung an die prosaische Wirklichkeit stört die Illusion und wirkt darum unangenehm. Eben so unangenehm aber auf der andern Seite ist es uns, wenn die Ideale, die dort herrschen, sich Herrschaft anmaßen in der wirklichen Welt, und wenn sie hier die bürgerliche Prosa verdrängen wollen. Wir finden es ganz in der Ordnung, wenn nach mehrwöchentlichen Assisen unser Staatsanwalt und Schwurgerichts-Präsident zur Erholung in's Theater gehn und enthusiastisch Beifall klatschen, wo Porzia ihr Urtheil fällt. Wir würden es aber gewiß nicht in der Ordnung finden, wenn jener seine Strafanträge machte, dieser seine Urtheile fällte, so daß es übereinstimmte mit den Principien des reizenden jungen Doctor Balthasar. Wir fühlen, daß das Eine drüben hingehört, während hüben andere Gesetze herrschen. Denn mag immerhin die Lauge des Spottes verdient seyn, mit welcher der stolze gräfliche Dichter den reimeschmiedenden Criminalisten in Weißenfels überschüttet, die Sache ist nicht zu ändern: mehr oder minder ist nur am Abend, wo wir feiern, der Zugang zum Helicon frei, am Morgen *hält den* Menschen der Actentisch gefesselt. Warum

aber gelingt es der Kunst nicht, völlig sich einzubürgern im Diesseits, warum nicht, die Wirklichkeit ganz zu durchdringen und durchdringend zu verklären? Weil die Musen nicht die Herrinnen sind des Himmels und der Erde, sondern nur Töchter des Olympiers, der alldurchdringend und allbeherrschend Alles bewältigt! Wir personifiziren die Künste nicht mehr, wie die Griechen, machen sie nicht zu Töchtern des Zeus. Daran aber, daß sie in einem töchterlichen Verhältniß stehn, zweifeln auch wir nicht, und könnten es auch nicht, wenn wir uns nicht gegen das Factum verblenden wollten, daß sie das Schönste was sie leisten, einer höhern Macht weihen, blumenlesenden Kindern gleich, welche die allerschönsten Blumen der Mutter in den Schooß legen. Bringt doch die Architectur Höheres nicht hervor, als den Tempel und den Dom, Höheres nicht die Sculptur, als das Götterbild, nichts Höheres die Malerei, als die Mutter Gottes und den Gottmenschen, und bekennen sie sich doch dadurch als Töchter einer gemeinschaftlichen Mutter. Diese ihre Mutter, die Religion, sie vermag was den Töchtern unmöglich war. Zwar scheint auch sie die Welt in zwei Hälften zu scheiden, indem sie dasselbe Wort spricht, was wir oben vernahmen: Arbeitet und feiert — ihr Feiern ist Beten —, sie ist aber nur ein Schein diese Trennung, denn ohne

sich zu widersprechen, sagt sie: „Betet ohne Unterlaß“ und könnte eben so gut sagen: „Arbeitet ohne Unterlaß“, denn Arbeiten in ihrem Dienste ist Beten, und Feiern in ihrem Sinne ist Arbeit. Ich habe am Anfange meines Vortrags erklärt, ich wolle das religiöse Gebiet nicht betreten, herantreten aber an dasselbe mußte ich um die Grenzen zu finden, innerhalb deren die beseligende Macht der Kunst eingeschlossen ist. Ich mußte wenigstens hindeuten auf das Gebiet, wo wir nicht mehr bloß durch Illusion in eine Welt uns erheben, deren höhere Ordnung vor uns aufgeführt wird, an der wir darum nur Theil nehmen, indem wir uns selbst vergessen, um zu seyn wie im Himmel, sondern wo wir selbst die handelnden Personen sind, selbst eine höhere Ordnung verwirklichen, die uns sagen läßt, unser Wandel ist im Himmel, ich mußte wenigstens einen flüchtigen Blick werfen auf das Gebiet, dessen Freuden sich zum Kunstgenusse verhalten, wie zur Morgenröthe der helle Tag. Beide aber, sowohl die Aurora eines schöneren Tages, als seine hell aufgegangene Sonne, sie können uns, denke ich, trösten darüber, daß wir, den Maulwürfen gleich, unter der Erde wühlen, und werden uns berechtigen das Wort des ausgelassenen Dichters zu erweitern und es „wirklich allerliebst“ zu *finden* „*auf*“, unter und über „der lieben Erde.“ —

VII.

Apologie der Sophiſtik.

1855.

Der Ausspruch: „die Weltgeschichte ist das Weltgericht", macht das Urtheil der Geschichte zum entscheidenden, hinsichtlich dessen keine Berufung mehr möglich ist. Mit Recht, wenn unter „Geschichte" die Reihe der Begebenheiten verstanden wird und nicht bloß, wozu der Sprachgebrauch gleichfalls berechtigt, die Erzählung derselben. Nach dem Urtheil der Geschichte im ersteren Sinne ist der groß, dessen Werke sich im Verlauf der Weltbegebenheiten als nachhaltig und einflußreich erweisen, klein und unbedeutend dagegen, wessen Thaten Nichts bewirkten, Alles beim Alten ließen. Dabei wäre aber doch immer der Fall möglich, daß die, welche den Gang der Geschichte erzählen, von dem Ersteren behaupteten, er sey ohne Größe, von dem Letzteren, er sey ein großer Mann gewesen. Man kann, um nicht durch den doppelten Sinn des Wortes „Geschichte" Mißverständnisse zu erregen, von dem Urtheile der Geschichte das Urtheil der Nachwelt unterscheiden, und wird dann sagen müssen: das Urtheil der Geschichte ist inappellabel

wie das göttliche Endurtheil über alle Dinge, dagegen das Urtheil der Nachwelt iſt einer Rectification fähig, und die Aufgabe des Hiſtorikers iſt, an der Reviſion dieſes Urtheiles mitzuarbeiten, indem er, wenn wir die Individuen der Vergangenheit anders beurtheilen als ihre Thaten es verdienen, ſtets darauf aufmerkſam macht, wie ſchwer ſie wiegen in dem Fortſchreiten der Menſchheit. — Zwei Fälle ſind nun denkbar, die den gewiſſenhaften Hiſtoriker dahin bringen werden, darauf anzutragen, daß das Urtheil umgeſtoßen werde, welches man, weil ſo lange Zeit keine Berufung dagegen eingelegt wurde, als rechtskräftig anzuſehn ſich gewöhnt hatte: die Nachwelt kann eine geſchichtliche Perſon ungerechter Weiſe überſchätzen, oder wieder, gegen alle Billigkeit, unterſchätzen. Im erſtern Falle wird der Hiſtoriker dem vergötternden Wahne entgegentreten müſſen. Ein trauriges Geſchäft, denn wenn irgendwo der Spruch wahr ſeyn ſollte: „Ein Wahn der uns beglückt, iſt eine Wahrheit werth die uns zu Boden drückt“, ſo iſt es hier. Die Zahl der großen und bewundernswerthen Individuen iſt ohnedies nicht ſehr groß, und ich denke es geht Vielen ſo, wenn ſie ſehen, wie vor dem kritiſchen Scharfſinn eines Hiſtorikers wieder ein lange verehrter Nimbus verſchwindet, daß ſie mit Göthe ſagen: Wenn *die Vergangenheit* ſo groß war, daß ſie das Große

and, so sollten wir die Größe haben, daran zu
uben. Viel belohnender dagegen ist es, wenn den
storiker die Erforschung des Ganges der Geschichte
hin bringt, als Ehrenretter manches bis dahin ge-
terten Namens aufzutreten. Die richtige Würdi-
ng der Größe Gregors des Siebenten auch von
testantischer Seite, die Anerkennung auch von
iten der Christen, daß Muhammed mehr war als
bloßer Betrüger, die sich immer mehr verbrei-
de Ansicht, daß Cromwell ein Heros erster Größe,
acchiavelli nicht ein feiler freiheitsmörderischer Für-
knecht war, — dies Alles gehört zu den Triumphen
historischen Kritik, die nicht nur dem Scharfsinn
re machen, sondern auch dem nach Anschauen der
nschlichen Größe durstenden Herzen wohl thun. —
s bisher Gesagte gilt nicht nur von der Weltge-
chte im engeren Sinn, sondern findet seine An-
ndung eben so auf die Geschichte der Philosophie.
rade wie der Name des republikanisch gesinnten
rentiners Jahrhunderte lang zur Bezeichnung fer-
r und perfider Politik gedient hat, gerade so ist
h viel längere Zeit hindurch der Name einer ganzen
ffe von Philosophen nur als Scheltwort gebraucht
rden, und wie Macchiavellismus so gilt „Sophistik"
jt für einen Schmeichelnamen. Das Factum er-
rt sich leicht, wenn wir bedenken, daß es mit den

Nachrichten über die Sophiſten ungefähr ſo gegangen iſt, wie mit denen über die Phariſäer. Wie wir Alle dieſe letzteren zuerſt kennen lernen aus den Reden Chriſti der ſie bekämpft, und aus der evangeliſchen Geſchichte, die uns zeigt wie ſie Chriſto widerſtanden, ſo verbinden wir mit dem Namen „Sophiſt“ immer das Andenken an das, was Plato und Ariſtoteles, dieſe weiter gehenden Bekämpfer der Sophiſten, von ihnen und ihren Lehren faſt immer im polemiſchen Intereſſe erzählen. Die hiſtoriſche Gerechtigkeit fordert, daß ohne ein ſolches Intereſſe ruhig erwogen werde, ob man nicht dem Phariſäismus Unrecht thut, wenn man in ihm bloß Heuchelei, und der Sophiſtik wenn man in ihr nur täuſchende Überredungskünſte ſieht? Indem hier ein Beitrag gegeben werden ſoll zu einer gerechten Würdigung, bleibt natürlich (denn Niemand ſoll in des Andern Handwerk pfuſchen) die Ehrenrettung der Phariſäer den Theologen überlaſſen, unſer Jean Calas, der übrigens in den letzten Decennien ſchon ſehr beredte Vertheidiger in Deutſchland, Holland und England gefunden, ſey die Sophiſtik und die Repräſentanten derſelben, die Sophiſten.

Dem Gerichtsgebrauche gemäß, der den Inquiſiten ſelbſt den eignen Namen angeben läßt, laſſen wir uns von den Sophiſten ſelber ſagen, warum ſie *ſich ſo nennen* und was ſie eigentlich wollen? Da

ıtwortet uns der Erſte unter ihnen ſowohl der Zeit
s dem Range nach, indem er dies ſogar durch die
bleitung des Wortes zu rechtfertigen ſucht, Sophiſt
:ße, Klugmacher, und er nenne ſich deswegen ſo,
eil er die Kunſt übe, die Leute geſcheidt und zu
:waltigen Männern zu machen. Dies erſcheint uns
ltſam, bloß weil der Ausdruck nicht der gewöhnliche
t. Hätte Protagoras geſagt, ſeine Aufgabe ſey: Auf-
ärung und Licht zu verbreiten, ſo würden wir darin
ır Nichts Auffallendes finden, und doch bliebe die
ache dieſelbe, denn worin der Unterſchied zwiſchen
m Aufgeklärt- und Geſcheidtſeyn beſtehen ſoll, wäre
hwer anzugeben, und ſo lange das engliſche know-
dge is power Recht behält, wird man auch von
m Aufgeklärten ſagen müſſen: er ſey mächtig oder
:waltig, oder wenn man die gewöhnlichere negative
ezeichnung vorzieht, er habe aufgehört beſchränkt,
on Unwiſſenheit und Vorurtheilen gefeſſelt zu ſeyn.
– Im Grunde iſt alſo, was jener Sophiſt als ſeine
ufgabe angab ganz daſſelbe, was die Verbreiter des
ichtes und der Aufklärung im achtzehnten Jahrhun-
ert in Frankreich ſowohl als in Deutſchland zu er-
:ichen ſuchten. Und nicht mit Unrecht, denn je mehr
ıan ſich mit der Wirkſamkeit derer, die ſich im Alter-
hum Sophiſten nannten, und andrerſeits der Freunde
es Lichtes und der Aufklärung im achtzehnten Jahr-

hundert bekannt macht, um so mehr springt die Ähnlichkeit in die Augen. Dort wie hier handelt es sich nicht darum, ein strenges System aufzustellen, welches durch die wissenschaftliche Form sich darauf beschränkt, Eigenthum eines geschlossenen Kreises, einer Schule, zu seyn, sondern vielmehr darum: im weiteren Kreise Einsichten aller Art zu verbreiten, „Philosoph für die Welt" zu seyn, ein Name, den characteristisch genug einer der Bedeutendsten unter den Aufklärern einer Sammlung seiner besten Aufsätze gab. Hier wie dort gehen die Verbreiter des Lichtes darauf hin, die Menschen innerlich frei zu machen, Freisinnigkeit zu verbreiten, einmal dadurch, daß sie ihn von den Vorurtheilen frei machen, die ihn bisher beherrscht hatten, dann aber wieder so, daß sie ihm zeigen, wie er, anstatt daß bisher er von Allerlei beherrscht wurde, Alles zu bewältigen suche; theoretisch indem er im Stande ist jeden Stoff zu beherrschen, z. B. über jeden aus dem Stegereife Reden zu halten, praktisch indem er einsieht, wie Alles unseren Zwecken dienstbar gemacht werden kann, so wie im Grunde Alles einzig und allein dazu da ist, daß es dem Nutzen des Menschen diene. Diese Gewißheit läßt den größten der Sophisten aussprechen, der Mensch sey das Maaß, d. h. die bestimmende Regel, für alle Dinge, *und macht es* erklärlich, daß im achtzehnten Jahr-

hunderte dies als der Zweck der Sterne angegeben werden konnte, daß sich der Mensch in dunkler Nacht an ihnen zurechtfinden könne. In dieses stolze Bewußtseyn, Alles als sich dienstbar zu wissen oder auch, indem man es benutzt, sich wirklich dienstbar machen zu können, setzte Protagoras das, was er die Tüchtigkeit und Stärke nannte, ganz wie ja auch im achtzehnten Jahrhundert in Frankreich und Deutschland als starke Geister die gepriesen wurden, welche im Stande waren, stolz sich über alles das hinwegzusetzen, was die Gemüther der Schwachen band und gefangen hielt, und auch hier kann man also kaum einen Unterschied finden zwischen dem Griechen, welcher sich rühmte, er könne durch seine Lehren die Zuhörer zu tüchtigen mannhaften Recken (zu wahren „Allerwelts-Kerlen") machen, und den Deutschen die durch ihre Schriften Freisinnigkeit und Starkgeisterei zu befördern behaupteten.

Welches war nun weiter das Mittel, wodurch die Sophisten behaupteten, daß ihr Ziel erreicht werde? Auch hier können wir uns an ihre eignen Versicherungen halten, da mit dem was sie sagen, das Zeugniß ihrer Gegner ganz übereinstimmt. Beide nämlich sagen, jenes Mittel sey gewesen: „die Kunst in Gegensätzen sich zu bewegen", oder „Widersprechendes zu behaupten." Plato gibt uns eine anschauliche

Beſchreibung von dieſer Kunſt und von der Wirkung die es hatte, als ſie zuerſt in Athen geübt wurde. Er erzählt, daß einer der Sophiſten vor einer großen Schaar der geiſtreichſten Jünglinge auseinandergeſetzt habe, ein Menſch ſey nur Einer, andrerſeits aber, da er aus vielen Gliedmaßen beſtehe, könne man auch ſagen er ſey nicht Einer ſondern Vieles. Dieſes ſoll nun ein wahres Entzücken und gar nicht endendes Beifallsjauchzen hervorgerufen haben. Wenn wir ſo etwas hören, und zugleich auch dies, daß viele der älteren Athener, als ſie jene Beweisführung gehört, bedenklich den Kopf geſchüttelt haben und geſagt, dergleichen Leute dürfe man nicht in die Stadt kommen laſſen, denn ſie würden die Jugend verderben, — ſo möchte man ſich faſt an den eignen Kopf greifen und ſich fragen, ob man träumt oder wacht? Was hat ſolch läppiſches Zeug mit dem Geſcheidt-, Gewaltig- und Tüchtigmachen zu thun? Und wie können ferner die Zuhörer darauf ſolches Gewicht legen, daß die Einen jauchzen und die andern den Kopf ſchütteln? Freilich, daß ein Menſch viele Gliedmaßen habe, iſt kein ſolcher Fund, daß darauf ein großes Gewicht zu legen iſt. Dies aber iſt auch gar nicht die Hauptſache in dem, was der Sophiſt zeigt, ein viel Wichtigeres und wirklich *Bewundernswerthes* iſt, daß er, mag er nun einen

Menſchen, mag er einen Tiſch oder irgend etwas Andres betrachten, durch das Einerſeits und Andrerſeits, je nach ſeinem Belieben verſchiedene Seiten des Gegenſtandes hervortreten läßt. Fragt man: was liegt darin ſo Großes? ſo iſt zu antworten: jetzt nicht viel, wo dies Allen ſo geläufig geworden iſt, daß es in mancher Schule verpönt werden konnte, in den deutſchen Aufſätzen die Trivialität vorzubringen, daß jedes Ding ſeine verſchiedenen Seiten darbiete. So iſt es jetzt, wo ja auch jedes Kind das kann, was Jahrtauſende hindurch die Menſchheit nicht konnte, bis vielleicht das größte Genie, deſſen Namen die undankbare Nachwelt vergeſſen hat, die Erfindung machte: Worte in Buchſtaben zerlegen. Mit der Erfindung des Einerſeits und Andrerſeits iſt es ähnlich. Einmal gemacht, wird ſie bald Gemeingut Aller, aber ſie machen, war keine kleine und keine unwichtige Sache. Das Betrachten nämlich von mehreren verſchiedenen Geſichtspunkten aus, macht der Einfalt in der Betrachtung ein Ende, da dieſe, wie das Wort ganz richtig andeutet, ganz einfach, von einem einzigen Punkte aus, Alles beurtheilt. Je mehr man ſich an jene vielſeitige Betrachtungsweiſe gewöhnt hat, um ſo ſeltſamer erſcheint es uns, wo ſie noch nicht angewandt wird, und mancher Vater iſt ſchon, wenn ſein Sohn ihn fragt: ob Hannibal

ein guter oder ein ſchlechter Menſch war, ungeduldig geworden über eine ſo „einfältige“ Frage; ſie iſt es wirklich, weil ſie die mehrfältigen Geſichtspunkte, unter welchen der Vater den karthagiſchen Helden betrachtet, nicht ahndet. Nennt man nun das von mehreren Punkten aus betrachten, Reflexion oder auch Raiſonnement, ſo wird man in dem Einerſeits und Andrerſeits das eigentliche Fundament, und in den Erfindern derſelben die wahren Väter des Raiſonnements anerkennen müſſen. Die Sophiſtik iſt die Kunſt des Raiſonnements, und jeder ſtellt ſich ſobald er reflectirt, oder raiſonnirt, auf den Standpunkt, auf welchen die Sophiſten zuerſt gelehrt haben, ſich zu erheben. — Wenn aber dies, ſo iſt der Zuſammenhang zwiſchen dem Ziel welches ſie ſich verſetzten, dem Geſcheidtmachen, und dem Mittel deſſen ſie ſich bedienten, dem Geltendmachen der verſchiedenen Geſichtspunkte, ein ſehr natürlicher. Die Vielſeitigkeit macht den geſcheidten Mann, und von jenem einfältig fragenden Knaben ſagen wir mit Recht, er ſey nicht recht geſcheidt, weil er nicht ſcheidet, was der Vater zu diſtinguiren pflegt, und was in den Worten gut und ſchlecht, wie ſie der Knabe braucht, ganz ungeſchieden und confus vereinigt iſt. Es iſt dann ferner ganz begreiflich, warum die Sophiſten des achtzehnten *Jahrhunderts*, wie wir die Väter der Aufklärung

nennen können, ihren Kampf gegen die finsteren Vorurtheile mit denselben Waffen führten, deren sich die Aufklärer im perikleischen Zeitalter bedient hatten, mit dem Geltendmachen der verschiedensten Gesichtspunkte. In der That, indem sie zeigen, wie es nur von unserem Raisonnement abhängt, ob die Aussicht von der Spitze des Ätna ein wunderschönes Panorama ist, oder ein Bild völlig erreichter Glückseligkeit, gewöhnen sie daran, aus Allem Alles zu machen, Nichts so zu respectiren, daß man es unverändert und unangetastet müßte stehen lassen, lehren sie Alles in den aller verschiedensten Weisen beurtheilen, worin ja eben das Gegentheil des Gebundenseyns durch feste Vorurtheile besteht. Nichts macht vorurtheilsloser als das Raisonnement, weil man dadurch von jeder Ansicht loskommt. Nichts aber am Ende auch mächtiger. Wer nämlich seinen Stoff so zu beherrschen weiß, daß er nach Gefallen jede mögliche Seite an demselben hervorheben kann, der hat damit auch die Fähigkeit erlangt, was ihm wünschenswerth erscheint so darzustellen, daß die, von denen die Erfüllung seines Wunsches abhängt, darin ihren eignen Vortheil oder aber auch Etwas sehn, was ihnen Ehre machen wird, kurz die Kunst der Überredung ist eigentlich nur die Kunst des Raisonnements, und man muß es als etwas ganz Natürliches ansehn, wenn

die Sophiſten die erſten Lehrer der Beredtſamkeit wurden. Es heißt dieſe Kunſt nicht herabſetzen, wenn man ſie Überredungskunſt nennt, denn es iſt ganz willkührlich und gründet ſich auf gar kein Recht, wenn man bei dem Worte „Überreden“ nur an die Fälle denkt, wo ein Irrthum Einem glaublich gemacht wird. Ich habe den Anderen nicht weniger überredet, wenn ich ihm alle die Gründe auseinanderſetzte, die zur Rückkehr zum Guten rathen, als wenn ich ihn durch meine Reden dahin brachte, den Pfad der Tugend zu verlaſſen. Eines wie das Andere aber wird nicht geleiſtet durch ſtrenge mathematiſche Deduction, denn die läßt kalt, und bewegt zu keinem Thun, ſondern durch Vielſeitigkeit des Raiſonnements. Man zeige die Seiten, durch welche ſich eine That empfiehlt, und man wird zu ihr bewogen, man weiſe die auf, die ſie verdammenswerth machen, und man wird vor ihr abſchrecken, beides aber vermag nur, wer die Kunſt des Raiſonnements inne hat; je mehr er ſie beherrſcht, deſto unwiderſtehlicher wird ſeine Rede, je mehr wird er im Stande ſeyn, auch die aller Verſchiedenſten herum zu kriegen. War aber jene Kunſt nur das geſchickte Handhaben des Einerſeits und Andrerſeits, ſo war es wahrlich nicht zu verwundern, wenn gerade die geiſtreicheren unter den *Atheniſchen* Jünglingen denen Beifall zollten, die auf

den Gebrauch dieſer Zauberworte hinwieſen. Sie ahndeten, daß die Fertigkeit im Lehren dieſer Worte nothwendig dazu führen müſſe, jedem Dinge die Seite abzugewinnen, die darum ſo ſtark iſt, weil ſie den Zuhörer an ſeiner ſchwachen faßt.

Eben ſo wenig aber wird man ſich darüber wundern dürfen, wenn der alte und ehrenfeſte Bürger der Stadt den Kopf ſchüttelte und nichts Gutes ahndete bei dieſen bis dahin unbekannten Kunſtſtücken. Die Betrachtungsweiſe, welche der Einfalt den Krieg erklärt, ſie muß früher oder ſpäter auch dem einfältigen Glauben und der Einfalt der Sitten gefährlich werden. In der That beſteht alles das, was man unbefangene Pietät nennt, nur in der Reflexionsloſigkeit und der Abweſenheit jeglichen Raiſonnements. Für den frommen Glauben bietet die religiöſe Wahrheit nur die eine Seite dar, daß ſie von der Gottheit geoffenbarte Lehre iſt, nur von der einen Seite ſieht der rechtſchaffene Bürger vom rechten Schrot und Korn die vaterländiſchen Geſetze an, daß ſie ſeit unvordenklicher Zeit gelten, daß wir ſie befolgen müſſen, wie unſere Väter ſie befolgt haben. Wer aber erſt gelernt hat von Menſchen und Tiſchen nachzuweiſen, daß ſie auch noch von einer andern Seite betrachtet werden können, was wird den hindern nun zu ſagen, nur einerſeits ſey die Religion göttlichen

Urſprungs, andrerſeits aber muthe ſie uns allerlei Unbegreifliches zu, und eben ſo ſey es nur die eine Seite an den vaterländiſchen Geſetzen, daß ſie ſo lange gelten, eine andere Seite derſelben ſey, daß nur die Mächtigen von ihnen Vortheil haben? Es iſt nicht ohne Grund, was man zu allen Zeiten geſagt hat, daß die Aufklärung auch ihre Gefahren hat, die Künſte des Protagoras und Gorgias ſie bieten eine Seite dar, nach der ſie wirklich loſe Künſte ſind, und daß die Worte Sophiſt im Alterthum, Aufklärer in der neueren Zeit, eine böſe Nebenbedeutung bekommen haben, daß die redlichen Bürger dort, von einem Gewaltigwerden, und fromme Gemüther hier, von der Freiſinnigkeit und Kühnheit der ſtarken Geiſter Nichts hören wollten, wir können es ihnen nicht verdenken. Jene Gewaltigen, Freien und Starken ſind nämlich zu einem ſolchen Bewußtſeyn ihrer Fähigkeit, mit Allem umzuſpringen gekommen, daß ſie zuletzt gar Nichts mehr reſpectirten, daß im Alterthum der Eine ſich erbietet, die Kunſt zu lehren wie man vor Gericht die ſchlechte Sache als gut, die gute als ſchlecht darſtellen kann, der Andere ſich rühmt, ganz gleich überredend für oder wider jeden Gegenſtand ſprechen zu können, und in dem Zeitalter der Aufklärung Mancher mit ganz gleicher Virtuoſität *am Vormittage* auf der Kanzel das Dogma vertei-

digt, das er am Abend in fröhlicher Gesellschaft mit frechem Witze verspottet. Auch der Krieg gegen die Vorurtheile, um deßwillen die alten und modernen Sophisten sich, und um dessentwillen wir sie rühmen, er bietet, um die Aufklärer mit ihren eignen Worten anzugreifen, zwei verschiedene Seiten der Beurtheilung dar. Einmal entwurzelt er manchen inveterirten Irrthum, andrerseits aber sind auch die heiligsten Überzeugungen, sind Pietät der Kinder gegen die Eltern, des Kirchengliedes gegen die Kirche, des Bürgers gegen den Staat, so lange sie nicht wissenschaftlich geprüft sind, und das ist doch bei den Wenigsten der Fall, auch Vorurtheile, obgleich nicht irrige, sondern berechtigte und wahre. Allen Vorurtheilen den Krieg erklären, heißt eben darum die Gemüther alles wesentlichen Inhaltes entleeren, heißt, um die verdorbene Luft aus einem Raum zu schaffen, anstatt des Ventilators die Luftpumpe brauchen, und mit ihr zwar die mephitischen Dünste, zugleich aber auch alle Bedingungen des Lebens wegschaffen.

Gerade so doppelseitig wie die Sophistik und Aufklärung sich hinsichtlich ihres Einflusses überhaupt zeigt, gerade so zeigt auch ihr Verhältniß zur Philosophie ein Janusantlitz. Auf dieses Verhältniß ist um so mehr einzugehn, als nach dem bisher Gesagten der Anschein entstehen könnte, als hätten die Rechts-

welche zwar den Sophiſten zugeſtehn, daß ſie für die Verbreitung allgemeiner Bildung, für Ausbildung der Sprache und Beredtſamkeit wichtig, dagegen für die eigentliche Philoſophie ohne alle Bedeutung geweſen, ja die eigentlichen Repräſentanten der Nicht-Philoſophie ſeyen. Obgleich ſich unter denen, die dies behaupten, ſehr berühmte Namen finden, ſo zeigt eine genauere Betrachtung der Entwicklung der Philoſophie, daß die Geſchichte anders geurtheilt hat, als dieſe Männer. Es iſt nämlich kein Zufall, daß im Verlauf der Geſchichte der Philoſophie, die Aufklärung und der Kampf des Raiſonnements gegen die Vorurtheile, zwei Mal als der Vorläufer eines ganz neuen Aufſchwunges der Philoſophie aufgetreten iſt, daß die Sophiſtik im Alterthum als der Johannes Baptiſta des Sokratismus, die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts als der Vorläufer Kants erſcheint. Der Gedanke liegt zu nahe, als daß er nicht hätte oft ausgeſprochen werden ſollen, daß zwiſchen Sokrates und Kant eine große Analogie Statt finde. Man hat ſich aber gewöhnlich bei der Parallele zwiſchen beiden auf ganz Einzelnes beſchränkt, anſtatt vielmehr ihre ganze Stellung zu ihren Vorläufern und Nachfolgern ins Auge zu faſſen. Zwei Punkte ſind es hier beſonders, die bei der richtigen Würdigung *beider im* Auge behalten werden müſſen: Einmal, daß

rates ſowohl als Kant darin Epoche in der Ge-
hte machen, daß ſie von einem ganz neuen Punkte
Alles zu betrachten lehren, daß der Erſtere, indem
ie Selbſterkenntniß als die höchſte Weisheit ſetzte,
t, wie man dem Cicero nachgeſprochen hat, die
loſophie vom Himmel auf die Erde herabzog,
ern umgekehrt, da die von den älteren Phyſikern
vom Anaxagoras betrachteten Himmelskörper nur
en ſind, die Aufmerkſamkeit von den Erden aber
das hingelenkt hat, worin der Himmel (freilich
die Hölle) zu finden iſt, auf das eigne Ich, daß
erum Kant den Verſuch macht, den er ſelbſt mit
des Kopernikus vergleicht, nicht mehr wie bisher
nehmen, daß ſich unſer Denken nach den Gegen-
den richtet, ſondern umgekehrt, daß ſich die Gegen-
de nach unſerem Denken richten müſſen. Beide
nuthungen aber können nur zu einer Zeit gemacht
den, wo das Raiſonnement frei gemacht hat von
m was bis dahin als feſt und unerſchütterlich ge-
en hat, wo die Menſchen eine ſolche Leichtigkeit
ngt haben, jeden möglichen Geſichtspunkt geltend
nachen, daß ihnen auch zugemuthet werden kann,
Ausgangspunkt ihres Denkens zu machen, was
, der an dem bisher Gültigen feſthält, geradezu
Aberwitz erſcheinen muß. Nur dem vorausgegan-
n Einfluß der aufklärenden Raiſonneure danken

es die beiden kühnen Neuerer, daß auch von ihren Lehren gesagt wird: „das lasse sich (gleichfalls) hören.“ Kant aber und Sokrates sind nicht bloß Neuerer, sondern die Größe dieser beiden Heroen zeigt sich zweitens darin, daß (wie namentlich die spätere Entwicklung gezeigt hat) Alles was die vorausgegangenen Philosophen gelehrt hatten, in ihre Systeme mit aufgenommen, darin verarbeitet und assimilirt ist. Wie viel Eleatisches und Heraklitisches im Sokratismus liegt, das haben die kleineren Sokratischen Schulen, wie viel Dogmatisches und Skeptisches in Kant, das haben die Kantianer, besonders Reinhold und Maimon gezeigt. Dazu aber, daß diese entgegengesetzten Elemente sich durchdringen, dazu ist zuerst nöthig, daß sie mit einander gemengt werden, und dies haben die Aufklärer der alten und neuen Zeit geleistet. In unsystematischer Vielseitigkeit verbinden sie das Heterogenste — (dort Eleatisches und Atomistisches, hier Wolffsche Philosophie mit den Lehren Berkeley's und Hume's) — zu einem bloßen Gemenge; wenn aber da der electrische Funke Sokratischen oder Kantischen Genie's hindurchblitzt, so ist an die Stelle des Gemenges etwas ganz Neues getreten, das freilich der geschickte Chemiker hernach wieder zerlegen kann, das aber mehr ist als jenes Gemisch. Man kann daher *gar nicht* treffender das Verhältniß jener Vorläufer

zu dem auf sie folgenden Philosophen aussprechen, als Plato es an demselben Orte thut, wo er von den Künsten der Sophisten spricht. Er tadelt es da, daß sie vom Menschen lehrten er sey Eines, und daneben auch Vieles, er verlangt von dem Philosophen, derselbe solle nachweisen, daß das Eine an ihm selbst Vieles ist, d. h. er will nicht nur Juxtaposition sondern Intussusception der verschiedenen Elemente, wie sie sein Meister, Sokrates, darbot. Man vergesse aber nicht, daß, damit sich eine solche innige chemische Verbindung bilde, zunächst eine mechanische Vereinigung vorausgehn muß. Auch der stärkste electrische Funke bildet kein Wasser, er bedarf dazu der unter einander gemengten Gase. Wie also die Vorurtheilslosigkeit, welche die Aufklärung schuf, die Vorbedingung war, daß die neue Lehre Boden gewinne, so ist die unsystematische Vielseitigkeit zu der die Sophistik bringt, die unerläßliche Bedingung dazu, daß eine Lehre Anklang finde, die allseitig ist und zugleich ein System. Mit einem Worte, die Sophistik und Aufklärung bildet die Brücke zu den neuen Standpunkten, durch jene muß hindurchgegangen seyn, ehe es möglich ist zu diesen zu gelangen.

Durch sie hindurch. Der Philosoph also, dessen Vorläufer die Sophisten waren, wird sie hinter sich lassen müssen. Was wird aber davon die Folge seyn

müſſen? Daß den Altgläubigen, denen die Aufklärung bedenklich ſchien, der Philoſoph als der Schlimmſte unter den Gefährlichen erſcheinen muß. So macht der, trotz alles ſeines Muthwillens, mit Ernſt an alter Art und Sitte hängende Ariſtophanes zwiſchen dem Sokrates und den Sophiſten keinen Unterſchied, ſchiebt jenem in den Mund, was Protogoras geſagt hatte, und eben ſo zeigen die Maaßregeln des Wöllnerſchen Miniſteriums gegen Kant, als er ſeine Religionslehre veröffentlichte, daß die religiöſe Reaction zwiſchen ihm und Eberhard oder irgend einem andern Repräſentanten der Aufklärung keinen Unterſchied machte. Ganz anders wird dagegen das Urtheil der Aufklärer lauten; da der Philoſoph ihren Standpunkt verlaſſen hat, ſtellen ſie natürlich ihn zu den Nicht-Aufgeklärten, ſind aber, obgleich ſie ſtets vom Geſcheidtſeyn ſprechen, nicht geſcheidt genug, den, der es noch nicht iſt von dem zu unterſcheiden, der es nicht mehr iſt, weil er mehr iſt als dies. Wenn des Sokrates Genius ihm vorſchreibt, die vaterländiſchen Geſetze zu befolgen, ſo lächelt der Sophiſt über den Beſchränkten, der es nicht wagt, nur den eignen Nutzen und das eigne Belieben zu berückſichtigen, ſondern Rückſicht nimmt auf die Vorurtheile der Maſſe; er vergißt, daß durch die Beiſtimmung des eignen *Genius* das Vorurtheil aufgehört hat Vorurtheil zu

seyn, daß es eine auf eignem Urtheil beruhende Überzeugung wurde. Und wieder: Wenn Kant in dem Buche, welches ihm das Mißfallen der Censurkommission und des Ministeriums zuzog, nachweist, daß in den Lehren von der Erbsünde und der Erlösung viel mehr Vernunft liegt, als die Leute meinen, so erheben die Aufgeklärten ihre Stimme wider diese Nachgiebigkeit gegen den Wust des dunklen Mittelalters, oder überreden wenigstens alle Welt, Kant rede so nur, um es mit den mächtigen Herren nicht zu verderben. Oder aber, wenn er, der Mitarbeiter an der Berliner Monatsschrift, diesem Organ der Aufklärung, streng systematische Arbeiten in einer exacten Schul-Terminologie gibt, so wird er dafür von dem aufgeklärten Buchhändler, der das Privilegium für sich in Anspruch nimmt, Beurtheiler und Verleger alles dessen zu seyn, was Licht verbreitet, in einem witzig seynsollenden Roman als ein veralteter Pedant verspottet. Alle Urheber dieser Angriffe bedenken nicht, daß: ein Dogma um der Vernünftigkeit seines Inhaltes willen annehmen, nicht mehr heißt vom blinden Glauben beherrscht seyn, und wieder, daß das System des Kriticismus als ein neues, die veralteten Systeme und ihre veralteten Formen eben so hinter sich gelassen hat, wie der geschmackvolle Schriftsteller, welcher in der Sprache der

gebildeten Conversation die Fragen spielend beantwortet, an denen sich die Philosophen der früheren Generationen abgearbeitet hatten. — Der Philosoph wird es begreifen, eben darum aber auch ruhig ertragen, wenn gleichzeitig er Sophist gescholten und als Vertheidiger antiquirter Vorurtheile bezeichnet wird, ganz wie Sokrates darüber lächelt, daß er als Repräsentant der Sophistik auf die Bühne gebracht wird, und Kant den Ungrund darin nachweist, daß man ihn einen Anhänger Spinoza's oder Hume's oder irgend eines älteren Systematikers nennt. Wie aber wird er seinerseits die ansehn, die ihm so entgegengesetzte Vorwürfe machen, und wie im Verkehr mit ihnen sich stellen? Dem Vorurtheil wird natürlich der Philosoph seine Unklarheit vorwerfen, wird fordern, daß es in Frage gestellt, dem Raisonnement unterworfen werde, und daß sich Niemand einseitig dem entziehe, auch die entgegengesetzte Ansicht unparteiisch zu prüfen. Dort wieder, wo sich Einer deß rühmt: vorurtheilslos zu seyn, da wird der Philosoph zusehn, ob er nur das voreilige Urtheilen los wurde, oder ob er nicht gar jedes Urtheils, jeder Überzeugung sich entledigt hat. In diesem letzteren Falle wird er dem Aufgeklärten vorwerfen, daß sein Standpunkt hohl und leer ist, daß vor dem Lichte, welches *er so rühmt*, nicht nur das Dunkel, sondern auch alle

Pracht der Farben verschwand, und der starke Geist, der sich rühmt Nichts zu glauben, mit dem Irrthum auch die Wahrheit über Bord geworfen hat. In dieser Stellung es jenen Beiden recht zu machen, das darf der Philosoph nicht hoffen, dies aber ist ein Grund mehr, seinen Standpunkt hoch zu stellen: des zweideutigen Glückes, das dem juste milieu stets widerfährt, von entgegengesetzten Parteien zu den Ihrigen gezollt zu werden, schämt sich am Ende doch jeder ehrliebende Mensch, es macht ihn irre an seiner eignen Aufrichtigkeit. Ganz anders dort, wo Beide uns detestiren, da weiß man wenigstens, daß man nicht um Beider Beifall geworben hat, und es ist die Möglichkeit gegeben, daß man nicht die fade Mitte zwischen den Extremen bildet, sondern die vornehme Stellung über ihnen einnimmt. Diese kommt nun wirklich der Philosophie zu, deren Vorläufer die Aufklärung war, weil sie nämlich nicht nur, wie eben gezeigt ward, jedes der beiden Extreme von ihrer Einseitigkeit befreit, sondern weil sie jedem sogar in dem überlegen ist, worauf es sich besonders viel zu Gute thut. Die einfache Pietät, die nichts vom Raisonnement der Aufklärung wissen will, sie rühmt sich so gern der Festigkeit ihres Glaubens. Verdient sie wohl diesen Ruhm, wo sie jede Reflexion flieht, weil diese sie unsicher machen könne? Kann man *solchen Unglauben* an den eignen Glauben und an

die Festigkeit desselben, Sicherheit nennen? Ist nicht vielmehr der seiner Sache viel sichrer, der weil er ihn in seiner Schwäche kennen lernte, gewiß ist, daß kein Zweifel ihm seine Überzeugung rauben kann? Der Vorurtheilslose wieder, er prahlt mit seiner Aufklärung, weil er Nichts glaube. Hat er noch niemals die Erfahrung gemacht, daß die Ungebildetsten am Schnellsten damit bei der Hand sind, wenn sie von einer neuen Entdeckung hören, ungläubig den Kopf zu schütteln, während der aller Aufgeklärteste der seyn möchte, der Alles untersucht, d. h. ehe es widerlegt ist an die Möglichkeit glaubt? Das leichtgläubige Annehmen des Vorurtheilsvollen, das leichtfertige Absprechen des Vorurtheilslosen, dem Urtheilsvollen ist beides zu leicht, ihn lockt nur das Schwere, das Gediegene und Erprobte.

Wo darum die Sophistik die Philosophie vertreten will, wo anstatt der in das innerste Wesen dringenden, allseitigen, Deduction, das die verschiedenen Gesichtspunkte geltend machende, vielseitige bloße Räsonnement allein Wissenschaft seyn will, da wird man freilich gegen sie auftreten müssen. Es fragt sich aber, ob jene tiefeindringende Deduction überall am Platz ist, und ob es nicht Gebiete gibt, in welchen das Licht verbreitende Raisonnement das *allein passende* Verständigungsmittel ist? Vorhin ward *schon auf die* oratorische Thätigkeit hingewiesen. Auf

der Kanzel, auf der Tribüne, vor den Geschwornen wäre es nicht am Platz, schulmäßige Deductionen zu geben, hierher gehört, mit Hegel zu sprechen, „die geistreiche Reflexion die den Begriff hindurchscheinen läßt", nicht ihn selber entwickelt. Eben so dort, wo man sich den Zweck gesetzt hat, nicht sowohl die Wissenschaft vor den Augen des Lesers oder Zuhörers entstehen, die Wahrheit resultiren zu lassen, sondern die gefundenen Resultate mitzutheilen und annehmbar zu machen. Je mehr der Seiten hier aufgezeigt werden, je überraschender die verschiedenen Gesichtspunkte hervortreten, um so fesselnder wird der Vortrag seyn, um so mehr wird er interessiren, um so sichrer seinen Zweck erreichen. Auch wer die Ansicht nicht theilt, die heut zu Tage oft ausgesprochen wird, daß die Zeit der philosophischen Systeme vorüber sey, was consequent festgehalten zu dem Resultate führen würde, daß zum dritten Male die Zeit gekommen sey, wo die Sophistik, indem sie alle bisherigen Systeme in geistreiches Raisonnement verwandelt, den Boden zu mischen habe, damit eine bis dahin unbekannte Blume ihm entwachse, auch wer diese Ansicht nicht theilt, wird dort, wo es sich darum handelt, außerhalb der Schule zu besprechen, was die strenge Wissenschaft deducirte, in dem lichtvollen aufklärenden Raisonnement d. h. in der Sophistik, das einzig *passende Mittel* sehn. Einem Gegner den Namen

eines Sophisten beilegen ist, obgleich es sehr häufig geschieht, überhaupt etwas unvorsichtig, denn die Erwiderung liegt ihm doch zu nahe, man zeige durch seine Einwände, daß er die Gabe des Gescheidtmachens gerade gar nicht habe. Wird nun aber gar dieser Ausdruck dort gebraucht, wo Einer gar nicht die Absicht hat, streng wissenschaftliche Beweise zu geben, sondern wo er, sey es in einer Rede, sey es in einer für ein größeres Publikum berechneten Auseinandersetzung, einen Gegenstand beleuchten, Aufklärung über ihn geben will, so ist jener Name geradezu ein Lobspruch. Was wollte man auch mehr verlangen als daß einer Betrachtung, wie z. B. die vorstehende ist, zugestanden würde, sie habe manches Vorurtheil gegen die Sophisten zerstreut und habe dies geleistet, indem sie dazu brachte dieselben nicht mehr einseitig zu verurtheilen, d. h. sie habe das Ziel der Sophisten mit ihren Mitteln erreicht? So weit ihr dies gelungen ist, so weit ist sie auch gewesen, als was sie sich angekündigt hat, eine Ehrenrettung der Sophistik, und wenn sie ihre Aufgabe in der Form einer Selbstvertheidigung löste, so wird das Bedenken, daß von Sokrates bis auf Eugen Aram die sich selbst vertheidigten wenig Glück hatten, durch den Trost aufgewogen, daß man ihre Vertheidigungsreden wenigstens *aufmerksam* anhörte und noch liest.

VIII.

Über das

Heidnische im Christenthum.

1854.

In den letzten Monaten ist in den Zeitungen, und zwar den allerverschiedensten, so viel gegen die Marmorgruppen auf der Berliner Schloßbrücke gesprochen worden, daß sie es auf dem Gewissen haben, wenn es Manchem, der als Fremder Berlin besuchte, gegangen ist, wie mir: mein erster Gang galt jener Brücke. Zuerst überraschten mich, da ich doch gelesen hatte, ein sittsames Mädchen müsse, wenn es über die Brücke gehe, die Augen niederschlagen, die zimmerhohen Sockel, auf welchen die anstößigen Gegenstände stehn, denn nur Goliaths Töchter oder Gargantua's Enkelinnen laufen jetzt Gefahr, wider Willen Etwas zu erblicken, was sie nicht sehen mögen. Bei dem gewöhnlichen Wuchse der Berliner Damen braucht eine strenge Vestalin durchaus nicht herunter-, sie braucht eben nur nicht hinauf zu blicken. Als ich dann weiter, auf die Gefahr hin, mir den Nacken zu verrenken, die Gruppen genauer betrachtete und dabei mich auf das besann, was die Civis und Unus pro multis gegen das Nackte gesagt hatten, kam mir der

Gedanke, Berlin ſey zu der Prüderie amerikaniſch
Damen gelangt, die ihren Flügelpianofortes Ine
pressibles anthun ſollen, oder zu der Züchtigkeit jen
Papſtes, der einer antiken weiblichen Statue im V
tican ein Hemde von Gips anziehn ließ, welches
noch jetzt trägt, da ſein Nachfolger, obgleich ihn
Sache ärgern ſoll, nicht den Muth hat, im entgeg
geſetzten Sinne der Schönen bei ihrer Toilette
helfen. Indeß, dieſe meine Furcht, Berlin ſey ul
verſchämt geworden, verlor ſich bald. Denn da
noch an demſelben Abend ſehen konnte, wie im Th
ter die Männer ihre Augen bewaffneten, damit ihr
Nichts von Pepita's herrlichen Gliedern entgehe, u
dabei hören, wie die Frauen mit Entzücken die Schi
heit dieſer Formen zergliederten, da ſah ich ein, d
ich mich ganz unnütz geängſtigt hatte. Kurz,
habe mich ſehr bald überzeugt, daß alle die Rec
mationen gegen die Gruppen, die im Namen
Züchtigkeit und Tugend aufgetreten, Nichts wa
als Symptome der Luſt, Alles zu bekritteln, die ſo
da ſich regt, wo ein kunſtſinniger Fürſt der eig
Stadt ein Geſchenk macht, um die uns jede and
Hauptſtadt beneiden kann. — Viel wichtiger als di
Stimmen, die übrigens ſchon ſeltner geworden ſi
und bald verhallen werden, ſind die, welche von ei
anderen Seite her ſich erheben, und nicht dies tad

ȝ nackte Geſtalten, ſondern daß mythologiſche genſtände dargeſtellt wurden, durch deren An= nen der, ohnedies zu ſehr herrſchende, heidniſche nn genährt und verbreitet werde. Ich nenne dieſe immen viel wichtiger, weil ſie neue Symptome er ſehr weit verbreiteten Anſicht ſind, die immer hr um ſich greift, nach welcher alle Übel unſerer t nur darin ihren Grund haben ſollen, daß unſere nk= und Anſchauungsweiſe ſo viel Heidniſches ent= te. Als vor einiger Zeit ein hochgeſtellter Geiſt= er in Frankreich den Vorſchlag machte, man ſolle gelehrten Schulen nicht mehr die heidniſchen hriftſteller leſen laſſen, zog er eigentlich nur die ktiſche Folgerung aus dem, was in den verſchie= ſten Formen, auch bei uns, ſehr oft ausgeſprochen rden iſt. Bald hat man uns erzählt, wir hätten wegen keine Anhänglichkeit an unſere Fürſten, l wir auf der Schule nur die Republik und die dniſche Bürgertugend verehren lernten, bald redet n uns vor, daß nur deswegen Mancher durch die turwiſſenſchaft vom Glauben abgeführt werde, weil noch immer nach den Grundſätzen des Ariſtoteles, es Erzheiden, getrieben werde, bald endlich ſoll Beſchäftigung mit der reizendſten aber eben darum ährlichſten Form des Heidenthums, mit dem Grie= thum, zu einer Vergötterung der Schönheit führen,

deren Cultus immer mehr an die Stelle der R
trete. Wenn sie dann Alle sich zu der einen B
tung vereinigen: dem, leider verfallenden, Cl
thume sey nur zu helfen durch Entfernung al
Heidnischen, was sich allmälig eingeschlichen h
gehört Muth dazu, einem solchen Unisono geg
nicht zu schweigen. Ich will es dennoch wagen
weil ich meiner Lunge die Kraft zutraue, ei
mächtigen Chor zu überschreien, sondern w
weiß, daß auch ein schwacher Ton unter vi
keren vernehmlich wird, wenn er mit ihnen r
Consonanz steht. In der That möchte, wenn
Frage aufwerfe, ob an jener eben erwähnt
hauptung Etwas dran ist? die Antwort in
bender Dissonanz stehn mit dem, was Solche l
ten, die gewohnt sind, in Sachen des Christe
und der Christlichkeit das große Wort zu
Dies schließt aber nicht die Möglichkeit aus, l
Antwort, zu der wir gelangen, richtig ist un
so alt, wie das Christenthum selbst.

1.

Das Christenthum. Obgleich dieses Wort z
gehört, die, wie das Wort Freiheit, Keinen
gültig lassen, da auch des Gegners Blut a
wo es ausgesprochen wird, so geht es ihm d

am. Gerade wie das andere, mit dem es eben zu-
ammengeſtellt wurde, wird es fortwährend gebraucht,
irkt in dem Einen Begeiſterung, in dem Andern
Empörung, ohne daß ſie doch wiſſen, was es eigent-
ich beſagt. Wie viele verſtehen nicht unter Freiheit
ur das negative Nicht-gebunden-ſeyn, was ſie auch,
as ſie aber nicht allein iſt? Gerade ſo dient das
Wort Chriſtenthum ſehr Vielen nur dazu, einen Theil
eſſen zu bezeichnen, was darin befaßt iſt. Schon
ie Analogie mit gleichgebildeten Worten ſollte vor
olcher Beſchränkung warnen. Würde man es nicht
eltſam finden, wenn man unter Ritterthum oder
Römerthum nur einen Theil des ritterlichen oder rö-
niſchen Weſens verſtünde, wenn man ſagen wollte,
Deutſchthum heißt deutſche Sprache, Griechenthum
riechiſche Kunſt, Alterthum bedeutet ſo viel wie
ntike Erziehung? Und doch begeht man dieſe ſelbe
Seltſamkeit, wenn man unter Chriſtenthum nur eine
einer Äußerungen, die Religion nämlich, verſteht,
ie, ſey ſie auch immerhin die vornehmſte unter den
Erſcheinungen des chriſtlichen Lebens, doch nicht für
ich allein den Namen in Anſpruch nehmen kann, der
llen Erſcheinungen des neuen Lebens, oder vielmehr
ieſem neuen Leben ſelbſt in ſeiner Ganzheit und
Fülle, zukommt. Dieſes neue Leben erſcheint zuerſt
in ſeiner concentrirteſten Geſtalt in dem Einen, der

eben deshalb nicht an diesem Leben nur Theil hat, sondern es selbst ist und sich mit Recht das Leben nennt. Es entwickelt sich und wächst, indem es nicht mehr nur in Ihm allein existirt, sondern immer mehr Alle und Alles durchdringt, bis endlich es, und eben darum Er, der dieses neue Leben ist, überall sichtbar seyn wird, wie der Blitz, der vom Aufgang bis zum Niedergang leuchtet. In diesem seinem vollen Sinne, als das ganze neue Leben, wie es in Allem sich zeigt, in der neuen Religion, in der neugestalteten Sitte, in dem erneuten Familienleben, in der aus dem neuen Geiste erzeugten Kunst und Wissenschaft, in den durch den neuen Geist verklärten Rechts- und Staatsverhältnissen, in diesem nehmen wir das Wort Christenthum, wenn wir uns die Frage zu beantworten suchen, wie es sich zur heidnischen Weltanschauung verhält und wie sie zu ihm?

Da gibt uns sogleich einen bedeutsamen Wink die Art und Weise, wie sich zu dem ersten Erscheinen des neuen Lebens die Heidenwelt verhält. An die Krippe von Bethlehem treten nicht nur fromme jüdische Hirten, denen die Boten ihres strengen und eifrigen Gottes ankündigten, daß die Zeit des Zuchtmeisters vorüber, die des Friedens und der Freude gekommen sey, sondern zu demselben Ziele werden *die heidnischen* Magier von der Macht hingewiesen,

die ihnen als Gott gilt: das Gesetz der Gestirne hat ihnen geboten, den König des neuen Reiches aufzusuchen. In der That, wenn man sieht, wie in der heiligen Schrift das, was die Heiden in den Sternen lasen, ganz eben so als ein Wegweiser auf Christum hin behandelt wird, wie der Engelsruf, den die jüdischen Hirten vernahmen, wenn man bedenkt, daß in einem der ältesten und schönsten Kirchenlieder das sich erhalten hat, neben den Alttestamentlichen Sänger der Psalmen die heidnische Sybylle als Prophetin von des Herren Tag gestellt wird, wenn wir in dem merkwürdigen Gedicht des theologischsten unter allen Dichtern die heidnischen Weisen stets neben den Propheten des alten Bundes erwähnt finden, so müssen wir gestehn: als die ursprüngliche kann die Ansicht nicht angesehen werden, nach welcher das Heidenthum nur von dem Christenthum abzieht. Viele Jahrhunderte galten, und es gelten bei einem großen Theil der Christenheit noch heute die Heidenkönige als heilige Zeugen für's Christenthum und als Vorläufer desselben, und fromme Künstler hielten es nicht für einen Raub an der Göttlichkeit des heiligen Kindes, wenn sie es greifen ließen nach den Opfergaben, die das Heidenthum zu seinen Füßen ausbreitete, nicht für eine Versündigung an der Heiligkeit der Jungfrau, wenn sie dieselbe darstellten mit den Perlen geschmückt, die eine

Gabe der heidniſchen Sterndeuter waren. Es iſt erſt die Neuzeit, die ſo mißtrauiſch geworden iſt gegen alle Gaben des Heidenthums; erſt ſie fürchtet Alles, was nicht ſeinen erſten Urſprung innerhalb der chriſtlichen Anſchauungen hat, erſt ſie iſt ſo puriſtiſch in ihrer Chriſtlichkeit, daß ſie — den Berliner Glauben gefährdet erachtet, wenn nicht auf jedem Granitblock der Schloßbrücke ein Crucifix ſteht anſtatt der Siegesgöttin oder einer andern heidniſch erdachten Gruppe.

Sollte aber nicht die Neuzeit hierin ganz Recht haben? Recht gerade wegen des eben Ausgeſprochnen, daß das Heidenthum auf das Chriſtenthum hinweiſe als ſein Vorläufer? Darin liegt doch, daß es eben nur vor der chriſtlichen Zeit, nicht in ihr, eine Berechtigung hat, ganz wie die heidniſchen Proſelyten des Thors vor dem Heiligthum, nicht in ihm, ihren Platz hatten. Mit Recht, ſo ſcheint es, muß jede heidniſche Anſchauung innerhalb der chriſtlichen Welt als reactionär im ſchlechteſten Sinne des Wortes gelten, da ſie ja zurückbringe; dahin zurück, wo die Menſchheit noch von den Schranken des Irrthums wie eine Feſtung von ihren Mauern und Wällen umſchloſſen war, während ja der Fortſchritt, den die Menſchheit an der Hand des Chriſtenthums gemacht hat, darin beſtehe, daß ſie jene beengenden Mauern *hinter ſich* ließ. — Wäre wirklich die Menſchheit

urch das Chriſtenthum dazu angeleitet, ſo möchte
an verſucht werden, dies eine Verleitung zu nennen,
enn es bleibt ſtets eine bedenkliche Taktik, einen feſten
Platz, anſtatt ihn einzunehmen, hinter ſich zu laſſen.
Das Chriſtenthum verdient aber dieſen Vorwurf nicht;
ielmehr hat es durch die Einnahme der feindlichen
Bollwerke ſeine Eroberungen geſichert. Es hat ſie in-, d. h. wirklich in ſich aufgenommen, ſie bilden
etzt einen ſeiner feſten Punkte; zu einem andern ward
hm das, dem Heidenthum diametral entgegengeſetzte
Judenthum, welches wir aber hier nur inſoweit zu
erückſichtigen haben, als dadurch unſer eigentlicher
Gegenſtand, das Verhältniß des Chriſtenthums zum
eidniſchen Weſen, klarer wird. Wir können dieſes
Verhältniß ſo formuliren: das Chriſtenthum ſchließt
as Heidniſche nicht aus, ſondern ein, es findet ſich
irklich in ihm nicht nur etwas, ſondern viel Heid-
iſches, es hat ſich daſſelbe aber nicht, wie die heu-
ige Heidenfurcht meint, in das Chriſtenthum einge-
chlichen, ſondern dieſes hat ihm gefliſſentlich Thor
nd Thür geöffnet, und ernährt und erhält zu ſeinem
ignen Frommen die heidniſchen Elemente; ſie ſind
er Knecht des Hauſes, oder beſſer: der Tempeldiener,
en es in ſeinen Dienſt und ſeine Pflicht genommen.
Obgleich dieſe Sätze eigentlich von Keinem beſtritten
erden können, welcher behauptet, daß das Chriſten-

thum des Heidenthums Herr geworden ſey und immer mehr werden ſolle, worin doch gewiß liegt, daß das letztere zu ſeinem Diener beſtimmt iſt, ſo wird man doch mit ihnen nicht ſo leichten Kaufes durchkommen. Ihre völlige Rechtfertigung aber finden ſie in dem Nachweiſe, daß das Chriſtenthum zwar nicht aus dem Heidenthume allein, aber doch auch aus ihm, vermittelſt ſeiner Durchdringung mit dem Judenthum, entſteht und ſich entwickelt, und daß fortwährend an dieſe Durchdringung das Sein und der Beſtand des Chriſtenthums gebunden iſt.

Die Entſtehung des Chriſtenthums iſt durch das Heidenthum und ſeine Vereinigung mit dem Judenthum bedingt. Wo beide ihre ſpröde Stellung gegen einander aufgeben, wo griechiſche Weltweiſe ihre vornehme Verachtung der Wunder und Weiſſagungen vergeſſen, wo römiſche Hauptleute in den heiligen Schriften der verachteten Juden Belehrung ſuchen und wo wieder fromme Juden nach den Naturgeſetzen zu forſchen, ſich zu Ärzten auszubilden anfangen, wo ein Mann prieſterlichen Standes, und ſo fromm wie der Jude Philo, zu griechiſchen Philoſophen in die Schule geht, erſt da iſt jene Erfüllung der Zeit eingetreten, vor welcher das Chriſtenthum nicht kommen konnte. Und weiter, als es nun gekommen iſt, als *in dem* Stifter deſſelben der Funke hervorgeſprungen

, der die ganze Welt entzünden ſollte, da iſt bei nem Anfachen zur Flamme nicht nur das Juden- ım, nein! eben ſo ſehr der heidniſche Geiſt thätig weſen. Selbſt wenn wir nur die religiöſen und chlichen Erſcheinungen betrachten, müſſen wir das on zugeſtehen. Verſteht man nämlich unter Kirche ie religiöſe Gemeinſchaft, die einen beſtimmten, htlich anerkannten Lehrbegriff, ein Bekenntniß oder zen. Symbol hat, ſo muß man einräumen: da aus r im Neuen Teſtamente niedergelegten, ohne die ihrungen des jüdiſchen Volkes unverſtändlichen, ja möglichen Offenbarung, mit Hülfe griechiſcher iſſenſchaft der Lehrinhalt oder das, was außerdem ß es Geſchichte, auch ewige Wahrheit iſt, heraus- zogen wird, dieſe Lehre aber vermittelſt römiſcher echts- und Staats-Einrichtungen bindende Kraft, wie die ſich zu ihnen bekennende Gemeinſchaft htliche Normen erhält, — ſo haben im Verein mit m Judenthum beide Formen des Heidenthums dazu igetragen, daß die Gemeinde ſich zur Kirche ent- ckle. Gehn wir aber nun gar über den Kreis des eligiöſen und Kirchlichen hinaus, und denken an das hriſtenthum als Ganzes, d. h. an alle Erſcheinun- n des chriſtlichen Weſens, bedenken wir, wie ſich e unſere Ideen vom Recht an die der Römer, von unſt und von Schönheit überhaupt an die der Grie-

chen anlehnen, so werden wir in dem Christuskinde, wie es die Anbetung der jüdischen Hirten und der heidnischen Könige empfängt, eine Weissagung darauf hin anerkennen müssen, wie sich das Reich dieses Friedensfürsten zu den beiden andern einmal verhalten wird: wie sein Stifter, so hat auch das Christenthum sich angeeignet, was Judenthum und Heidenthum im Verein zu gewähren vermögen. Dies heißt nun aber nicht, der christliche Geist und die christliche Anschauungsweise sey nur ein Gemisch von jüdischen und heidnischen Ideen. Ich habe geflissentlich die Vereinigung beider Durchdringung genannt und nicht Gemisch, um nicht zweierlei zu confundiren, dessen Verschiedenheit uns schon Vorgänge der sichtbaren Natur zeigen. Aus dem bloßen Gemenge zweier Gase wird, wenn der electrische Funke hindurchschlug ganz etwas Neues, das reine Wasser in dem sie sich durchdringen. Oder aber: Zwei klare, sich entgegensetzte Substanzen werden zusammengegossen. So lange die kleinsten Theilchen jeder derselben die der andern nur suchen, höchstens berühren, so lange haben wir ein bloßes Gemisch oder Gemenge. Es ist trübe und in einer der Gährung ähnlichen Unruhe. Endlich wird Alles ruhig und am Boden finden wir, abermals durchsichtig aber fest und in schöner regel*mäßiger* Form, das Salz, in welchem die Atome

jener beiden nicht mehr neben einander liegen, sondern sich ganz durchdringen, so daß nirgends nur eine jener Substanzen, überall beide oder — wie man eben so gut sagen kann — keine von beiden sich findet. Gerade so geht der Entstehung des Christenthums jenes Gemenge heidnischer und jüdischer Ideen voraus, von welchem ich vorhin gesprochen habe, in welches der zündende Funke der Geburt des Herrn fällt, um etwas Neues an seine Stelle zu setzen, jene wüste und trübe Unruhe, welche der Krystallbildung vorausging, und gerade wie bei der Salzbildung nur ein kleiner Theil der zusammengebrachten Flüssigkeiten dazu verwandt wird, das Übrige aber ein fades Phlegma bleibt, das, wenn es nicht rechtzeitig weggegossen oder abgedampft wird, die schon gebildeten Salzkrystalle fährden kann, gerade so geht nur ein Theil der heidnisch gebildeten Juden und vom Judenthum ergriffenen Heiden zum Christenthum über, die Übrigen hat die Gemeinde mit Recht als nicht ihr angehörig angesehn, oder gar als ihre Feinde zu fürchten gehabt. Daß aber auch nur jenem kleinen Theil die Vermischung heidnischer Ideen mit jüdischen zur Brücke werden konnte, über die sie zu den Anschauungen des christlichen Geistes gelangten, ist ein historischer Beweis, daß sich das Christenthum zu jenen Ideen so verhält, wie das Salz zu den Substanzen, die in ihm gebunden sind.

Wirklich ein Beweis? Kann wirklich, wenn mit und aus dem Zuſammentreffen des Judenthums und Heidenthums der chriſtliche Geiſt hervorgeht, daraus ohne Weiteres gefolgert werden, daß an ihre Exiſtenz das Seyn des Chriſtenthums gebunden, daß ſie integrirende Beſtandtheile deſſelben ſind? Stahl und Stein treffen auch zuſammen und der Funke, der daraus hervorgeht, wird, wenn er zündet, zur Flamme, in der doch weder vom Stein noch vom Stahl Etwas zu entdecken iſt. Vielleicht verhält ſichs ſo auch mit dem Chriſtenthum, und wir hätten beſſer gethan, bei dem zuerſt gebrauchten Vergleich mit dem Funken und der Flamme, die durch das Heidenthum angefacht wurde, ſtehen zu bleiben, als zu dem mit dem Salze überzugehn? Wir müſſen, ich geſtehe es zu, um die Behauptung zu begründen, daß nicht nur das Entſtehen, ſondern auch Seyn und Beſtand des Chriſtenthums an jene Durchdringung gebunden iſt, uns nach einem Beweiſe umſehn. Vielleicht verhilft uns dazu unſer, eben getadeltes Gleichniß: Wie der Chemiker, wenn er uns beweiſen will, daß das Salz keine einfache Subſtanz iſt, es uns in dem Momente der Zerſetzung vorführt, wo ſich die Beſtandtheile trennen und das Gebundene frei, das bisher Latente offenbar wird, ſo haben wir das Chriſtenthum dort zu *betrachten*, wo es in einen Zerſetzungs- und Ver-

wesungsproceß hineintritt, um die Elemente wahrzunehmen, die es im gesunden Zustande in seinem Schooße birgt, die aber, wo die Zersetzung beginnt, frei ans Licht treten. Das Jahrhundert, welches der Reformation vorausgeht, zeigt einen solchen Zersetzungsproceß in der christlichen Welt. Die ausgebildete Priesterherrschaft, die Werkheiligkeit, der gesetzlich geregelte Ceremonialdienst, alles dieses zeigt ein rein jüdisches Wesen. Und zugleich ist in ihren weltlichen Tendenzen und in ihrem götzendienerischen Bilderdienst die katholische Kirche zum Heidenthum herabgesunken. Diesem, frei und offenbar werdenden, heidnischen und jüdischen Sinne treten die Reformatoren entgegen. Mit Recht ist bemerkt worden, daß Luther und die sich ihm anschließenden deutschen Theologen besonders das jüdische Wesen, die exclusive Heiligkeit des Priesterstandes, die Werkgerechtigkeit u. s. w. bekämpften, während Calvin und die sich ihm anschließende französische und schottische Kirche vorzüglich das heidnische Element, den Bilderdienst, die sinnliche Existenz des Heiligsten als ein sichtbares Ding, u. s. w. angriffen. Ignoriren wir hier diesen Gegensatz unter den Reformatoren, der es erklärlich macht, warum den Anhängern des Genfer Bekenntnisses unser Luther, wie er im Kreise der Seinigen beim Lautenspiel Wein, Weib und Gesang preist, u.

weltlich, zu heidniſch-leichtfertig für einen Reformator erſcheint, während der, ſeine Stadt ſtreng regierende Calvin oder der ſtarre Schotte Knox mit ſeiner Vorliebe für das alte Teſtament und ſeinem Rigorismus gegen jedes Bild in der Kirche, für uns leicht etwas Judaiſirendes hat, — ignoriren wir, ſage ich, dieſen Gegenſatz, ſo beweiſt doch, wenn in dem Verweſungs- und Zerſetzungsproceß des Chriſtenthums die beiden Elemente ſich geltend machen, die Luther und Calvin bekämpfen, dies ganz klar, daß auch in dem geſunden Zuſtande des Chriſtenthums ſie in ihm enthalten waren. Zwar ſo nicht, wie in dem Momente der Zerſetzung, ſondern ſo wie die zerfreſſende Säure und das ätzende Alkali im Salze ſind, das weder ätzt noch zerfrißt, weil ſie beide ſich gegenſeitig binden und von einander gebunden werden. Seltſam! Hier, bei dem Salze, findet man es ganz in der Ordnung, daß das Ätzende und Zerfreſſende ſich gegenſeitig calmiren, und wenn Einer, damit das Salz weniger ſcharf ſey, den Verſuch machen wollte, ihm alles Ätzende zu entziehn, ſo würde man es natürlich finden, wenn die ſcharfe Säure, die dann allein übrig bliebe, dem Thoren Kleider und Hände zerfräße, bei dem Chriſtenthum aber räth man ſolche Thorheit an und nennt ſie Weisheit, als wenn nicht, was man *dort beim* Salz ſieht, natürlich, d. h. ein allge-

meines Weltgesetz wäre, und als wenn nicht das Christenthum auch Salz wäre, Salz der Erde nämlich, wie es (wahrscheinlich doch nicht ohne guten Grund) genannt wurde! Gelänge es wirklich, was Viele heut zu Tage für nothwendig erklären, allen Paganismus zu vernichten, den das Christenthum in sich gesogen hat, so bliebe nichts übrig als der kaustische Judaismus. (Natürlich hat wieder der Krieg gegen Alles, was man jüdische Vorstellungen im Christenthum genannt hat, zu einer Apotheose des zerfressenden puren Heidenthums geführt.) Man bedenke darum die Folgen, ehe man Stimme und Hand erhebt, um Maßregeln zu unterstützen, welche gerade das Christenthum zerstören müßten, da sie solche Mächte frei machten, die das Christenthum nur so lange nicht zu fürchten hat, als es sie bindet und also bändigt.

2.

Es wäre nicht unmöglich, daß diese unsere Warnung denen, an welche sie gerichtet ist, so erschiene wie die mächtigen Streiche, welche der edle Ritter von der traurigen Gestalt gegen die Windmühlen führte, als das nicht treffend, dem sie gilt. Alles das nämlich, was bisher gesagt wurde, können sie zugeben, können gleich uns zugestehn, daß die geistige Gestaltung der Welt, die wir Christenthum nennen, alle früheren,

darum auch das Heidenthum so in sich birgt und bindet, wie der lebendige Menschenleib Phosphor und andere ihm schädliche Substanzen, und können dennoch ihren Kreuzzug gegen den Paganismus, gegen die Wiederbelebung der heidnischen Anschauungsweise, fortsetzen. Bei diesem ihrem Kriege nämlich handle sichs gar nicht um das Heidenthum, welches ein Bestandtheil sey im Christenthum als Ganzem, wie es eine geschichtliche Macht, wie es die geistige Beschaffenheit der ganzen Menschheit bezeichnet, sondern um die Christlichkeit des einzelnen Menschen, um sein Christenthum, und darum, daß er nicht zum Heiden gemacht werde. Sey es immerhin wahr, daß das Christenthum sich durch Aufnahme und Verarbeitung auch heidnischer Ideen gebildet habe, und daß also die Entziehung alles Heidnischen ihm gefährlich wäre, wie dem lebendigen Leibe die Entziehung alles Phosphors; so viel aber des Heidnischen und so verarbeitet, wie es dem Christenthum nothwendig, nehme der Einzelne ja in sich auf, indem er christlich erzogen wird, und nur christliche Eindrücke empfängt. Dagegen, seinem Geiste noch außerdem rein heidnische Kost bieten, wäre ja, als wollte man dem Leibe, weil er doch auch aus Phosphor gebildet ist, nun noch Phosphor als Nahrung reichen. — Ich könnte *darauf* erwidern, daß dies auch wirklich geschehen

muß, und daß er phosphorhaltiger Nahrung bedarf, indeß eine Argumentation durch ein Bild, welches noch dazu ich selbst dem Gegner in den Mund legte, würde schwerlich überzeugen. Statt dessen werde darauf aufmerksam gemacht, daß der Einzelne *seines* Christenthums nur dadurch theilhaft wird, daß *das* Christenthum in ihm von Neuem entsteht, daß es in ihm — die heil. Schrift nennt es Gestalt gewinnen — reproducirt wird, und daß eben deswegen sein Christlichwerden alle die Stadien durchlaufen muß, welche das Christlichwerden der Welt durchlief. Wer daran zweifelt, oder wer es mystisch nennt, bedenke, daß es ganz eben so ist schon bei jeder Kunstfertigkeit. Die Kunst des Clavierspiels z. B. ist so fortgeschritten, daß, wer vor hundert Jahren ein Virtuos war, heut zu Tage von manchem Knaben würde übertroffen werden. Und doch wird auch heute Keiner mit der Kunstfertigkeit eines Liszt oder Thalberg geboren; Jeder muß den Gang vom stümperhaften Geklimper bis zur Virtuosität, den die Kunst des Clavierspiels durchgemacht hat, in sich abermals durchmachen, nur daß die vervollkommnete Lehrmethode und die Gelegenheit, von der Wiege an gute Musik zu hören, heut zu Tage alle diese Stadien sehr schnell durchlaufen läßt. Gerade so kommt auch der Mensch zur Fertigkeit im neuen Leben nur dadurch, daß er

ihm der Gang ſich wiederholt, auf welchem die Menſchheit dieſes neue Leben gewann, ſeine Erziehung zum Chriſten iſt eine Wiederholung der Erziehung der Menſchheit zum Chriſtenthum. — Wenn doch die, welche in ihrem Eifer gegen das moderne Heidenthum ſtets die alte gute Zeit loben, in der noch die Menſchen zu Chriſten erzogen wurden, einmal anfingen anſtatt zu preiſen daß, auch einmal zu lernen wie damals die Kinder in den chriſtlichen Ideenkreis eingeführt wurden? Das Mittel, welches, ſo lange es Kinder gibt, das einzige iſt, ſie zu Ideen zu bringen, daß man ihnen mündlich oder nach einem Buche Solches erzählt, worin ſie durch eignes Nachdenken die Idee, d. h. den Wahrheitsgehalt auffinden, zuerſt ahnden, dann erkennen ſollen, war auch das Hauptbildungsmittel für Kinder in der „guten alten Zeit.“ Wenn wir dann aber weiter zuſehn, was den Kindern erzählt, was vor ihnen und ſpäter von ihnen ſelbſt geleſen ward, ſo finden wir, daß damals die ſogen. Kindergeſchichten, d. h. die expreß für Kinder ausgeſonnenen Geſchichten, nicht exiſtirten. Dieſe unſelige Erfindung der Neuzeit, die „Erzählungen für Kinder“, welche für Kinder die ſchlechteſten Erzählungen ſind, war der guten alten Zeit fremd; vielmehr anerkennend, daß das Kind auferzogen, d. h. heraufgezogen, *nicht aber die* Eltern oder ſonſtigen Erzähler herunter-

gen werden ſollten, erzählte und las ſie, zum
ern Nutzen und größeren Genuſſe der Kinder,
nur Solches, was urſprünglich nicht für Kinder
rieben war. Und dieſes war? Erſtlich die bibli-
, namentlich die Alttestamentlichen Geſchichten,
welche das Kind, gleich einem Kinde Israels,
timiſch wurde in den Vorſtellungen des alten
des. Gleichzeitig aber ward zweitens das Kind
eführt in die mittelalterliche Welt der Mährchen
in die fabelhaften Sagen des Alterthums, die
nicht zur Kurzweil erſonnene Phantaſieſpiele,
weige denn für Kinder erdacht, ſind, ſondern in
n das klaſſiſche und germaniſche Heidenthum durch
tiefſinnigſten Männer, ſeine religiöſen und ſonſti-
Weltanſchauungen niedergelegt hat. Welch eine
rung mußte nicht in dem Kopfe eines Kindes in
guten alten Zeit entſtehn, wenn es von der
ter in eine Welt eingeführt, welche urſprünglich
war, wo Odin herrſcht und Balder ſtirbt, vom
er wieder, durch dem Homer Nacherzähltes, zur
underung von des Peleus und der Thetis Sohn
leitet, von Vater und Mutter dazu geführt ward,
ham zu verehren und, trotz ſeiner Schwächen,
d zu lieben? Ja wohl, eine Gährung, aber die
alte Zeit wußte, was ihre heutigen Lobredner
eſſen, daß nur aus kräftiger Gährung ein klarer,

keiner Trübung ausgesetzter, Trank hervorgeht, und sie hatte in ihrer Erziehungsmethode die Autorität eines Größern als alle Pestalozzi für sich, Dessen, der durch die Gährung heidnisch-jüdischer Ideen die Menschheit in den christlichen Ideenkreis hineingeführt hatte.

Wir billigen die Art, wie die alte gute Zeit ihre Kinder zum Christenthum anleitete, weil ganz wie in der Menschheit, so auch in dem einzelnen Menschen das Christenthum aus dem Gemische des Heidnischen und Jüdischen hervorgeht. Wir fügen aber noch hinzu, daß auch darin im Einzelnen das Ganze sich abspiegelt, daß sein Christenthum nur durch die Durchdringung beider Elemente sich erneut und erhält. Nur an einem, aber dem vornehmsten, Förderungs- und Erneuerungsmittel des christlichen Geistes werde dies nachgewiesen, an dem Cultus, der Erhebung durch gottesdienstliche Feier. Das Heidenthum ist zu seinem Culminationspunkt in den Griechen gelangt. Da ihre Religion eigentlich Anbetung der Schönheit ist, so ists natürlich, daß ihre religiöse Erhebung zusammenfällt mit dem gesteigerten Genuß des Schönen. Daher der heitere Charakter ihres Cultus, in welchem (ähnlich war es im germanischen Heidenthum) das fröhliche Mahl, das Wettspiel, in *dem die Kraft und* Schönheit der Kämpfer die Zu-

ſchauer entzückt, der Tanz und die ſich daran anſchließende dramatiſche Aufführung, faſt den ganzen Tag der feſtlichen Feier ausfüllen. Ganz anders verhält ſichs bei dem Juden. An die Stelle der Schönheit trat bei ihm das ſtrenge Geſetz in ſeiner erhabenen Majeſtät; ſein Cultus iſt darum nicht das heitere Spiel, ſondern die ernſte Entſagung; nicht mit duftenden Salben ſchmückt er ſich zur fröhlichen Feier, ſondern Sack und Aſche deuten die innere Zerknirſchung an; man ſieht ihn nicht auf offenem Markte ſchmauſen und jubeln, weil es Feſttag, ſondern ihn mahnt der Sabbath, ſich in ſein Haus und in ſich ſelber zurückzuziehen. Alle äußere Thätigkeit iſt unterſagt: das fromme Volk hat Einen geſteinigt, weil er Holz las am Sabbath und hat ſich nicht vertheidigt gegen den die Stadt erobernden Feind, denn es war Sabbath. Ganz der Stellung entſprechend, die wir dem Chriſtenthum anwieſen, hat ſich in der chriſtlichen Kirche ſehr früh die Sache ſo geſtaltet, wie wir ſie in katholiſchen Ländern noch heute finden: Ein Theil des Feiertages iſt den kirchlichen Handlungen gewidmet, an welchen Theil zu nehmen geſetzliche Vorſchrift iſt, der übrige Tag gehört dem Genuſſe des Schönen überhaupt, vor Allem der ſchönen Geſelligkeit und den Genüſſen, welche die Kunſt darbietet. Als nun in der Reformation die ſtrenge

Scheidung zwischen Geistlichem und Weltlichem, wie sie in dem Gegensatz der Priester und Laien fixirt war, vernichtet ward, da war es natürlich, daß auch die strenge Sonderung des dem Himmel geweihten Vor- und des der Erde angehörenden Nachmittags aufhören mußte. Auch hier aber zeigte sich der schon früher angedeutete Unterschied zwischen der Genfer und der deutschen Kirche. Jene nämlich schied das, dem Heidenthum verwandte Element so strenge aus der Feier des ganzen Tages aus, daß man es charakteristisch finden muß, wenn in ihr die Alttestamentlichen Ausdrücke Sabbath, Sabbathsfeier, sich einbürgerten, ganz als klinge es zu heidnisch, wenn der Tag nach der Sonne genannt, zu leichtsinnig-heiter wenn er als ein sonniger Tag gedacht wird. Anders gestaltete sichs und mußte sichs gestalten bei Luther und denen, die sich zu ihm gesellten: Seine ganze Eigenthümlichkeit, besonders aber daß er einen ganz anderen Punkt an der katholischen Kirche angriff, mußte ihn dahin bringen, dem Schönen seine göttliche Abstammung, der Kunst ihr töchterliches Verhältniß zur Religion nicht abzustreiten; eine Kirche weiter, welche besonders den Ton legte auf die frohe Botschaft, die uns verkündigt worden, mußte hinsichtlich des heiteren, man kann sagen heidnischen, Elementes in der Sonntagsfeier der katholischen Kirche

ähnlicher bleiben. Dabei aber mußte in einer Kirche, die jedem Thun nur in sofern einen Werth beilegt, als es Bethätigung einer Gesinnung ist, und allem Gottesdienst nur in sofern, als er uns der Gnade theilhaft macht, die gesetzliche Verpflichtung zum sonntäglichen Kirchenbesuch um so mehr aufhören, als allmälig in dem Gottesdienste die Predigt, wenn auch nicht zum einzigen, so doch zum hauptsächlichsten Erbauungsmittel wurde, und es doch vernünftiger Weise Keinem zugemuthet werden kann, er solle unter jeder Bedingung in die Predigt gehn, also auch dort, wo er gewiß weiß, sie wird schlecht seyn und ihn mehr ärgern als erbauen.

Freilich hat es jetzt, gerade in lutherischen Ländern so weit kommen können, wie es gekommen ist: daß die Sonntagsfeier in einer continuirlichen Sonntagsentweihung besteht, indem entweder das prosaische Werktagsleben oder ein unsittliches Todschlagen der Zeit an die Stelle des Gottesdienstes getreten ist. Wollte man dies ein heidnisches Wesen nennen, so thäte man den Heiden Unrecht, denn so haben sie es nicht gemacht. Ihre heitern Spiele waren wirklich eine Erhebung über das Niveau des gewöhnlichen Lebens und dürfen darum nicht mit dem Beharren auf diesem Niveau, geschweige denn mit dem Herabsinken unter dasselbe, verglichen werden. Eben des-

wegen wäre es auch ein falſches Heilmittel für unſer krankes Sonntagsleben, wenn man anſtatt des ſündigen Weſens, welches der Krankheitsgrund iſt, und eben ſowohl jüdiſche als heidniſche Form annehmen kann, das heidniſche Element in ihm, die äſthetiſche Luſt, die Freude am Schönen, unterdrücken wollte, wie z. B. Diejenigen möchten, welche, obgleich ſie den Beſuch von Geſellſchaften, Gemäldegallerien, Concerten und Theatern für kein Unrecht halten, doch alles dieſes am Sonntag unterſagt wünſchen. Ein ſolches Verfahren würde unſer Sonntagsleben nicht geſund, ſondern nur jüdiſch machen, wie ich es denn ganz in der Ordnung finde, daß mit den Angriffen gegen alle äſthetiſchen Genüſſe am Sonntage auch unter uns ſich die Vorliebe für das Wort Sabbath anſtatt Sonntag eingeſtellt hat, und nicht leugnen will, daß, als in Berathungen über die Sonntagsfeier auch die Frage ventilirt wurde, ob es dem Chriſten erlaubt ſey, ſich am Sonntage zu raſiren? dies mich ſehr an das erinnert hat, was ich als Knabe in einer kleinen Judenſtadt geſehn habe, und was uns in der h. Schrift von dem Mückenſeihen der Phariſäer geſagt wird, die dabei Kameele verſchlucken. Es iſt nun wahr, daß man uns ſtets darauf verweiſt, jenſeits des Canals ſey es doch gelungen, das heidniſche Element aus dem Sonntagsleben ſo auszu-

merzen, daß am Sonntage keine Taste auf dem Clavier angeschlagen, kein Spaziergang zum Anschauen der schönen Natur gemacht, kein durch Geselligkeit gewürztes Mahl eingenommen wird. Dabei werden dann immer Londons und Edinburgs am Sonntag nach der Kirchenzeit verödete Straßen voll Bewunderung den Massen entgegengestellt, die in Paris und Wien sich Vormittags in die Messe, Nachmittags in die Vergnügungslokale drängen. Vielleicht aber thäten diese Anglomanen und Scotomanen gut, nicht nur auf die Straßen, sondern auch in das Innere der Häuser zu blicken. Sie könnten da bei den höheren Ständen fast auf die Ansicht kommen, daß das Gähnen zu den frommen Gebehrden gehöre, so häufig kommt es dort am Sonntage vor, was aber die niedere Volksklasse betrifft, so würden sie wohl erschrecken, wenn sie auf Anstalten träfen, wo für einen bestimmten Preis der Arbeiter am Sonnabend sich so berauschen kann, daß er den größten Theil des Sonntags, an dem doch „Nichts zu machen", d. h. kein Vergnügen zu haben ist, im soporösen Zustande verschläft. Diese raffinirte Bestialität wird uns schwerlich mehr gefallen als die, freilich nicht sehr idealen, Lustbarkeiten unserer Arbeiter. Höchstens einem nur an Gewinn denkenden Fabrikbesitzer könnte es scheinen, als sey jene Einrichtung in England gar nicht so

übel, denn der Katzenjammer des wöchentlichen Rauſches, ohne den jene Klaſſe einmal nicht ſcheine auskommen zu können, verderbe dort nicht den Montag Vormittag, ſondern nur den Sonntag, und an dem ſey ja „nichts zu machen", was hier ſo viel heißt als: kein Geld. Ich denke — freilich beſitze ich keine Fabrik — es wird am beſten ſeyn, wir ſuchen das Heilmittel für das kranke Sonntagsleben nicht bei den, überhaupt etwas judaiſirenden, Engländern, ſondern ſuchen uns zurecht zu finden an der Beſtimmung des Chriſtenthums. Dieſer gemäß wünſchen wir, daß jedem Verſuch, den Sonntag zu den Werktagen herabzuziehn, wenn die Sitte zu ſchwach iſt, das Geſetz entgegentrete mit dem Altteſtamentlichen Worte: Sechs Tage ſollſt du arbeiten, aber der ſiebente iſt Ruhetag. Wo aber man uns verbieten will, am Sonntage uns alles Schönen zu freuen, dem Genuſſe eines Kunſtwerks oder der ſchönen Geſelligkeit uns hinzugeben, wozu wir in der Woche nicht Zeit hatten, da wollen wir es uns nicht rauben laſſen, daß der Sonntag ein Feſt- d. h. ein Freudentag iſt. Er ſey Beides; nicht in katholiſcher Weiſe nacheinander jüdiſchem Ceremonialdienſt und heidniſchem Weltſinne gewidmet, ſondern Beides durchdringe ſich ſo, daß in dem ernſten feierlichen Gottesdienſte auch der Schönheitsſinn ſtets ſeine Befriedigung finde, daß

kein disharmonischer Gesang das Ohr zerreiße, kein unschöner Anblick das Auge verletze, daß die Predigt ein vollendetes, bis ins Einzelne durchdachtes und abgerundetes Kunstwerk sey, in dem Nichts den Geschmack beleidigt, zu welchem Allen freilich Vieles anders werden muß, als es ist. Eben so aber erhalte auf der andern Seite die gesellige Lust eine höhere geistige Weihe, so daß wir mitten in der Freude und dem Jubel des Sonntags uns gehobner fühlen als sonst, und — um noch einmal auf die alte gute Zeit zurückzukommen — der Ausdruck, den man damals oft hörte, wenn von einer Lustbarkeit die Rede war: „wir waren fröhlich in dem Herrn", uns nicht nur wie eine alte Redeweise erscheine, sondern auch als eine gute, d. h. der Sache entsprechende.

Ich bin weit abgekommen von dem, womit ich begann. Ich kehre zurück. Vor den Marmorgruppen auf der Schloßbrücke warnte man uns, wir sollten ja nicht das Gift der ästhetischen, hellenischen Anschauungsweise in uns saugen. Andere mögen wohl diesen Warnungsruf auch vernommen haben, denn wir sehen Viele, ohne einen Blick hinaufzuwerfen, über die Brücke rennen und dann quer über den Lustgarten. Wir folgen ihnen und erreichen bald mit ihnen einen Bau, der, wie er schon von Außen durch-

ans nicht an den heidniſchen Cultus der Schönheit erinnert, ſo inwendig nur die geſchäftige Wirkſamkeit des Geiſtes zeigt, den wir (wie der Apoſtel Paulus) dem helleniſchen diametral entgegenſetzten. Ich brauche wohl nicht zu bemerken, daß ich nicht auf den Dom ſtichle, ſondern von dem Hauſe ſpreche, welches vom Dom durch das campo santo getrennt iſt. Angewidert von dieſem Geiſte ſehnen wir uns bald nach ſeinem Gegenſatz, nach Hellas. Um dieſe Sehnſucht zu ſtillen brauchen wir nicht zur Nike zurückzugehen; hinter der griechiſchen Säulenreihe die hier neben uns ſteht, finden wir, ſchöner als auf der Schloßbrücke, was wir ſuchen. Wir treten hinein in die unteren Räume des Muſeums, ſuchen uns unſere alten Lieblinge wieder auf, ſteigen auf der ſchönen Treppe, die jetzt der Adorant ſchmückt, ins höhere Stockwerk hinauf, und um den Eindruck nicht zu verlieren, den die alten Sculpturen auf uns machten, wollen wir, ohne ein Gemälde anzuſehen, ſogleich die Haupttreppe herabſteigen. Da feſſelt uns in der Rotonde unter den, nach Raphaels Cartons gewebten Tapeten die eine; nicht nur, weil ſie uns plötzlich nach Hamptoncourt verſetzt vor den ſchönſten unter jenen Cartons, ſondern, weil hier Raphaels Pinſel vollbracht hat, was ſeit einer Stunde eine trockne Deduction zu leiſten *verſuchte*. Die Gruppe nämlich mit dem Opferthier,

vor dem Apostel Paulus, ist nicht von Raphaels eigner Composition, sondern er hat sie einem alten griechischen Meister entlehnt und seinem Gemälde einverleibt. Wirklich einverleibt, denn Keiner wird in ihr eine fremde Zuthat sehn, so schließt sie sich, als ein zum Ganzen gehöriges Glied, an das Übrige. So wie dieses Raphaelische Bild, das nicht verunstaltet sondern gehoben wird dadurch, daß es ein Erzeugniß heidnischer Phantasie in sich aufnahm, so ist, behaupten wir, das Christenthum und so, wünschen wir, sey auch unseres! Diesen Wunsch nehmen wir auch nicht zurück, wenn wir sagen hören: daß Raphael so eine heidnische Composition in sein Gemälde aufnehmen konnte, sey ein neuer Beweis dafür, daß er seine Werke nicht in dem christlich frommen Geiste concipirte, wie die älteren Meister ihre kirchlich typischen Figuren, daß er schon dem Paganismus in der Kunst Eingang gewährte, die dann nach ihm immer mehr paganisirt sey. Dies schreckt uns nicht. Wir können die Meinung nicht aufgeben, daß, wer nicht nach Theorien, sondern nach seinem ästhetischen Gewissen urtheilt, von dem Anblick der Madonna di Fuligno, oder wenn er sich durchblicken läßt von den Augen des Kindes, die Raphael in der Madonna della Sedia oder der Sixtina auf die Leinwand hauchte, sich mehr erhoben fühlen wird als durch den schönsten

Cimabue. Dies ist Meinung. Mehr aber als dies, wahr und gewiß ist, daß eine Weltanschauung, die das sich einverleibte, was das Heidenthum Herrliches (und eben darum des Herrn Würdiges) hervorbrachte, großartiger und weitherziger ist als die, welche es ausschließt. Und zugleich auch des Namens einer christlichen würdiger, denn für die Anwartschaft auf diesen Namen ist uns das entscheidend, daß erst dann und erst dort, wo Heiden in die Gemeinde der Gläubigen aufgenommen werden, der Name, den die Anhänger des Herrn bis dahin geführt hatten, der Name der Nazaräer, verschwindet und dem Platz macht, den wir heute noch führen, dem Namen Christen. —

IX.

Über

die Langeweile.

1852.

Die oft ausgesprochene Behauptung, daß es keine Absurdität gebe, die nicht von einem Philosophen vertheidigt wäre, trägt zwar ihre Widerlegung in sich selbst, indem eben sie eine ist, die schwerlich an einem Philosophen einen Vertheidiger gefunden hat, doch aber ist sie nicht völlig aus der Luft gegriffen. Man kann sie nicht eine boshafte Erfindung, sondern nur eine Übertreibung nennen, denn wirklich haben Philosophen sich oft in Paradoxien gefallen, ja ihre Ansicht auf Grundsätze gebaut, deren Unhaltbarkeit leicht zu entdecken. Beispielshalber seyen hier zwei Sätze erwähnt — wenn man sie nicht lieber als einen und denselben ansehn will — deren Anwendung einmal in Frankreich, einmal in Deutschland, der Philosophie eine eigenthümliche Richtung gegeben hat. In der bedeutendsten Schule Frankreichs, der des Descartes, wurde früh der Grundsatz ausgesprochen, der Mensch könne nur hervorbringen, wovon er einsehe wie es entstehe und was es sey, und es ward daraus gefolgert, daß unmöglich wir selbst wären

Arm bewegen, sondern daß Gott mit seiner wunderthätigen Macht ins Mittel trete und sich zum Exekutor unseres Willens mache. Nicht minder, nur in umgekehrter Weise, wurde in Deutschland von den Anhängern F. H. Jacobi's die Solidarität von Erkennen und Hervorbringen festgehalten und, weil jenes nicht ohne dieses Statt finde, behauptet: der Mensch erkenne nur wo er schöpferisch sey, und darum könne von Gott und göttlichen Dingen Nichts gewußt werden. Daß der Grundsatz der Cartesianer, nach welchem das Machenkönnen das Begreifen in sich schließt, daß dieser unhaltbar, davon machte ich die praktische Erfahrung als ich den Gegenstand meines heutigen Vortrags zu überdenken anfing. Ich hatte dazu die Langeweile erwählt von der ich wußte daß ich sie machen könne, ja in deren Hervorbringung ich mir eine Art Meisterschaft zuschreiben darf, und ich bemerkte bald, daß mir ihr Wesen und ihre Entstehungsart durchaus nicht ohne Weiteres klar werden wollte. Sey es nun, daß das Ertappen einer philosophischen Autorität auf einem Irrthum mich gegen die andere unempfindlicher machte, sey es daß ich nie große Sympathien für eine Schule gehabt habe, die von dem was dem Menschen das Höchste ist, „nichts wissen will", genug ich ließ mich von den Bedenklichkeiten nicht hindern, die einen Anhänger dieser

Schule von seinem Vorsatz hätten abbringen müssen. Trotz ihres warnenden Rufs: was du begreifst bringst du in dir, was du verständlich machst in Andern hervor, wage ich es den gefaßten Vorsatz festzuhalten und zu einer Betrachtung der Langenweile einzuladen die uns zeigen soll was sie ist, wie sie entsteht und wie sie beurtheilt werden muß. Schlimm genug wäre es freilich, wenn mein Vortrag jener Schule Anhänger verschaffte, indem sie nach Beendigung desselben sagen müßten: Jene haben Recht, das Begreiflich machen der Langenweile ist wirklich ein Hervorbringen derselben.

Die oben gemachte Bemerkung, daß selbst Häupter von Philosophenschulen oft Unhaltbares behaupten, dabei der Umstand, daß sie unter sich selten übereinstimmen, macht es rathsam nicht bei einem derselben Belehrung zu suchen. Gäbe es dagegen eine Autorität, vor der sie alle sich beugten, so hörte alle Bedenklichkeit auf und der Philosoph, zu dem alle Meister hinaufblickten wie ihre Schüler zu ihnen, und dessen Entscheidung Alle sich gefallen ließen, der wäre unser Mann. Einen solchen Philosophen über allen Philosophen, der eben darum mit mehr Recht als Aristoteles im Mittelalter den Namen des „Meisters" führen sollte, einen solchen gibt es: es ist der welcher, weil er nicht der Mann nur einer oder der andern Schule

iſt, ohne jede nähere Beſtimmung „Man“ genannt wird. Dieſe größte aller Autoritäten deren Name bei uns geſchlechtslos iſt, weil ſie als der neutrale Schiedsrichter über Allen ſteht, über Männern und Frauen, ſie, von welcher die Engländer ſtets in der Mehrzahl ſprechen, weil ſie nicht die Macht eines Einzelnen iſt, ſie welche überall wo es einen Namen für ſie gibt mit dem Gattungsnamen Menſch bezeichnet wird, (Man, men, on d. h. homme) — ſie ſpricht das letzte entſcheidende Wort auch in den Händeln der Philoſophen. Wovon Einer überzeugt iſt, daß „Man“ es fordern dürfe, das glaubt er nicht verweigern zu dürfen, und umgekehrt, will er eine Lehre recht ſiegreich darſtellen, ſo ſtellt er ſich hinter die Ägide jener Macht und ſagt nicht: Ich, ſondern „Man“ weiß. Wüßten wir darum was „Man“ von der Langenweile zu halten hat, ſo wären wir mehr geborgen, als wenn uns bekannt wäre: was Kant und Spinoza nach ihren Prinzipien davon halten müßten. — Nun ſcheints freilich viel leichter, die Anſichten jener beiden Meiſter der Wiſſenſchaft zu vernehmen als die unſeres Meiſters der Meiſter. „Kant und Spinoza haben ihre Gedanken laut werden laſſen, ſie haben geſprochen, der eine im engen Freundeskreiſe im Haag, der andere auf ſeinem Katheder in Königsberg, ja ſie ſprechen noch heute zu Jedem der die

Ethik lieſt oder die Kritik der reinen Vernunft.“ Dies iſt richtig, aber glücklicher Weiſe iſt unſer Philoſoph nicht ſchweigſamer geweſen als jene Philoſophen, „Man“ iſt nicht ſtummer als jene beiden Männer. Fragt man aber: ja wo ſpricht denn „Man“, ſo iſt in der Frage die Antwort enthalten: „Man“ ſpricht wo man ſpricht; in der Sprache ſind Seine Gedanken laut geworden. Wie in der Sprache des Einzelnen ſeine Gedanken ſich offenbaren, in Leſſings Sprache ſein klares Denken ſich ſpiegelt, ſo in der d. h. der allgemeinen, Sprache das Denken nicht eines ſondern des Menſchen, den wir ja eben „Man“ nannten. Die Sprache zeigt wie „Man“ d. h. der Menſch, die deutſche Sprache wie „Man in Deutſchland“, d. h. der deutſche Menſch denkt. Darum iſt es eigentlich einfacher, hinter das was „Man“ denkt zu kommen, als hinter Kant's und Spinoza's Gedanken. Was beide geſagt haben, hat man nicht immer zur Hand, hat man es aber vor ſich, ſo muß man zweierlei lernen: was ſie ſagen und ihre eigenthümliche Sprache, in der ſie es entwickelt haben. Dagegen bei unſerm Autor fällt das Werk worin er lehrt und das Idiom worin er ſpricht zuſammen, und dieſes ſein Werk hat Jeder der ſprechen kann, ſtets bei ſich, den voluminöſen „deutſchen Sprachſchatz“ als ein bequemes und glücklicher Weiſe unverlierbares Wörterbuch, zwar

nicht in der Taſche aber im Kopf. Wer in dieſem Werke umherblättert läßt ſich von dem belehren, der die Sprache ſchuf, wer auf den Sprachgebrauch achtet ſieht wie „Man" zu denken pflegt, wer einſieht, daß man nicht anders ſprechen kann, gewinnt die Überzeugung, daß man in einer beſtimmten Weiſe denken muß. — Zwar mit ganz unbedingtem Vertrauen darf man nicht erwarten, daß der Sprachgebrauch uns alle Räthſel löſen und die Mühe des eignen Denkens abnehmen werde. Denn wie ein ſonſt ernſthafter Mann ſich wohl erlauben darf, ſcherzend ſeine Meinung hinter Worte zu verbergen, die das Gegentheil beſagen, ſo iſt auch „Man" kein Pedant und unſere, wie alle Sprachen, bieten manche ſeiner Späßchen dar. Wenn man z. B. von dem reuigen Verbrecher ſagt, er habe ein ſchlechtes Gewiſſen, und von dem verſtockten dem ſein Gewiſſen keine Vorwürfe macht, er habe ein gutes, obgleich doch gerade das des Letztern nichts taugt, ſo iſt dies eben ſo ſeltſam wie, worauf Lichtenberg aufmerkſam gemacht hat, daß wenn ein Menſch durch Zuhalten der Naſe es unmöglich macht, daß die Töne durch die Naſe gehn, daß man gerade dann ſagt er ſpreche durch die Naſe, anſtatt zu ſagen, er ſpreche gar nicht durch dieſelbe. Dergleichen wird uns nicht dahin bringen mit dem Franzoſen zu ſagen *On est un sot*, wohl aber berechtigen zu ſagen On

est un farceur und verpflichten, bei unſern Anfragen an den Sprachgebrauch auf unſerer Hut zu ſeyn. — Glücklicher Weiſe iſt bei unſerm Gegenſtande der Schöpfer des Sprachgebrauchs hübſch ernſthaft geweſen und wenn wir, mißtrauiſch gegen Jacobi und die Carteſianer, ohne Vertrauen zu Kantianern und Spinoziſten, fragen was „Man" als das Weſen der Langenweile anzuſehn habe, ſo antwortet uns der Gefragte obgleich indirect, doch deutlich und richtig. Bekanntlich ſagt man, wo Jemand ſich der Langenweile entledigt, daß er ſich die Zeit vertreibe. Er vertreibt ſie ſich, denn an ſich kann die Zeit, dieſer Fluß der Vergänglichkeit in dem wir die Dinge ſchwimmen ſehn, eben ſo wenig vertrieben werden wie die Dunkelheit die gegenwärtig unſere Hemiſphäre deckt; wie aber dieſe Jeder ſich vertrieben hat der in dieſen erleuchteten Saal trat, ſo mag der Menſch auch die Zeit ſich vertreiben, indem er ſie ſich unmerklich macht. Wer im Unmerkbarwerden des Zeitverlaufs das Aufhören der Langenweile ſieht, kann ihr Weſen nur in das Gegentheil ſetzen, alſo in die Aufmerkſamkeit auf den bloßen Zeitverlauf. Daß aber dieſe Anſicht, welche jenem Sprachgebrauch zu Grunde liegt, die richtige iſt, wird von der eignen Selbſtbeobachtung beſtätigt. Alle Gegenſtände werden vom Strom der Zeit an uns vorübergetragen, ohne

die ſchwimmenden Blumen vom Waldbach, ihr Vorüberſchwimmen nennt man Geſchehen. Je mehr das was geſchieht unſere Aufmerkſamkeit reizt, d. h. je mehr ſie gefeſſelt wird durch die Gegenſtände die jener Verlauf darbietet, um ſo weniger achten wir auf ihn ſelbſt ganz wie, wenn ſich dort die farbigen Blumen drängen, die ſchwimmende Blumen-Inſel das Waſſer verbirgt. Je ſeltner ſie werden, deſto ſichtbarer werden die Wellen und der harrende Knabe klagt daß der Bach „nichts“ mehr bringt, wenn ſtatt der erwarteten Blumen der Bach nur ſich ſelbſt d. h. die Waſſermaſſe ihm darbietet. Gerade ſo quält es uns, wenn die Zeittheilchen, welche zwiſchen die Gegenſtände fallen und alſo leer ſind, ſich mehren und ausdehnen, ſo daß uns iſt als wenn „nichts“ mehr geſchieht; wir haben dann Langeweile deren naivſter Ausdruck der Wunſch der Kinder iſt: ach möchte doch Etwas geſchehn! ganz wie jener Knabe ſagte: ach möchte doch wieder Etwas (d. h. eine Blume) kommen. Langeweile iſt alſo ganz was dort das Sehen des bloßen Waſſers, und wenn ich ſage, je mehr Waſſer um ſo mehr Langeweile, ſo werde ich ſicher alle die auf meiner Seite haben, die jemals wäßrige Reden gehört haben, in denen nur ſelten das Blümchen eines neuen Gedankens hervortauchte. *Ja ich möchte* den Vergleich mit dem Waldbach noch

weiter ausdehnen: Regengüsse ließen ihn anschwellen und führten von allen Seiten ein schmutzig graues Wasser ihm zu, er wird zum Fluß, er wird zum rasenden Strom, da erreicht er die Höhe wo die zwingenden Dämme nachgeben, er durchbricht sie und ein ungeheurer See ist da, in dem der Strom selbst unsichtbar wird weil, so scheint es, die Wasser ihn selbst verschlangen. In allen Beziehungen gleicht ihm die Langeweile, auch ihr Colorit ist ein gräuliches Gräulich wie seines, auch sie kann zur rasendsten Langenweile werden wie Mancher erfahren, glücklicher Weise aber hat auch sie wie jener Strom ein Maaß, denn ist ein gewisser Punkt erreicht so hört Alles auf bemerkbar zu seyn, darum auch die leere Zeit, indem der Mensch alles Bewußtseyn verliert, hat die Langeweile sich selbst verzehrt wie dort den Strom seine Fluthen; an die Stelle ihres Grau ist das Schwarz der Bewußtlosigkeit, der Schlaf, getreten. — Sollte die Behauptung richtig seyn, daß die Langeweile nur im Bemerken der leeren Zeit besteht, so wäre es nicht glaublich, daß dieser Zustand isolirt da stünde. Denn da die Zeit zu ihrem Zwillingsbruder das gleich räthselhafte Wesen hat, das wir Raum nennen, so wäre es seltsam, wenn es nicht einen Zustand gäbe quälend wie die Langeweile, der im Bemerken des leeren, bloßen, Raumes bestünde. Der Umstand, daß

es wirklich ein ſolches Seitenſtück zur Langenweile gibt, ſpricht offenbar für unſere Theſis, es iſt — der Schwindel. Er entſteht da, wo ſich die Gegenſtände im Raum der Wahrnehmung entziehn und anſtatt ihrer die bloße Räumlichkeit wahrgenommen wird. Darum erregt es Schwindel, wenn wir im Mittelpunkte uns umgebender Gegenſtände, oder wenn ſie um uns gedreht werden: wie beim ſchnellen Drehen der Farbenſcheibe das Grau d. h. die Unfarbe entſteht, ſo hier das Grau der Geſtaltloſigkeit, weil alle beſtimmte Geſtaltung und Gegenſtändlichkeit verſchwimmt und ſchwindet. Ähnlich erklärt ſich der Schwindel auf Höhen. Im Zimmer des Thürmers, und ſey der Thurm noch ſo hoch, empfindet man ihn nicht, die Wände und die umgebenden Gegenſtände fixiren den Blick; jetzt denke man ſich die Wände fort, denke ſich den Fußboden immer mehr ſich verengend, wir ſtehn nicht mehr auf einem ſolchen, wir ſtehn auf einem ſchmalen Brett, jetzt nur auf einem fein geſpannten Draht in Thurmeshöhe, jetzt verkürze ſich dieſer Draht: wir ſtehn nur noch auf einer Nadelſpitze, ſo daß wir nichts mehr ſehen was unſere Füße ſtützt, jetzt denke man ſich auch dieſe Nadelſpitze weggenommen — bei der bloßen Vorſtellung kann uns Schwindel anwandeln, weil wir in uns hervorbrachten *was ihn bewirkt*, die Anſchauung der Leere. Über

dem Abgrunde des Nichts zu ſchweben muß das Maximum des Schwindels ſeyn, welches dem Punkte nahe ſtünde, wo die Sinne vergehn, denn auch hierin zeigt ſich der Schwindel als Geſchwiſterkind der Langenweile, daß beide aus ihrem Grau in das Schwarz der Bewußtloſigkeit übergehn können. Die Zuſammengehörigkeit beider Zuſtände, die es erklärlich macht, daß man die Langeweile ein Gefühl innerer Leere nennt oder auch ſagt: vor Langerweile drehte ſich alles vor mir, dieſe hat übrigens der praktiſche Menſchenverſtand längſt geahndet, und lange ehe der geiſtreiche Markus Herz in ſeinem Buche vom Schwindel faſt wider Willen auf die Langeweile kam, haben Ammen und Kindermägde den Kindern einförmige wenig modulirte Weiſen vorgeſungen und zugleich ſie geſchaukelt, d. h. gleichzeitig ſie gelangweilt und ſchwindlig gemacht, Beides um den einen Effekt der Bewußtloſigkeit hervorzubringen.

In der Langenweile macht ſich alſo die bloße Zeit wahrnehmbar. Mit dieſem Satz aber gerathen wir in Gefahr gegen den alten Grundſatz zu verſtoßen, daß Nichts keinen Effect habe. Denn die Zeit allein, iſt ſie Etwas? Wir müſſen es verneinen, und dürfen es trotz unſrer Behauptung, daß wir die Zeit den Fluß nannten, in dem wir die Dinge wahrnehmen. Wir ſprechen ja auch vom Waſſer im Fluſſe, ſehen

die Kugel im Rollen, den Stein im Fallen, die Tänzerin in der Pirouette, ohne daß daraus folgt, daß wenn nun das Waſſer, die Kugel, der Stein, die Tänzerin verſchwände, der Fluß, das Rollen, das Fallen, die Pirouette bliebe und für ſich Etwas wäre. Die Zeit iſt nichts Anders als ſolches Fließen, Rollen, Fallen, Pirouettiren, eben darum aber auch Nichts ohne die, welche pirouettiren und fallen. — Wie aber? Die leere Zeit ſoll Nichts ſeyn, und doch ſollen wir ſie bemerken in der Langenweile? Das iſt ja ganz wie jener Schullehrer in den fliegenden Blättern, welcher ſagt: ich bemerke abermals ſehr Viele, die nicht da ſind. Warum nicht? Wer weiß ob nicht Jeder, der ſich langweilt wirklich ganz in der Lage jenes Schullehrers ſich befindet? Eins wird man nemlich dem armen Schelm gewiß zugeben: daß an dem was er ſagt Etwas dran iſt. Wenn er auch nicht die Abweſenden ſieht, ſo bemerkt er doch daß heute nicht, wie ſonſt doch, die bekannten pausbäckigen Geſichter ihm die Schultiſche unſichtbar machen, er bemerkt alſo und fühlt einen Mangel. Gerade ſo iſt die Langeweile ein Gefühl des Mangels, wir vermiſſen Intereſſantes, und dies heißt eigentlich nur: wir bemerken unſer eignes Nicht-Intereſſirt ſeyn. — Was heißt aber eigentlich Intereſſirt ſeyn und *Intereſſeloſigkeit?* Es iſt durchaus kein Zufall, wenn wir

durch die reflexive Form Sich interessiren, daß einer sein Interesse findet, als seine Selbstthätigkeit bezeichnen. Interesse ist wirklich, was es ursprünglich auch heißt, dabei- oder darunter-seyn, unser Interesse an einem Gegenstande besteht nämlich darin, daß wir uns ihm hingeben und von ihm ganz in demselben Sinne sagen können, „ich bin dabei", wie wir es sagen wenn uns ein Vorschlag gemacht wurde. So wenig Einer von seinen Freunden gezwungen werden kann, bei einer lustigen Partie „dabei" zu seyn — nähmen sie ihn mit Gewalt mit, so würden sie bald bemerken, daß er „abwesend" ist — eben so wenig kann es ein Gegenstand erzwingen, daß man sich für ihn interessire, dazu gehört der gute Wille dessen, der es thut. Jener Thierschädel im Walde, vor dem ein genialer Naturforscher in Interesse versunken steht, ist an sich ganz uninteressant und dem vorübergehenden Förster- oder Handwerks-Burschen verübelt es Niemand, wenn er sagt: „da liegt der langweilige Knochen noch immer." Der Forscher spricht nicht so, denn die längst gehegte Ahndung eines allgemeinen Naturgesetzes wird ihm durch einen, sonst unsichtbaren, Spalt an diesem Schädel bestätigt, er sieht also in der Schädelform Vernunft, und wie sollte er nicht jetzt an dem woran der Handwerksbursche Nichts oder einen bloßen Knochen findet, wie

ſollte er nicht daran ſein Intereſſe, d. h. ſein eigenes dabei- und darin-ſeyn finden, da er ſelbſt ja Nichts ſeyn will als Vernunft, und Vernunft wirklich in dem Schädel ſichtbar iſt, und aus demſelben heraus zu ihm redet? Man ſagt von jenem Forſcher, daß er den Schädel mit Geiſt betrachtet, weil es die Beſtimmung des Geiſtes iſt, nirgends wie in der Fremde, überall heimiſch d. h. dabei und zu Hauſe zu ſeyn, ſich in Alles d. h. in Allem ſich, oder ihm verwandtes Weſen, zu finden. Iſt aber ſolches Dabeiſeyn Intereſſe, ſo iſt Intereſſe-haben auch Geiſt zeigen, und begreiflicher Weiſe nennt man den einen Mann von Geiſt oder von Kopf, der es vermag im Selbſtgeſpräch oder im Geſpräche mit Andern Allem Intereſſe abzugewinnen, umgekehrt aber nennen wir den beſchränkt, oder auch einen Idioten, der ſo wenig im Stande iſt aus den Schranken des eignen Meinens herauszukommen, daß er unfähig iſt, „dabei“ zu ſeyn, wenn ihm eine partie — nicht de plaisir ſondern, was viel luſtiger iſt, de raison — angeboten wird. — Fragen wir aber nun, indem wir zu unſerm Gegenſtande zurückkehren, zu welchen von jenen Beiden der zu ſtellen ſey, der ſich langweilt, ſo bleibt uns keine Wahl: War es ein Verdienſt Intereſſe zu finden, weil man wirklich ſich intereſſirt, *ſo iſt auch* die Langeweile nur eigne Schuld und

nicht ohne Grund ist wie s'intéresser so auch s'ennuyer ein verbe réfléchi. Man braucht darum nicht mit Kant zu behaupten, daß die Zeit nur in uns selbst ist, und wird dennoch sagen können: wer die bloße Zeit wahrnimmt, bemerkt nur seinen eignen Zustand, einen Zustand der mit Recht als innre Leere bezeichnet wird; als innre weil er in uns liegt, als Leere weil er Kopf- und Geistes-leer ist, so daß wenn oben gesagt ward, dem Gelangweilten gehe es so, wie jenem armen Schullehrer, wir jetzt hinzufügen müssen: er ist auch nicht geistreicher als jener. — Wie das Interesse Geist verrieth, so die Langeweile den leeren Kopf. Da nun aber in allem Übrigen Kopf und Herz nicht zwei von einander getrennte Besitzthümer des Menschen sind, sondern vielmehr so zusammen gehören, wie die concave und convexe Seite eines Kreisbogens, so fragt sichs, ob nicht auch die Langeweile neben ihrer intellectuellen Seite auch eine habe, welche die Gesinnung betrifft? Der Franzose bejaht dies indem sein ennui auch einen Herzenszustand bezeichnet. Indirect weist der deutsche Sprachgebrauch eben dahin, indem das Gegentheil der Langenweile, das Interressirtseyn, eben so wohl eine intellectuelle Anregung andeutet, als auch die beginnende Liebe. In dieser Zusammenstellung der ersten Anfänge des Erkennens und der Liebe hat der Sprach-

gebrauch nicht nur den tiefſinnigen Philoſophen auf ſeiner Seite, der das Erkennen eine intellectuelle Liebe nannte, nicht nur die Erfahrung des Forſchers, der nur den Gegenſtand zu begreifen vermag, den er mit Liebe betrachtet, ſondern das Zeugniß Aller, die es erfuhren, daß zwei Herzen ſich nur verſtehn, wo ſie ſich lieben, nur lieben wo ſie ſich verſtehn. Verhält ſich aber Kopf und Herz wie Intereſſe finden und Intereſſe nehmen, ſo hat die Intereſſeloſigkeit oder Langeweile viel mehr mit dem Herzen zu thun, als Viele meinen. Wofür man ein Herz hat, und dem man ſich liebend hingiebt, das langweilt nicht. Umgekehrt aber, je mehr Einer ſein Herz verſchließt, und anſtatt liebend Allem ſich hinzugeben, ſich auf ſich beſchränkt, um ſo mehr wird die Langeweile hervortreten. Daſſelbe ſich auf ſich Beſchränken, welches den Idioten oder beſchränkten Kopf machte, iſt, von ſeiner Gemüthsſeite angeſehn das, was das Weſen des Egoiſten macht mit ſeinem engen Herzen, welches ſo wenig faßt, daß es eben darum ſich ſtets leer und einſam fühlt. Dies quälende Gefühl des Alleinſeyns, das die meiſten Egoiſten als von der Umgebung verſchuldet betrachten, hinſichtlich deſſen Einige ſich dazu erhoben, daß ſie es als Strafe ihres früheren Betragens anſehn, iſt — das aber ahndet Keiner — *iſt ſelbſt* der Egoismus, darum ſchwindet es in dem

Augenblick, wo der Mensch mit Liebe auf die Welt blickt, weil sie sich dann, wie durch Zauber, mit Brüdern und Schwestern bevölkert. Der ideenlose Kopf klagt, daß nichts ihn interessire, und das kalte liebloſe Herz accompagnirt dazu mit der Klage, es sey verlassen und einsam. Denkt man sich Beides vereint, stellt man sich einen Zustand vor, wo das erstarrte Herz klagt: „auf dieser weiten Erde Niemand, Niemand", und das ausgebrannte Hirn verlangend ruft: „ach nur eine Idee, nur einen neuen Gedanken", so kann uns ein Schauder überlaufen, bei der Vorstellung dieſes völligen Alleinseyns mit seiner tödtlichen und doch nicht tödtenden Langenweile. — Zeigt sich aber in ihr neben dem leeren Kopf auch das liebloſe Herz, so ist die gewöhnliche Art, in der Langenweile nur etwas Unangenehmes zu sehn, ein Seitenstück zu der sogenannten Humanität, die in dem Verbrecher nur einen armen Kranken sieht, und die kaum anders unschädlich zu machen ist, als dadurch, daß man sich auf ihren Standpunkt stellt, und nun das Gefängniß Charité nennt, den Strafcodex als Pharmacopee, den Richter als Arzt bezeichnet, und die Hinrichtung bei Leibe nicht als Todesstrafe, sondern als ein erprobtes specificum gegen die Mörderkrankheit empfiehlt. Wie das Verbrechen noch etwas mehr ist als ein Fieberdelirium,

ſo iſt es auch mit der Langenweile eine ernſtere Sache, als die Meiſten im Sinne haben, wenn ſie ſagen: es wäre beſſer, man langweilte ſich nie. Nicht nur beſſer wär' es, ſondern das allein Gute. Was vor geraumer Zeit in einem geiſtreichen Briefe mich frappirte, ohne daß ich ſogleich Alles erkannte was in dieſen Worten liegt, daß was die Einen Satan und Teufel, Andere Ahriman, noch Andere Typhon nennen, daß dieſes Alles nur Eines ſey, nämlich die Langeweile, dies iſt vollkommen richtig. Die Langeweile iſt der wahre böſe Dämon, denn wer ſich langweilt iſt von dem Dämon des Perſonalismus und Egoismus beſeſſen, der ihn verhindert Anderes intereſſant zu finden und zu lieben als ſich, von dem Dämon, der ſein Hirn verbrannte, ſo daß er nicht mehr in den Gegenſtänden ſich, Vernunft, erkennt, der ſein Herz erkältete, daß es nicht mehr vermag, in den Angelegenheiten Andrer die eignen zu finden. In der That, wenn man ſieht wie dieſer Dämon nicht nur die Kinder unartig und toll macht, ſondern wie er eben ſo den Erwachſenen ein Verſucher wird, der zu den dummſten, ja zu den ſchlechteſten Streichen bringt, ſo iſt gar nicht zu begreifen, warum nicht öfter gegen die Langeweile gepredigt wird. Das Thema verdiente es, ganz abgeſehn von dem Vortheil den es darbietet, daß man den Zuhörern ins

Gewiſſen ſchieben könnte, ſie dürften ſich nicht langweilen.

Gewiß war es nicht die Furcht, durch Predigten gegen die Langeweile alle Regeln traditioneller Homiletik zu verletzen, welche dieſes Thema von den Kanzeln verbannt hat, ſondern die Anſicht, daß dergleichen Auseinanderſetzungen im Munde eines Geiſtlichen unpaſſend ſeyen, oder auch die Furcht, daß ſich Nutzanwendungen ergeben möchten, die in keinem Zuſammenhang ſtünden mit den Angelegenheiten des Himmels. Beides iſt vielleicht nicht richtig. Das Erſte wohl gewiß nicht, denn wie ſollte gegen Leere des Geiſtes und Mangel an Liebe zu predigen, denen nicht ziemen, die von dem Geiſte ihren Namen führen, und mit Recht ſich rühmen die Lehre der Liebe zu verkündigen? Aber auch das Zweite möchte ich beſtreiten, daß dergleichen Betrachtungen profan ſeyen, und ohne Beziehung auf die himmliſchen Angelegenheiten. War es einmal gewagt, die Langeweile als das wahre Inferno zu bezeichnen, ſo ſcheint ſchon die Conſequenz zu fordern, ihr Gegentheil in der Region zu ſuchen, die Dante im dritten Theil ſeines Gedichtes ſchildert. Wer es thäte, müßte der Zuſtimmung aller derer gewiß ſeyn, die uns erzählen wie „hölliſch“ ſie ſich gelangweilt, wie „himmliſch“ unterhalten hätten, und denen es nie einfällt, dieſe Ver-

drücke zu vertauſchen. Eine etwas zweideutige Autorität für Jeden, der es weiß, daß der Gebrauch von Kraftworten gewöhnlich nicht mit der Stärke der Gedanken parallel geht; glücklicher Weiſe aber bedürfen wir ihrer auch nicht, da das bisher Gefundene hinreicht, um ein wenig den Vorhang zu lüften, der uns die himmliſche Welt verbirgt. Die innere Leerheit, die Nichts wahrnehmen ließ als Zeit und Vergänglichkeit, ſie verſchwand in dem Maaße, als der Menſch ſich intereſſirt, d. h. als er in das Weſen der Gegenſtände eindringt, und ſie liebend umfaßt. Jetzt ſteigere man Beides in Gedanken bis zur Idee des vollendeten Menſchen, des Seeligen oder Heiligen, verſuche man noch höher ſich zu erheben, und denke ein Weſen, deſſen Einſicht ein Alles durchſchauendes Verſtändniß iſt, bei dem die Stelle des Intereſſes, der anfangenden Liebe, die Fülle der Liebe vertritt, und man wird einſehn, man wird wenigſtens ahnden, was es für eine Bewandtniß hat damit, daß es für Gott und daß es für die Seligen keine Zeit gebe. Wie oft hört man: bei dieſen Worten denke ſich Niemand Etwas. Das Wort Niemand (mit dem man überhaupt etwas ſparſamer ſeyn ſollte) ſagt hier zu viel. Denke man ſich nur eine Mutter, welche den Erzählungen des eben aus der Fremde zurückgekehrten Sohnes lauſcht, die ſich nicht ſatt hören kann,

daß er in Freuden und Leiden ſtets ihrer gedacht hat, die ganz erſtaunt ſchon Mitternacht ſchlagen hört, da ihr die Stunden wie Minuten verlaufen ſind, — denke man, dieſe Mutter hörte in dieſem Augenblicke das Wort: „bei Gott ſind Tauſend Jahre wie Ein Tag", — ich glaube ſie würde ſich bei dieſem Worte ſehr viel denken, und in dieſem Augenblicke würde es ihr gar nicht unverſtändlich ſeyn. Und ſo möchte die Liebe, die Löſerin ſo vieler Räthſel, weil ſie das Ur-Räthſel offenbart, wie Zwei Eins ſeyn können, ſie möchte ſich auch als der Räthſel löſende Metaphyſiker erweiſen in den Fragen nach Zeit und Ewigkeit! Wer es je erfuhr, wie als er liebte ſein Blick Alles verſchönte — der Sonne gleich, die, wenn ihre Strahlen wirklich das wären, wie wir ſie oft nennen: Blicke, nie einen dunklen Punkt erblicken könnte, weil ihr Erblicken Erleuchten wäre — wer dies an ſeiner ſchwachen Liebe erfuhr, wie ſollte der es abſolut unverſtändlich finden, daß es für die unendliche Liebe keinen Raum (d. h. keine Leere) gibt, weil, wo ſie hinblickt, ſie Alles mit ihren Kindern bevölkert, und keine Zeit und Vergänglichkeit, weil ſie ſtets beſchäftigt iſt, und Alles „befeſtigt mit ewigen Gedanken." Und ſo muß ich am Ende ſelbſt jenen Kraftausdrücken, von denen ich vorhin Nichts wiſſen wollte, zugeſtehn, daß ihnen eine Ahndung des Wah-

ren zu Grunde liegt: wie die Geiſtes- und Herzens-Leere Hölle, ſo iſt Liebesfülle himmliſche Seligkeit. Wer mir aber ſagen wollte, daß ich frevelhafter Weiſe Gott vermenſchliche, oder aber ich ſey frivol, da ich Seligkeit und Amüſement verwechsle, für den habe ich meine Antwort bereit. Auf das Erſte erwidere ich, daß das Entmenſchlichen Gottes zuerſt die Vorſtellung eines unmenſchlichen Gottes hervorgebracht, dann die Menſchen gottlos gemacht hat, auf das Zweite aber, daß wenn ein franzöſiſcher roué in einem ſittlichen deutſchen Hauſe ein Geſpräch über die Herrlichkeit der Liebe angehört hat, und nun ſagt, es ſey von amours und distractions, kurz von frivolités die Rede geweſen, der Grund ſolches Verſtändniſſes vielleicht nicht in denen liegt, die das Geſpräch führten.

Nach einer ſo ſtrengen, vielleicht ultra-rigoriſtiſchen Beurtheilung der Langenweile, wird wohl Nichts weniger erwartet werden als eine Apologie derſelben. Und doch — trotz dem, daß es mir ſchwer wird den Wink nicht ſelbſt zu befolgen, den ich dem etwanigen Prediger über die Langeweile gab — doch wird mir eine ſolche advocatura Diaboli aufgedrungen, nicht nur durch die Gerechtigkeit, die ſogar dieſem Angeklagten einen Defenſor bewilligt, ſondern durch die Gewalt von Thatſachen, die Keiner leugnen kann,

und welche zu beweisen scheinen, daß es mit der Langenweile nicht nur eine furchtbare, sondern auch eine recht hübsche Sache sey. Zunächst frappirt das Factum, daß die bloßen Naturwesen, die Thiere — ich spreche nur von den wilden, da die Hausthiere halbe Kunstproducte und mit vielem Menschlichen inficirt sind — also daß die Thiere die Langeweile nicht kennen, sondern entweder beschäftigt sind oder schlafen, also im erstern Falle sich noch nicht, im zweiten Falle nicht mehr, langweilen. Das scheint zu beweisen, daß zu den Unterscheidungszeichen zwischen Mensch und Thier, als welches die Einen die Vernunft, die Andern, denen dies zu geringfügig schien, dieses ansehn, daß der Mensch kochen kann, noch ein neues hinzugefügt werden kann: die Fähigkeit nämlich, sich zu langweilen. Sich langweilen ist menschlich. Damit allein wäre freilich noch lange nicht der infernale Character aufgewogen, denn es könnte dies nur ein Beweis mehr seyn, daß der Mensch nur über oder unter dem Thiere stehen kann, nie auf einer Linie mit ihm, das keine Hölle kennt, freilich auch keinen Himmel. Aber ein noch viel besseres Vorurtheil für die Langeweile erregt der Umstand, daß sie bei dem Menschen im unvollkommneren Zustande nicht, im vollkommneren wohl vorkommt. Das neugeborne Kind hat keine: wo es nicht anders

— ſeine einzige Arbeit iſt Eſſen — da ſchläft e
Annäherungsweiſe Gleiches findet Statt beim Me
ſchen der dem Naturzuſtande nahe. Auch dieſer unte
hält ſich, indem er arbeitet, freilich im Schwei
ſeines Angeſichts, weil er nicht mehr, wie das Kin
in dem Lande der Verheißung lebt, wo die ſüße Na
rung ihm zuſtrömt; hört die Unterhaltung der Arb
auf, ſo ſchläft er ein, und um zu ſehn, daß di
das Natürliche iſt, hat man nicht nöthig, zu Hotte
totten oder Auſtralnegern zu gehn; wer den Niem
oder gar die Düna überſchreitet, wird ſehn, wie d
Bauer dort, nachdem die Werktage vorüber, d
Viertheile des Sonntags verſchläft, nicht weil er ſi
wie der verkünſtelte engliſche Fabrikarbeiter, für ein
Sixpence künſtliche Bewußtloſigkeit ſchafft, ſonde
weil die Langeweile ein ſo unnatürlicher Zuſtand i
daß, wo ſie ſich bei dem Naturmenſchen einſtellt, ſe
ſchnell der Punkt erreicht iſt, wo der Strom
Dämme durchbricht und ſich ſelbſt verſchlingt. We
alſo vorhin geſagt wurde, daß bei dem vollendet
Menſchen die Langeweile nicht mehr vorkommen kan
ſo zeigen dieſe Erfahrungen, daß ſie bei dem anfa
genden Menſchen gleichfalls fehlt, freilich dort, w
der Menſch ſich zu unterhalten weiß, hier, weil
unterhalten wird von ſeiner Arbeit oder von ſein
Eltern, die den amüſiren, der ſich zu beluſtigen no

nicht vermag. Wie von jedem andern Weſen, ſo ſagen wir auch von dem Menſchen, wo er ſich zwiſchen dem Anfangs- und dem Vollendungspunkte befindet, er ſey in ſeiner Bildung begriffen. Findet nun aber bloß in dieſer Zwiſchenperiode die Langeweile Terrain, ſo werden wir nicht nur denen Recht geben, welche ſagen, es verrathe Bildung, wenn man ſich mit guter Manier zu langweilen wiſſe, ſondern wir werden viel weiter gehn müſſen: Ob es mit guter oder ſchlechter Manier geſchieht, das macht hier keinen Unterſchied, das ſich Langweilen überhaupt, die Langeweile an ſich, iſt Begleiterin der Bildung. Und zwar begleitet ſie die Bildung nicht ſo, wie das Regenwetter die Jahrmärkte begleiten ſoll, rein zufällig, auch nicht wie der Schatten das Licht als ein mit ihm verbundenes Gegentheil, ſondern ſie verhalten ſich wie Licht und Glanz: ſich Langweilen iſt Bildung. Den Beweis für dieſen Satz liefert wieder der Ehrenmann, dem wir heute ſchon manche Belehrung verdanken, der Schullehrer, der ſo Viele bemerkt die nicht da ſind. Welchen Eindruck mag dieſe Bemerkung wohl auf jenen kleinen Knaben machen, der heute zum erſten Male in der Schule ſitzt, der ſich gewundert hat über die neuen Umgebungen, und über die vielen fremden Geſichter, und welcher ſieht, daß dem Lehrer alles das nicht imponirt, ja daß er noch

mehr Knabengesichter erwartet hat? Gewiß wird ihm er selbst als der Unerfahrene vorkommen, der Lehrer aber als Einer, der an Erfahrung ihm weit überlegen ist. Nun, in der Lage jenes Neulings in der Schule befindet sich Jeder, den die Gegenstände unterhalten, weil sie ihm neu sind, so wie jener Lehrer aber ist der, welchen alles dieses langweilt, weil es ihm längst bekannt, weil Alles längst dagewesen ist. Je weniger er Erfahrung hätte, je weniger er bekannt wäre mit den Gegenständen, um so mehr würden sie auch ihn, als neu, unterhalten, je unterrichteter er ist, desto weniger findet Jenes statt und desto mehr langweilen sie ihn. Wenn aber so sein Langeweilehaben das Maaß ist für sein Erfahren- und Unterrichtet-seyn, so ist es kaum ein Wunder, wenn der, welcher sich langweilt bei dem was Andere unterhält, in seinen, ja selbst in ihren Augen einen höhern Werth erhält. Überall imponirt, der sich langweilt, denen die es nicht thun. Hier sitzen einfache Bürgersleute an einem öffentlichen Ort, kannegießern und unterhalten sich vortrefflich. Auf ein Mal wird es still, Einer nach dem Andern sucht nach seinem Hut. Alles um jenes Fremden willen, der zuerst sie gar nicht störte, der aber jetzt deutlich zeigt, daß er sich langweilt, und ihnen dadurch den Gedanken aufdrängt, er verstehe *das Alles besser*, und es sey eigentlich kindisch, sich

mit Etwas zu unterhalten worüber Jener längst hinaus ist. Der Fremde hat ihnen das Spiel verdorben, und dennoch können sie sich einer gewissen Ehrfurcht nicht erwehren, und Mancher wird seiner Frau erzählen, der Fremde sey ein vornehmer Herr gewesen. Woher weiß er das? Er sah ihn sich langweilen. — Aber ist es wohl in anderen Kreisen anders als dort, wo der Kleinbürger kannegießert? In heiterer Gesellschaft werden Anecdoten erzählt, Witze gemacht, Musik getrieben und Alles geht vortrefflich. Warum fängt es an zu stocken, warum sieht man, ehe man über eine lustige Geschichte lacht, verlegen auf jenen Einen, warum versagt dem Witzling seine Zunge, und der jungen Dame, die doch so hübsch sang, ihre Stimme wenn sie auf jenen Einen blicken? Weil auf seinem gelangweilten Antlitz leserlich geschrieben steht: wie kann man sich damit amüsiren? und weil unwillkührlich jetzt Jeder glaubt, diese Geschichten seyen ihm alle bekannt, und man müsse sich schämen sie neu zu finden, weil der Witzbold zu fürchten anfängt, der Gelangweilte habe bessere Witze gehört oder gemacht, und dem jungen Mädchen die furchtbare Ahndung kommt, Jener habe alle ihre Lieder von der schwedischen Nachtigall gehört. So beugt sich Alles vor ihm, und doch ist der einzige Rechtstitel unter dem er solche Superiorität in Anspruch nimmt, und der

von Allen respectirt wird, nur der, daß er sich langweilt. Wir haben darum gar keinen Grund darüber zu lachen, daß jener Bürger auf den vornehmen Stand jenes Fremden schloß, wie das sich Langweilen Prärogative des Menschen war, wie es Bildung verrieth, so hat es endlich wirklich etwas Vornehmes.

Unsere Anklage gegen und unser Plaidoyer für die Langeweile ergibt also das Resultat, daß das Urtheil über sie von dem Standpunkte des Beurtheilenden abhängt. Was verdammlich erschien, ja als die Verdammniß selbst, wenn man es maß an dem vollendeten Menschen, erfreute sich einer viel humaneren Behandlung, wenn es verglichen ward mit dem Anfangspunkte menschlicher Entwickelung. Wir mußten es erklärlich finden, wenn Einer vornehm sich brüstet, weil er sagen kann: „wie kann man sich dabei amüsiren", obgleich er die Antwort schuldig bleiben möchte, wenn ein noch Vornehmerer ihm sagte: „Wie kann ein Mann von Geist sich jemals nicht unterhalten?" Es ist mit der Langenweile wie mit dem, der auf einer mittleren Höhe steht: vom Golf von Neapel angesehn, erscheint das Fort von St. Elmo hoch, ja unersteiglich, aus dem Garten von Camaldoli sieht man es tief unter sich und es scheint flach zu liegen. Freilich um in das Camaldoli geistiger Vollendung *hineinzukommen*, dazu bedürfen Alle — im irdischen

Camaldoli bekanntlich nur die Frauen — eines höhern Dispenſes. Hinſichtlich deſſen, was von der Langenweile überhaupt gilt, kann es keinen Unterſchied machen, ob ſie als vorübergehende Stimmung, ob als habitueller das ganze Leben beherrſchender Zuſtand erſcheint. Das Letztere findet nur Statt bei denen, die man früher die Zerriſſenen, heut zu Tage die Blaſirten nennt. Der blaſirte Menſch, in dem der Spiritus verflog und nur das Phlegma blieb, der, weil der perlende Schaum des Lebens verſchwand, mit Recht émoussé genannt wird, den man ſo oft mit dem ausgebrannten Vulcan verglichen hat, daß der Vergleich altmodiſch geworden iſt, der zerriſſene oder blaſirte Menſch iſt der Virtuos in der Langenweile, und ich finde es natürlich, daß George Sand, wenn ſie ihren Jacques oder ihren Voyageur ſprechen läßt, ſtets von dem Ennui redet, von dem ſie beſeſſen ſind. Wie ſchon die vorübergehende Langeweile ein vornehmes Air gab, ſo natürlich noch mehr das Blaſirtſeyn. Wenn Alfred de Muſſet ſeinen Sohn des neunzehnten Jahrhunderts ſo zerriſſen darſtellt, daß ich für ihn kaum einen andern Beſtimmungsort als die Papiermühle wüßte, ſo hat er das Gefühl, eine vornehme Natur zu ſchildern, und der Blaſirteſte unter den Poeten und Poetiſchſte unter den Blaſirten iſt „jeder Zoll ein Lord.“ Mit der vornehmen Stel-

lung aber, die der Zerriſſene in Anſpruch nimmt, und die ihm auch pflegt eingeräumt zu werden, ſtreitet nicht, daß geſunde Naturen ſich abgeſtoßen fühlen, ja daß oft beide Gefühle der Erfurcht und des Entſetzens gerade ſo in einem Herzen ſich beiſammen finden, wie bei dem Kinde, wenn es eine grauſenhafte Geſchichte anhört und nun angſtvoll bittet, man ſolle, und man ſolle nicht weiter erzählen. Staunend und von Ehrfurcht erfüllt werden vor einem ſolchen de Muſſetſchen Heros Naturen ſtehn wie eine petite ouvrière, die flink mit der Nadel und flinker im Tanz ein Leben führt, das nichts iſt als Champagnerſchaum; — grand mousseux, darum imponirt ihr Nichts ſo ſehr wie ein homme émoussé — angewidert werden durch ihn ſeyn die es wiſſen, daß der Menſch ſich intereſſiren ſoll, daß er verpflichtet iſt, erkennend und liebend Alles zu umfaſſen; endlich angezogen und abgeſtoßen zugleich die ahndungsvollen Engel, welche beſchämt fühlen, daß ihr natürlicher Unſchuldszuſtand unreif iſt, zugleich aber auch, daß in dem Zerriſſenen ſich die Unnatur der Schuld fixirt hat, und die ſo die doppelte Gewalt erfahren, die das Kainszeichen der Bildung ausübt, welches der Blaſirte im Antlitz trägt. Es iſt ein Kainszeichen, denn das Blaſirtſeyn iſt infernal, es iſt das Zeichen der *Bildung*, denn das Zerriſſenſeyn iſt vornehm, wie die

Langeweile in der es besteht. — Daraus also, daß das Terrain, auf dem der Gelangweilte und Blasirte steht, eine Mittelregion bildet, ließ sich erklären warum der Eine es hoch, der Andere es tief stellte. Ebenso aber läßt sich nun umgekehrt aus den verschiedenen Urtheilen, die über jene Erscheinungen gefällt werden, auf den Standpunkt zurückschließen, auf welchem der Urtheilende steht, und dies kann ein praktisches Interesse für uns haben, indem nicht geleugnet werden kann, daß in unserer Zeit die Blasirten im Courszettel der Achtung anders notirt sind als früher. Es gab eine Zeit, wo Naturen wie George Sand's Jacques oder wie Waller in der Gräfin Dolores, wie Roquairol in Jean Paul's Titan überall Bewunderung erregten, und man braucht noch nicht sehr alt zu seyn um es erlebt zu haben, daß, wie heut zu Tage auf ein Instrument so damals auf Zerrissenheit gereift wurde. Gastfrei öffneten die Männer ihm das Haus, denn die Stätte, die ein Zerrissener betrat, sie war geweiht; so die Männer und die Frauen blieben nicht zurück: manches unschuldige Herz, dem der Zerrissene den Abgrund des seinigen aufschloß, schauderte vor der bodenlosen Tiefe, weinte über den Abbadonna, vielleicht mit der stillen Hoffnung, sein rettender Engel zu werden. Die Zeiten haben sich geändert. Was die gastfreien Männer betrifft, so

möchte ich Jedem der fremde Länder bereist, rathen, statt der Zerrissenheit einen guten Creditbrief mitzunehmen, und hinsichtlich der Frauen haben tiefer Eingeweihte als ich, mir gesagt, ihr Urtheil über Männer habe sich ziemlich ins Gleichgewicht gesetzt mit dem über Kleider, — nicht so, als wenn sie immer neue wollten, sondern ein ganzer Mann soll ihnen lieber seyn als ein Dutzend zerrissener. Verbürgen kann ich es nicht, aber ich bin so berichtet. Diese Veränderung nun, muß sie uns nicht mit Stolz erfüllen hinsichtlich unserer Zeit, denn daß die Blasirten uns nicht mehr so imponiren wie früher, scheint doch klar zu beweisen, daß unsere Zeit auf einem höhern Standpunkt steht als sie. Leider nicht ohne Weiteres. Gewiß hat, wer den höhern Berg erstieg, nicht mehr nöthig hinaufzublicken, wenn er den gewahren will, der auf dem Hügel steht, aber auch der hat es nicht mehr nöthig, der sich zu ihm gesellt, und mit ihm auf einem Niveau steht. Wenn darum unserm Stolz, daß wir die Blasirten und Zerrissenen nicht mehr so achten wie unsere Väter, der Skeptiker antworten wollte: das kommt daher, daß in eurer Väter Zeit, als die ersten Zerrissenen auftraten, es der ganzen Männer viele gab, die Zerrissenen also die Ausnahme bildeten, während Ihr in ihnen nur Eures Gleichen, *nichts Besonderes*, seht — so ist die Möglichkeit, daß

er Recht habe, nicht zu leugnen. Und wenn meiner freudigen Behauptung, heut zu Tage werde eine ausgebrannte Jacques-Natur bei unſern Frauen kein Glück machen, derſelbe Skeptiker die entgegenſtellen wollte, dies habe ſeinen Grund darin, daß in unſerer Zeit die Neulingsherzen, wie Fernande ſelten, dagegen die Naturen wie Lelia, die wegen ihrer Gleichheit mit ihm einen Jacques nicht hätte lieben können, häufig geworden ſeyen, — ſo würde ich mich zwar empört von dem Verläumder abwenden, aber um ihn zu widerlegen, dazu würde die Empörung nicht ausreichen, dazu bedürfte es einer beſondern Unterſuchung über den Punkt, auf welchem unſere Zeit ſteht. Es iſt gewiß, ſie ſtaunt das Blaſirtſeyn nicht mehr an, wie ein furchtſamer Bewohner des Flachlandes den, welcher den Aſchenkegel des Veſuv beſtieg, es fragt ſich aber, wie iſt ſie dazu gekommen, den Reſpekt davor zu verlieren? Geſchah es ſo, daß ſie auf den Veſuv der Blaſirten ihnen nachkroch, oder wie mancher bequeme Reiſende thut, ſich nachtragen ließ und nun mit ihnen dieſelben erſtickenden Schwefeldämpfe einathmet? Oder aber hat ſie, als ein kühner Bergſteiger, den Monte St. Angelo erſtiegen, athmet ſie hier reine Luft und ſieht mit einem Gefühle, das dem Namen ihres Standpunktes entſpricht, den wüſten Krater als unfruchtbaren Aſchenhügel zu ihren Füßen liegen?

Und so hat selbst die unverfängliche Frage, was Langeweile ist, und wie sie beurtheilt werden muß, uns unvermerkt zu der hinübergeführt, bei der heut zu Tage die meisten Untersuchungen anzulangen pflegen, zu der Frage: was haben wir für eine Zeit? Diese Frage aber werde ich schwerlich beantworten können, da ich eben sehe, daß wir — gar keine haben.

Druckfehler.

Seite 18.	Zeile	7 und 8	von	unten	statt:	Labourbonnaie und St. Amand	lies:	Labourbonnais und St. Amant.
Seite 28.	Zeile	8	von	unten	statt:	aufhört	lies:	aufhöre.
„ 67.	„	5	„	oben	„	nach	„	auch.
„ 192.	„	6	„	„	„	o	„	so.
„ 219.	„	2	„	„	„	Lehren	„	Brauchen.

Buchdruckerei von Gustav Lange in Berlin.

4

Glaube und Wissenschaft.

Akademische Rede

zum Geburtstage S. M. des Königs

gehalten

von

Dr. Erdmann,
Professor in Halle.

Halle,
Druck und Verlag von H. W. Schmidt.
1856.

Hochzuverehrende Versammlung!

In einer aus den verschiedensten Gefühlen gemischten Stimmung stehe ich heute vor Ihnen. Betraut mit der ehrenvollen Vollmacht, der Freude Worte zu verleihen, mit der unsere Körperschaft zum siebzehnten Male diesen Tag als das Wiegenfest ihres Königs und Herrn feiert, habe ich zugleich, daß ausnahmsweise mir dieses Recht ertheilt wurde, durch den Hinweis auf einen schmerzlichen Verlust zu entschuldigen, in Folge dessen der Lehrstuhl bei uns erledigt ist, dem jenes Recht gesetzmäßig zusteht. Ist nun aber dem, welcher dieses Verlustes erwähnt, nicht nur *ein* tüchtiger Amtsgenosse, sondern ein

nahe ſtehender Freund hingegangen, ſo richtet ſich unwillkürlich ſein Auge auf die nächſtliegende Vergangenheit, wobei es freilich klar wird, wie viel leichter es war bei dieſer freudigen Gelegenheit für den Kränkelnden, als es iſt anſtatt des Geſtorbenen zu reden, wie viel genußreicher, zu vertreten, als den Verſuch eines Erſatzes zu machen. Indeß, nicht länger darf der Blick auf jenem Ereigniß ruhen, nicht länger der Mißklang dauern, den die traurige Erinnerung mit dem Genuß der freudigen Gegenwart, und den das Lautwerden perſönlichen Empfindens mit der Aufgabe bildet, nicht als Einzelner ſondern als Glied des Ganzen zu ſprechen. Beides hört auf durch die Erhebung in die Region, in der vor dem klaren Denken die trübſten Gefühle und vor dem allgemeinen Inhalt alle bloß perſönlichen Intereſſen zurücktreten, in die Sphäre, welche die Univer-

ſität als die ausſchließlich ihrige anſieht, durch die Erhebung zur wiſſenſchaftlichen Betrachtung. — Wie aber, hat nicht durch dieſe Behauptung der im Namen der wiſſenſchaftlichen Körperſchaft ſprechen ſollte, die Wiſſenſchaft und mit ihr Alles, was für die Wiſſenſchaft iſt, unter anſcheinendem Lobe vielmehr verklagt und bitter getadelt? Und iſt nicht durch eine Anklage gegen die Wiſſenſchaft, gerade hier und jetzt, ein neuer Mißklang hervorgebracht, ſchneidender als jener, den eine Klage um einen hingeſchiedenen Freund an des Königs Ehrentage hervorbrachte? Wirklich gliche einer Anklage gegen die Wiſſenſchaft, was eben von ihr geſagt ward, wenn der Sinn dieſer Worte ſeyn ſollte, daß die Wiſſenſchaft jene Unerſchütterlichkeit und apathiſche Ruhe gibt, welche mancher Weiſe des Alterthums anſtrebte, jene Gleichgültigkeit, die ungebeugt auf den Trümmern der Welt ſteht, weil ſie Nichts bewundert.

und Nichts liebt. Hätten alſo meine Worte dieſes ſagen wollen, ſo wäre wirklich gegen die Wiſſenſchaft ein Anathem ausgeſprochen von der Stelle herab, an der man erwartet, daß nur ihr Lob geſungen werde. — Und wenn mir nun dies wirklich geſchehen wäre, Verwunderung dürfte es eigentlich kaum hervorrufen. Die Zahl derer, welche heut zu Tage dieſe Weiſe anſtimmen, iſt ſo groß, der Klang ihrer Stimmen ſo laut, daß man gegen den nachſichtig ſeyn muß, der ſich von der Wucht des ihn umgebenden Chores mitreißen läßt. Wenn es nun bei mir nicht ſo iſt, ſo iſt dies nicht mein Verdienſt, es iſt Gabe, oder vielleicht Schuld, der Natur. Wem ſie das feine Ohr verſagte, das jede Einbiegung in eine andere Tonart ſogleich wahrnimmt, und die biegſame Kehle, die jedes angeſtimmte Lied begleiten und verſtärken kann, den hat ſie auf der andern

Seite davor ſicher geſtellt, daß es ihm wider Willen geſchehe ganz ſo zu ſingen wie alle Welt, und nie etwas Anderes im Ohr zu haben als das zuletzt Gehörte. Will nun ein Solcher nicht, was vielleicht das Klügſte wäre, ſchweigen, ſondern iſt, wo alle Welt ſingt, auch ihm nach Geſang zu Muthe, ſo wird ihm kaum etwas Anderes übrig bleiben, als ein altes Wiegenlied vor ſich hinzuſummen, deſſen Weiſe in ſeinem Ohre ſo feſt ſitzt wie die, die es ihm zuerſt ſang, in ſeinem Herzen. Freilich darauf muß er gefaßt ſeyn, daß die ihm zunächſt Stehenden, welche die Mode-Arie ſingen, von ihm ſagen, er ſinge falſch. Sie haben in gewiſſer Weiſe Recht, etwa ſo wie beim Weſtwinde die Windfahnen Recht haben von der Magnetnadel zu ſagen: ſie zeige falſch. Woher der Wind weht, das zeigen jene Gewandten, ſtets Neumodiſchen wirklich viel beſſer, als die arme, ſo ſtereotype

Nadel, — und daß sie etwas Anderes zeigen will, fällt ihnen nicht ein. Auf die Gefahr hin, daß es mir gehe wie jener Armen, sey es erlaubt ein altes Lied ins Gedächtniß zurückzurufen, das mir von lieber Stimme an der Wiege meines wissenschaftlichen Lebens gesungen ward; es singt davon, daß die Wissenschaft die heiligsten Interessen der Menschen nicht fährde. — Alle Anklagen, welche das Gegentheil behaupten, lassen sich als auf ihre gemeinschaftliche Formel auf den Vorwurf zurückführen, der eben, weil er der gemeinschaftliche Ausdruck für alle der Wissenschaft gemachten Vorwürfe ist, am meisten berühmt geworden ist, auf den Vorwurf nämlich, daß die Wissenschaft den Glauben zerstöre. Denn, welche Bewandtniß es auch haben möge mit dem Zusammenhange des Wortes Glauben mit dem Worte Geloben, so viel ist gewiß, daß der Sache nach das Halten der gelobten Treue und der

Verlaß auf das Gelobte, mit dem Glauben zusammenfällt, und daß eben deswegen, um von den äußerlichſten Verhältniſſen unter Menſchen zu beginnen und zu den innigſten überzugehn und bei den heiligſten zu ſchließen, durch Vertrauen und Glauben allein es Gläubiger und Schuldner gibt, durch den Glauben an den Gatten das Ehegelöbniß einen Sinn, durch den Glauben an ſein Volk der Bürgerſinn eine Stätte hat, daß durch den Glauben an den Verſöhner die Menſchen zu Gläubigen im eminenten Sinne des Wortes werden. Darum aber heißt: den Glauben zerſtören, jedes Band zerreißen, welches Menſchen an Menſchen knüpft, und wieder: es gibt keinen Krieg gegen das, was das Heiligſte und Größeſte iſt unter den Menſchen, der nicht im Grunde darauf hinausginge, die fides und pietas, das heißt den Glauben, zu untergraben. Darum aber iſt es auch eine Anklage auf Leben

und Tod gegen uns, die in jenem Vorwurf enthalten iſt, daß die Wiſſenſchaft den Glauben vernichte oder auch nur fährde. — Gegen uns, ſage ich, denn wähne doch Niemand, daß es im Grunde doch nur eine unter den Wiſſenſchaften ſey, der ſolcher Vorwurf gemacht wird; wenn irgendwo ſo hat ſich's hier gezeigt, daß der Brand des Nachbarhauſes eines Jeden eigne Angelegenheit iſt. Zwar vorzugsweiſe iſt es, und der Zeit nach zuerſt, das Fundament aller Wiſſenſchaften geweſen, welches des Unglaubens geziehen wurde, und bekanntlich hat man bei uns (nicht ſehr originell) ſiebzig Jahre ſpäter als bei den Franzoſen die Entdeckung gemacht, ein Philoſoph und ein Ungläubiger ſeyen gleichbedeutende Ausdrücke. Aber die anderen Wiſſenſchaften und die, welche ſie treiben, ſind gleichfalls an die Reihe gekommen. Der ſchon vor Jahrhunderten den Phyſikern und Aerzten gemachte Vorwurf der Ungläubigkeit fin-

det heut zu Tage ſein Echo in der Art, wie im Namen des Glaubens gegen die Naturwiſſenſchaften geeifert wird. Daß das böſe Sprichwort noch immer beſteht, welches den Rechtsgelehrten dem gläubigen Chriſten entgegenſetzt, ſcheint zu beweiſen, daß auch die glänzendſten Ausnahmen unſerer Tage vom Volksbewußtſeyn nur als ſolche betrachtet werden, welche die Regel beſtätigen. Sprach- und Alterthumskunde, ſo wird uns geſagt, bilde uns von Jugend auf zu Heiden, und Herders ſündhaftes Wort, daß der Hauptvortheil der Bibelverbreitung im Mittelalter darin beſtanden habe, daß dadurch die griechiſche Sprache bekannt blieb, wird heute durch die (vielleicht eben ſo ſündhafte) Behauptung abgebüßt, daß man Griechiſch nur lernen müſſe, um die Bibel in der Urſprache zu leſen. Kurz, es ſcheint als wollte man nur die Theologie unangetaſtet laſſen. Aber ſelbſt dieſe wird

von denen, welche das lauteſte Wort führen, nur in ſo weit geduldet, als ſie nicht Wiſſenſchaft iſt, als ſie ſich dazu hergibt anderen, als wiſſenſchaftlichen Zwecken zu dienen. Es iſt darum die Angelegenheit aller Wiſſenſchaft, und darum unſer Aller Angelegenheit, wenn wir zu einer Zeit, wo ſo Vielen Wiſſensſcheu und Glaubensſtärke gleichbedeutende Worte zu ſeyn ſcheinen, das Verhältniß zwiſchen Wiſſenſchaft und Glauben näher ins Auge faſſen.

Da zeigt ſich nun ganz zuerſt der genaue Zuſammenhang ſo, daß weder der erſte noch die folgenden Schritte auf der Bahn zur Wiſſenſchaft möglich ſind ohne Glauben. Nur wer ſucht und forſcht, kommt zur Wiſſenſchaft; was aber heißt Suchen anders als glauben, daß Etwas erſt noch zu finden iſt? Ehe dieſer Glaube, dieſe wirkliche Gewißheit von Etwas,

das man nicht ſieht, in dem Menſchen entſtanden iſt, begnügt er ſich mit dem Augenſchein, mit dem, wovon man nur Kunde hat, nicht aber ein Wiſſen, weil dieſes letztere den Gegenſtänden auf den Grund geht. Weiter aber, wenn in dem Glauben, es gebe einen ſolchen, zunächſt verborgenen, Grund der Dinge, oder, wie man ſich gewöhnlich auszudrücken pflegt, es ſey etwas dahinter, zu dem man gelangt, indem man es herausbringt oder indem man ſelbſt dahinter kommt, wenn man, ſage ich, in dieſem Glauben, zu ſuchen angefangen hat, was iſt es, was uns vor Ermattung ſchützt, uns nicht ſogleich ablaſſen und ſagen läßt, das iſt einmal nicht herauszubringen? was anders als der Glaube, dieſer innere Grund könne nicht immer verborgen bleiben, die feſte Zuverſicht, er müſſe an's Licht kommen. Und endlich, wenn nach längerem Suchen ſich in dem Dunkel das

Licht zeigt, was bringt dazu, mißtrauiſch zu prüfen ob man ſich nicht getäuſcht habe, ehe man der Welt ſeine Entdeckung mittheilt? Was anders, als daß man ſich wie ein Menſch ohne Treu und Glauben vorkäme, wenn man von dem Gelöbniß abließe, das man ſich gab, nicht zu ruhen, bis Alles zweifelsfrei feſt ſteht. — Iſt es aber ſo, zeigt ſich, daß Anfang, Mitte und Ende des zur Wiſſenſchaft führenden Forſchens ein Glauben iſt, ſo müſſen uns als höchſt thöricht die erſcheinen, welche, um ſich als Heroen in der Wiſſenſchaft darzuſtellen, ſich deſſen rühmen, ſie hätten nie, oder auch nur in den Tagen jugendlicher Beſchränktheit, dem Glauben in ſich Gewalt eingeräumt. Iſt dem wirklich ſo, deſto ſchlimmer für ihr Wiſſen, dem es ſicherlich ſich wird anfühlen laſſen, daß ſie nicht mit allem Ernſte ſich dem Gegenſtande gelobt, nicht dem Gelöbniß Treu und Glauben gehalten

haben, kurz, daß sie ohne fides forschten. So seltsam es auch solchen, die alles Glaubens spotten, erscheinen mag, wenn als Muster ihnen Männer vorgeführt werden, von denen sie nur als von Helden des Glaubens gehört haben, so könnten sie doch, gerade was das Wissen und die Wissenschaft betrifft, von einem Augustin und Anselm gar viel lernen. In dem berühmten Ausspruche des Ersteren, den der Andere sich angeeignet hat: „Ich glaube um zu wissen," werde ich eine Unterordnung des Wissens unter das Glauben erst dann anerkennen, wenn man daraus, daß Einer sagt: Ich baue, um ein Haus zu haben, wird folgern müssen, daß ihm das Bauen die Hauptsache, das Haus bloße Nebensache ist, und bis dahin wird wohl noch einige Zeit verstreichen. Heute aber schon werde ich, und muß Jeder, in jenem Satze die Behauptung finden, daß nur durch den Glauben man zur

Wiſſenſchaft gelangt. Die Richtigkeit dieſer Behauptung haben jene beiden Kirchenfürſten, die man mindeſtens mit demſelben Rechte Heroen der Wiſſenſchaft nennen kann wie Helden des Glaubens, durch die That bewieſen. Denn hätte Auguſtin nicht geglaubt, daß die Zweifel, welche die Vernunft aufzuwerfen vermag, auch gelöſt werden können, ſo hätte er nicht ſeine tiefſinnigen wiſſenſchaftlichen Erörterungen verſucht, ſondern ſich vielleicht mit der heute ſo beliebten bequemen Auskunft des Nichtwiſſens befriedigt, daß die Lehre der Kirche unlösbare Widerſprüche enthalte, daß dies aber Nichts thue, da ſie ja kein logiſches Syſtem ſeyn wolle. Und hätte Anſelm nicht geglaubt an die Kraft der Wiſſenſchaft und an die Erkennbarkeit des Weſens der Seele, er wäre nicht der erſte Dialektiker ſeiner Zeit geworden, und hätte nicht im neunundſiebzigſten Jahre um noch einige Jahre

gebeten, um die Lehre von der menſchlichen Seele ganz ins Reine zu bringen. Sie haben beide nur deswegen ſo viel gewußt, d. h. gefunden, weil ſie ſo viel geſucht d. h. geglaubt haben. — Wie wir auf jene beiden Männer alle die verweiſen, welche ihre Glaubensſcheu als Beweis ihrer Wiſſensſtärke zur Schau tragen, gerade ſo werden wir den vermeintlich Glaubensſtarken, die aber in Wirklichkeit nur wiſſensſcheu ſind, jenes Auguſtiniſch-Anſelmiſche: „Durch Glauben kommt man zum Wiſſen" entgegen halten. Iſt der Glaube wie die Arbeit des Bauens, ſo werden wir mit demſelben Rechte, mit dem wir von dem vollendeten Hauſe ſagen: welche Arbeit ſteckt in dieſem Bau! — wo das Wiſſen erreicht iſt, und je mehr Wiſſen erreicht wurde, um ſo mehr ſprechen: welchen Glauben muß doch dieſer gehabt haben, da es ihm gelungen iſt, im Wiſſen und in der Wiſſenſchaft ſo viel

zu leiſten! Dies iſt ſo wenig eine paradoxe Art zu folgern, daß vielmehr der unbefangene geſunde Sinn ſeit Menſchengedenken ſo zurückgeſchloſſen hat. Denn woher käme es, daß im gewöhnlichen Sprachgebrauche dem, der viel erforſcht und eine gründliche Wiſſenſchaft ſich erworben hat, das Beiwort eines redlichen gewiſſenhaften Forſchers, dem Ungründlichen dagegen der Name des Leichtſinnigen, Unſoliden beigelegt würde, wenn nicht der, der den Sprachgebrauch ſchuf, der geſunde Sinn, es fühlte, daß ſichs in der Wiſſenſchaft um Redlichkeit und Gewiſſen, das heißt um Treu und Glauben handelte? Ja daß alle Welt nur dem Wiſſenden Glauben ſchenkt, dem aber, der ſich als unwiſſend erweiſt, den Glauben entzieht, iſt eigentlich ein Beweis, daß alle Welt nur Jenen als Einen anſieht, der Glauben hat, denn hier wie überall gilt der Spruch, daß gegeben nur

dem wird, der da hat, genommen nur von dem, der nicht hat.

Es iſt vorauszuſehn, daß in dem, was bisher geſagt ward, Mancher mehr ein Spiel mit Worten ſehen wird, als eine gründliche beweiſende Erörterung. Der Glaube nämlich, von dem bisher geſprochen wurde, ſey im Grunde nur Glaube an ſich ſelbſt, ſey ſtolzes Verlaſſen auf den eignen Scharfſinn. Daß dieſes zur Wiſſenſchaft gehöre und durch das Wiſſen genährt werde, das möge wohl ſeyn. Wenn man aber von der Gefahr ſpreche, die dem Glauben von der Wiſſenſchaft drohe, ſo meine man gerade das Gegentheil von jenem ſtolzen Selbſtvertrauen, man meine ein demüthiges Sichhingeben an eine höhere Macht. — Hätten die, welche ſo ſprechen, je mit der Gewißheit zu finden, nach Wahrheit geſucht, je mit der Sicherheit des Gelingens wiſſenſchaftliche Verſuche gemacht, ſo hätten

ſie auch erfahren, daß dieſe Gewißheit und Sicherheit durchaus nicht ein Vertrauen auf die eigne Kraft iſt. Was die Sprache der Griechen in beneidenswerther Sinnigkeit angedeutet hat, daß die Wahrheit das ſich nicht Verbergende iſt, dies fühlen während des Forſchens nach ihr, wir Alle, und gerade wie der Betende der Erhörung gewiß iſt, nicht weil er ſich als ſo ſtark, ſondern weil er den, zu dem er betet, als ſo barmherzig weiß, ſo iſt, was uns mit ſiegesgewiſſer Freudigkeit forſchen läßt, der Glaube nicht an unſere Scharfſichtigkeit, ſondern an die ſich offenbarende Lichtnatur der Wahrheit, vermöge der ſie auch uns ſich nicht verbergen wird. Nicht ein Verlaſſen auf uns ſelbſt, ſondern ein Verlaſſen auf die ſiegreiche Kraft der Wahrheit iſt jener ſuchende Glaube, von dem wir ſagten, daß ohne ihn kein Wiſſen möglich ſey. Eben darum aber iſt auch die Freude, die uns er-

fällt, wenn dem Suchen das Finden folgte, nicht eine eitle Luſt an der eignen Geſchicklichkeit, und wer je das Glück erfuhr, daß ein bis dahin verborgener Punkt der Wahrheit ſich ihm erſchloß, der wird es verſtehen, warum der große Meßkünſtler, als er jenen Beweis zu Stande gebracht hatte, nicht ausrief: Dies habe ich gemacht, ſondern: Ich hab's gefunden! und daß er nicht hinausging, um anbetende Verehrung für ſich zu fordern, ſondern daß er einer höheren Macht die Hekatombe ſchlachtete. Nenne man es Glück, nenne man es Fund, nenne man es Gnade, kurz man fühlt: es iſt uns gekommen, gegeben als ein unverdientes Geſchenk, und alle jene, zum Theil vielleicht erfundenen, Erzählungen von klingenden Amboſen, ſonnenbeſchienenen Zinngefäßen, ſchwingenden Kirchenleuchtern, fallenden Aepfeln, nach welchen ein Zufall die größten wiſſenſchaftlichen Ent-

deckungen vermittelte, ſie haben darum etwas Einſchmeichelndes, weil wirklich eine jede Offenbarung der Wahrheit, die uns zu Theil wird, ein Geſchenk iſt, das uns zufiel, eine Erleuchtung und Eingebung, die wir nicht verdienten, ſondern die uns wurde. Eben darum durfte auch vorhin das Forſchen und Suchen mit dem Beten verglichen werden, eine Zuſammenſtellung, in der uns ein Bibelſpruch vorausgegangen iſt, in dem zum Bitten und Anklopfen das Suchen als das Dritte geſtellt wird. Uebereinſtimmend mit dem wegen ſeiner Frömmigkeit geprieſenen Jakob Böhme werden wir daher nur in dem Nichtforſchen Hochmuth ſehen und die Behauptung ausſprechen, daß nichts demüthiger macht als das Erforſchthaben der Wahrheit, das heißt: das Wiſſen. — Man pflegt, um dieſe Behauptung zu widerlegen, ſich auf die Erfahrung zu berufen, daß gerade ſehr gründliches Forſchen

und sehr ausgedehntes Wissen so oft zu vermessenem, ja wahnsinnigem Hochmuth bringe. Jener Sternkundige des vorigen Jahrhunderts, welcher, weil er den ganzen Himmel durchforscht hatte, Gott leugnete, mancher Anatom unserer Tage, den seine feinen Zerlegungen des Leichnams dahin gebracht haben das Daseyn einer Seele zu leugnen, viele Naturkundige, welche durch ihre mikroskopischen oder chemischen Untersuchungen dahin gebracht seyen, allem Uebersinnlichen die Existenz abzusprechen, — sie sollen ein Beweis seyn, daß das Wissen zum vermessenen, absprechenden Hochmuth bringe. Beweisen sie dies wirklich? Zeugt ihr Hochmuth wirklich gegen das Wissen und gegen die Wissenschaft? Wenn dem Einen sein Fernglas immer nur Sterne zeigte und nie einen Gott, wenn das Scalpel des Anderen immer nur Nerven und Muskeln blos legte und nie eine

Seele, wenn Mikroſkop und chemiſche Reagentien dem Dritten nur ſichtbare Stoffe und nie etwas Ueberſinnliches vor's Auge brachte — Facta, die nicht gerade unglaublich ſind, — und ſie nun daraus, daß ſie Etwas nicht ſahen, nicht blos legten, nicht fanden, d. h. daß ſie keine Wiſſenſchaft davon haben, folgern, es exiſtire nicht, ſo ſcheint es billiger, dieſe argumenta ab ignorantia der Ignoranz zuzurechnen als dem Wiſſen. Thun wir aber dies, ſo urtheilen wir abermals nur dem geſunden Sinne und der Erfahrung gemäß, welche uns lehren, daß die am wenigſten von Etwas wiſſen, am Keckſten darüber zu urtheilen pflegen.

Darin alſo können wir den Unterſchied zwiſchen dem Glauben, den die Gegner dem Wiſſen entgegenſtellen und dem, von dem wir ſagen, er ſey der erſte Schritt, oder das Eingangsthor, zum Wiſſen, nicht ſetzen, daß nur

jener ein demüthiges Sichhingeben ſey; das iſt der Glaube, von welchem wir ſprechen, ebenſo. Aber ein Anderes ſcheint zwiſchen beide eine Kluft zu legen: der Glaube des Forſchers an die Wahrheit, ſagen ſie, ſey nur ein Glaube des Kopfes, ihrer dagegen ſey Sache des Herzens, ſey Sache des ganzen Lebens. Obgleich es für uns etwas Seltſames hat, wenn Kopf und Herz ſich ſo entgegengeſetzt werden, und dann nur das Herz als der Sitz des Lebens angeſehn wird, als wenn nur der ſein Leben verlöre, dem das tödtende Blei das Herz zerreißt, und der nicht, dem das Fallbeil den Kopf vom Rumpfe trennt, — ſo wollen wir es uns hier doch gefallen laſſen. Wir fragen dann aber, ob es etwa bloß ein Mißbrauch der Sprache iſt, wenn von Einem geſagt wird: er lebe in der Wiſſenſchaft, oder ſie liege ihm am Herzen? Wenige werden den Muth

haben zu behaupten, daß bei der Veredlung der Sitten, welche der große römiſche Redner dem wiſſenſchaftlichen Studium zuſchreibt, das Herz unverändert und roh bleibe. Oder wenn man den, kürzlich als Greis verſtorbenen, franzöſiſchen Gelehrten, den nur ſein angeſtrengtes Studium dahin gebracht hatte, blind und gelähmt mehr als zwanzig Jahre auf einem Schmerzenslager zuzubringen, ſagen hört: er würde, hätte er ſein Leben wieder zu beginnen, dieſelbe Laufbahn ergreifen, denn ſie biete Etwas, was mehr ſey als Rang und Reichthum und Geſundheit, — wer will da leugnen, daß das Herz da mitſpreche? — Will man aber ſtatt bloßer Verſicherungen, Thatſachen? hier ſind ſie: Gleich dem Kleanthes des Alterthums, der Sklavenarbeiten auf ſich nahm, weil ſie ihm die Mittel zum Studium gewährten, wird jener franzöſiſche Gelehrte gemeiner Soldat, um nach

Indien zu gelangen, unterwirft ſich dem noch mühſeligeren Knechtsdienſte unter einem tyranniſchen Braminen, durchwandert unter unſäglichen Mühſeligkeiten das fremde Land, nur vom Wiſſensdurſte getrieben. Wie Demokritus all ſein ererbtes Gut zu wiſſenſchaftlichen Reiſen verwendet, und ſeinen Lohn darin findet, ſeinen Landsleuten als Greis ſeinen Diakosmos vorzuleſen, ſo opfert unſer großer Landsmann Vermögen und Geſundheit, um einſt einem größeren Zuhörerkreiſe, den Gebildeten aller Zonen, ſeinen Kosmos vorlegen zu können. Haben dieſe Männer nicht der Wiſſenſchaft gelebt, haben ſie nicht mit ihrem Herzen ſich ihrem Dienſte gewidmet? — Wollte aber Jemand, um ihre Verdienſte zu ſchmälern, die Vermuthung ausſprechen Ehrliebe und Ruhmſucht ſey da mit im Spiele geweſen, wie werden ſie denn das nennen, wenn Einer, dem es ſchon in den Jahren der Jugend ge-

lang, durch Aufſtellen einer Theorie ſeinen Namen unſterblich zu machen, ſpäter öffentlich bekennt, ein Jüngerer habe ihn überzeugt, daß ſeine Anſicht nicht zu halten ſey? Ich denke, in einer ſolchen Erklärung hat der Mann nicht ſeine Ehre geſucht, ſondern der Wahrheit die Ehre gegeben, und das iſt eine That, die nicht nur ſeinem Kopfe, die ſeinem Herzen angerechnet werden muß. — Vielleicht wird mancher Gegner der Wiſſenſchaft in den eben angeführten Thatſachen eine Prahlerei ſehen, und zwar die Prahlerei des Bettelſtolzes, weil, was da erzählt wurde, nichts Erhebliches ſey, ſondern was ſich bei einem ernſten und ehrlichen Mann von ſelbſt verſtehe. Nun dann wird es uns ja wohl erlaubt ſeyn, von ihm und ſeinen Genoſſen, ich will nicht ſagen Größeres, nein, nur eben ſolche Kleinigkeiten zu erwarten wie dieſe. Iſt nun etwa unter denen, welche meinen durch ihre

Diatriben gegen die Wiſſenſchaft summos honores unter den Glaubensſtarken überreichlich verdient zu haben, iſt unter dieſen wirklich die Zahl derer ſo groß, die dem, was ſie predigen, ich ſage nicht ihr Einkommen, nein, nur die Hoffnung eines vergrößerten Einkommens opfern? Wo ſind ſie denn, die Schaaren derer unter den Wiſſensfeinden, welche bereit ſind, Wohlleben und geſicherte bürgerliche Stellung zu opfern — ich meine natürlich, ohne daß ihnen vorher durch Geſinnungsgenoſſen ein Erſatz verbürgt war — und ſich dem Ocean einer ungewiſſen Zukunft anzuvertrauen? Kommt es denn endlich ſo gar oft vor, daß Einer, um den ſich eine Schaar bewundernder Anhänger geſammelt hat, welche das Zutrauen auf ſeine Lauterkeit, Feſtigkeit, Aufrichtigkeit ebenſo feſſelt wie dort die Theorie des genialen Naturforſchers, daß dieſer denen, die ſich zu ihm ge-

ſellten, offen erklärt, es ſey eine Täuſchung geweſen, um deſſentwillen ſie ihn ſo hoch geſtellt hatten? — Wir werden nach dem, was wir eben über die argumenta ab ignorantia geſagt haben, uns hüten, daraus, daß wir von dergleichen erhebenden Erſcheinungen unter den Wiſſensfeinden keine Wiſſenſchaft haben, Folgerungen zu ziehen. Dagegen dürfen wir aus dem, was wir kennen und wiſſen, die Folgerung ziehen, daß der Glaube, ohne welchen es überhaupt kein Wiſſen gibt, eine Hingabe nicht nur einer Seite des Menſchen, ſondern ſeines ganzen Weſens mit Kopf und Herz iſt, ſo daß er darin beſteht, daß der Menſch überhaupt nicht mehr ſich ſondern einem Andern lebt.

Vielleicht haben wir, indem wir den Gegner aus einer Angriffsſtellung nach der andern zu vertreiben verſucht haben, dadurch, namentlich aber durch unſern letzten Ausdruck, ihn in

die gebracht, in welcher er den Kampf am siegreichsten zu führen vermag. Das ist es eben, wird er sagen können, warum die Wissenschaft dem wahren Glauben so gefährlich wird, daß sie ganz wie dieser eine völlige Hingabe des ganzen Menschen ist, aber eine Hingabe nicht an die rechte Macht. Sie ist wirklich eine fides im wahren Sinne des Wortes, aber eine mala fides, sie ist nicht Unglaube in dem Sinne, daß sie allen Glauben ausschlösse, sondern ganz mit Recht hat es Beifall gefunden, daß die Wissenschaft vielmehr zum Aberglauben, das heißt zum falschen Glauben, führe. Sie bringt nämlich zu einer abgöttischen Verehrung des Logischen, während der wahre Glaube das Christliche verehrt, sie ist ein wirklicher Götzendienst, indem sie an die Stelle der Liebe zum HErrn, worin der wahre Glaube besteht, die Wahrheitsliebe setzt, also wirklich einen anderen

HErrn neben den wahren ſtellt. Dagegen läßt ſich doch Manches bemerken. Dem Vorwurf der Vergötterung des Logiſchen, von dem wir die Wiſſenſchaft um ſo weniger befreien wollen, als viele Wiſſenſchaften ſchon in ihrem Namen (Phyſiologie, Pſychologie, Theologie) dieſelbe zur Schau tragen, könnten wir entgegenſetzen, daß ja die Gegner ſelbſt von dem HErrn ſagen, er ſey der Logos und dieſer ſey göttlicher Natur. Wollten ſie dieſen Einwand dadurch entkräften, daß ſie auf die verſchiedenen Bedeutungen des Wortes Logos hinwieſen, ſo wenden wir uns zu ihrem zweiten Vorwurf, daß die Wiſſenſchaft nichts Höheres gelten laſſe als die Wahrheit und die Liebe zu ihr. Wie aber, wenn der HErr ſelbſt ſich die Wahrheit nennt, iſt da nicht Liebe zur Wahrheit eben Liebe zu Ihm? Hier ebenſo wie bei dem Worte Logos ſagen: Wahrheit und Wahrheit iſt zweier-

lei, ist etwas bedenklich, denn das gibt Verwickelungen nicht nur mit dem geduldigen Wörterbuche, sondern mit der Kirche, die bereits im Mittelalter gegen die Theorie von zweierlei Wahrheit ihre entschiedene Verwahrung eingelegt hat. Wollte endlich Jemand sich hinter sein protestantisches Gewissen verstecken und diese Entscheidung der mittelalterlichen Kirche nicht gelten lassen, so verweisen wir diesen auf das für den Protestanten entscheidende Bibelwort, nach welchem der von Christo gesandte Geist in alle Wahrheit leiten soll, woraus gefolgert werden muß, daß es keine Wahrheit gibt, in welche dieser Geist nicht leitete. Uebrigens bescheide ich mich gern, daß dieser Rückschluß nur nach den Regeln der Wissenschaft nothwendig ist, die ich vorzugsweise die meine nenne, der Logik, und will den Privilegien und Immunitäten der modernen Exegese durchaus nicht

zu nahe treten. Noch viel weniger freilich ſie darum beneiden, und darum werde, ohne die beliebte Weiſe die Hauptſachen wegzuerklären, das Wort des HErrn feſtgehalten: „Ohne mich könnt Ihr Nichts thun," woraus, wenn man nicht ſagen will, Nichts heiße hier Etwas oder Viel, ſich ergibt, daß ohne Seinen Geiſt auch die wiſſenſchaftlichen Thaten nicht vollbracht werden. — Dieſen Ausſpruch halten wir feſt, nicht nur weil der heilige Buchſtabe, ſondern weil Vernunft und folgerichtiges Schließen darauf führt: Bis zum Ueberdruß hört man davon ſprechen, daß Niemand ſich der Macht des jedesmaligen Zeitgeiſtes zu entziehen vermöge, und es gehört in der That kein ſehr ſcharfes Auge dazu, um zu ſehen, daß es durchaus gar Nichts gibt, was im neunzehnten Jahrhundert gerade ſo wäre, wie im ſiebzehnten und achtzehnten. Dieſes nun, was ſie dem Geiſte jedes Jahr-

hunderts, ja jedes Jahrzehends, zugeſtehn, dieſes dem Geiſte abzuſprechen, der in den neunzehn Jahrhunderten, ſeitdem er ausgegoſſen ward über die Welt, die Natur eines Ferments, welche der ihm zuſchrieb, der ihn zuerſt verkündigte, bethätigt hat, — dies wäre wie gegen alle Erfahrung ſo gegen alle Vernunft. Vielmehr, wie in dem leiblichen Leben, wo der giftige Krankheitsſtoff übertragen ward, kein Atom des Körpers frei bleibt von der anſteckenden Peſtnatur, ſo hat im geiſtigen Gebiete, das Ferment des chriſtlichen Geiſtes, per infectionem vitae, wie ein tiefſinniger Mann dies genannt hat, Nichts unergriffen gelaſſen, Alles ergriffen, Alles neu gemacht. Daraus folgt gar nicht, wie Mancher, um uns durch die abſurde Folgerung zu widerlegen, vielleicht einwenden könnte, daß nach einer ſolchen Anſicht es in der chriſtlichen Zeit nur wahre Chriſten

und Gläubige geben könne. Denn dies hängt davon ab, wie ſich Jeder zu dem Zuge des chriſtlichen Geiſtes innerlich ſtellt. Was die Alten von dem Schickſale ſagten, daß, je nachdem der Menſch will oder nicht will, die Macht deſſelben als Führung oder Zwang, als ductio oder tractus, empfunden werde, iſt buchſtäblich richtig von der Macht des chriſtlichen Geiſtes. Unwiderſtehlich jedem Kinde der chriſtlichen Zeit, wird ſie von dem, der ſich ihr zu entreißen verſucht, als eiſerne Feſſel ſchmerzlich empfunden, dem wieder, der ſich völlig ihr hingab, erſcheint ſie als eine ſüße Laſt — (bibliſch geſprochen: jenem wird Chriſtus zum Fall, dieſem zur Auferſtehung) — gerade wie in der Ehe, mit welcher die Schrift das Walten des chriſtlichen Geiſtes in dem Menſchen vergleicht, dem Manne ohne Glauben das, Geſetz und Feſſel iſt, was dem, der ſeinem Gelöbniß treu blieb,

als Rosenkette erscheint. — Welche von diesen beiden möglichen Stellungen zu dem Gange des der Menschheit eingegossenen Geistes, der einnehmen wird, der sein Leben der Wissenschaft weihte, darüber kann nach dem bisher Gesagten kein Zweifel Statt finden. Im Leiten in alle Wahrheit bestand jener Gang und in dem Streben, d. h. selbst Verlangen, nach Wahrheit bestand die wissenschaftliche Arbeit, darum gehen beide nicht wider sondern mit einander. Das Verlangen nach Wahrheit fällt zusammen mit der Wirksamkeit des christlichen Geistes, es hat ein Recht sich ein christliches zu nennen, denn wie in seinem Empfinden und Handeln der Christ ein ganz Anderer ist als der Nicht-Christ, so auch in seinem Wissen. Dies gilt von altem Wissen, auch das macht keine Ausnahme davon, von dem man in unseren Tagen zu sagen pflegt, es sey ganz unberührt vom christlichen Geiste,

das Wiſſen von den Geſetzen der ſichtbaren Welt. Für uns iſt es mehr als ein Zufall, daß das Heidenthum bei einem unbekannten Gotte anlangte und daß es ihm als ein Frevel erſchien, den Schleier, der das Naturleben deckt, gewaltſam zu heben, während nach der chriſtlichen Anſchauung Gott gewußt wird als ſich offenbarend und erſt in der chriſtlichen Zeit der Menſch es gewagt, der Natur ihre Geheimniſſe, nicht nur wo ſie dieſelben zeigen wollte, abzulauſchen, ſondern im wiſſenſchaftlichen Verſuche gewaltſam zu entreißen. Beides geht mit einander. Wird, wie die Schrift ſagt, in der Wahrnehmung und Erkenntniß der ſinnlichen Welt Gottes unſichtbares Weſen offenbar, ſo kann das Erforſchen derſelben die Gottheit nur ehren, denn wie der ſchon einmal erwähnte Kirchenfürſt geſagt hat: Gottes Ehre iſt, daß er erkannt, daß ſein Weſen offenbar wird.

Daß im Dienſte der Wiſſenſchaft die Ehre Gottes gefördert wird und alſo dieſer Dienſt ein wahrer Gottesdienſt iſt, dies erſcheint trotz der Autorität eines Anſelm, und trotz dem, daß unſer Gewiſſen, dieſe Stimme Gottes in uns, uns nie Vorwürfe macht, wenn wir dieſem Dienſte Alles, Vermögen, Geſundheit, Leben opfern, es erſcheint furchtſamen Gemüthern als eine vermeſſene, ja frevelhafte Behauptung. Gerade wie ſie erſchrecken, wenn ſie hören, daß das Licht mancher Sterne Jahrtauſende bedurfte, um unſer Auge zu treffen, weil dadurch die Welt ſo ungeheuer groß wird, und ſie fürchten ſie werde zu groß, um das Werk eines Gottes zu ſeyn — den, wohlbemerkt! ſie doch allmächtig nennen — gerade ſo wird ihnen unheimlich, wenn ſie die Behauptung hören, die Wirkſamkeit Chriſti zeige ſich nicht nur in der Umſtaltung des religiöſen Lebens, ſondern Sein

Geiſt habe gar nichts, nicht einmal die Größen- und Naturlehre unverändert gelaſſen. Es iſt als meinten ſie, daß ſo Großes ſelbſt der Sohn Gottes nicht leiſten könne, und als werde er beleidigt, wenn man von Ihm erwarte, was über Seine Kräfte geht. Wir nun theilen ſolche Bedenklichkeit nicht, glauben auch, daß die Gefahr, zu groß von der Macht des Chriſtenthums zu denken, heut zu Tage nicht die am meiſten zu fürchtende iſt. Wohl aber gibt uns, daß wir wiſſen, welcher Geiſt der iſt, der „alle Dinge erforſchet, ſelbſt die Tiefen der Gottheit," nicht nur beim Forſchen nach den Tiefen der Gottheit, ſondern beim Erforſchen aller Dinge jene Gewißheit, daß das Ziel erreicht werden wird, die der hat, der da weiß, daß er nicht lebt und forſcht, ſondern ein anderer, höherer Geiſt in ihm, jene triumphirende Freudigkeit, die ich im Sinne hatte, wenn ich davon ſprach, daß die Wiſſenſchaft über alle

trüben Gefühle und alle bloß persönlichen Interessen erhebe, jenes Siegergefühl, das uns von der Seligkeit des Erkennens und Wissens sprechen läßt. Wer aber hier Anathema rufen wollte, weil wir hier dem Erkennen und Wissen zuschreiben, was nur richtig ist vom Glauben, der ja nicht erkennt und nicht weiß, — dem antworten wir, so steht es mit dem wahren Glauben nicht; nicht mit dem Glauben des Petrus, denn der hat erkannt, daß Christus ist der Sohn des lebendigen Gottes, nicht mit dem des Johannes, denn der lehrt, daß das ewige Leben sey Gott zu erkennen, nicht mit dem des Paulus, denn der weiß, an wen er glaubt, und weiß, daß nichts ihn scheiden kann von der Gnade Gottes. Anders freilich ist es mit denen, die jeder wissenschaftlichen Untersuchung das Ohr, vor jedem Buche eines ihnen nicht als fromm empfohlenen Verfassers das Auge

ſchließen, weil ſie ja nicht wiſſen, ob der ſie nicht von der Gnade Gottes ſcheiden wird. Ob aber dieſer furchtſame Glaube, der nicht weiß, was Paulus ſo ſicher wußte, ob dieſes ſchwächliche Gläubchen nicht vielmehr Unglaube iſt, Unglaube an ſich, an der Wahrheit — — — — — Aber wo gerathe ich hin? Vertheidigen nur wollte ich und werde zum Ankläger, zu preiſen was mir das Höchſte von Allem, war meine Abſicht und ich gerathe auf nichts weniger als Preiſenswerthes und in keiner Weiſe Hohes! Mich wieder zurecht zu finden, dazu bedarf es nur eines Blickes um mich, und einer Beſinnung darauf, als was und wozu ich hier ſtehe. Umgeben von Solchen, die, weil ſie dem der Wiſſenſchaft gegebenen Gelöbniß treu blieben, die Seligkeit des Wiſſens geſchmeckt haben, vor mir Solche, die mit dem freudigen Glauben an die neidlos ſich mittheilende Wahrheit den *Lauf* beginnen, deſſen Ziel ſolche Seligkeit iſt,

ſtehe ich hier im Namen einer der Anſtalten, welche der Stolz unſeres Vaterlandes ſind, die beſtimmt ſind nur allein der Wiſſenſchaft zu dienen, und denen, nur wenn ſie ſelbſt dieſen Beruf vergaßen, andere Zumuthungen gemacht wurden. Ich ſtehe hier, im Namen dieſer Pflanzſtätte der Wiſſenſchaft, Wünſche auszuſprechen für das Wohl eines Königs, deſſen offen und frei bekannter Glaube ein ſtarker und ſiegreicher Glaube iſt, welcher weiß, daß der Geiſt des HErrn nicht nur im Tempel und in den Augenblicken der Andacht mächtig iſt, ſondern Alles, auch Kunſt und Wiſſenſchaft, erneut hat, und der in dieſem kühnen Glauben oft ängſtlich Geſinnte den Kopf ſchütteln machte, wo er durch die That bewies, daß ihm bei dem Kunſtwerk der Kunſtwerth und die Schönheit, und bei dem Lehrer der Wiſſenſchaft das Wiſſen die Hauptſache iſt. Einen König ſoll ich feiern, an den wir *glauben*; an den ſelbſt manche

Ungläubigen gelernt haben zu glauben, seit sie gesehen haben, daß dem gegenseitigen Jawort, das an dem großen Trauungsmorgen vor nunmehr sechzehn Jahren zwischen ihm und uns ausgetauscht ward, Er treu geblieben ist, und daß er nicht wie andere Fürsten, in bösen Tagen, den Ring, der die Stirne der Könige schmückt, diesen Trauring, der sie mit ihren Unterthanen verbindet, ehebrecherisch weggeworfen, sondern daß er seinem Gelöbniß Glauben gehalten hat. Worte soll ich geben unseren Gefühlen für einen König, der in kaum vergangener bedenklicher Zeit, wo Alles ungewiß war, trotz dem, daß lautes Rufen und leises Flüstern hierhin oder dorthin zu verlocken suchte, gezeigt hat, er wisse, welche Pflicht vor allem Andern er habe, und von dem Mancher, der damals irre war, heute weiß, was er Ihm dankt und an Ihm hat. Diesen König erhalte Gott! —

5

Ueber

Gewohnheiten und Angewohnheiten.

Vortrag,

gehalten im wiſſenſchaftlichen Verein zu Berlin

von

Dr. Erdmann,
Profeſſor in Halle.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Beſſerſche Buchhandlung.)
1858.

Hohe Versammlung!

Als vor Jahren ein berühmter Arzt die Kenntniß des Opiums für den Inbegriff der ganzen Heilwissenschaft erklärte, da fiel das auf und man nannte es jetzt, eine Uebertreibung. Es war eben noch nicht wie wo alle Tage ein neues Mittel, sei es nun kaltes Wasser oder trockene Semmel, sei es Electricität oder Apfelwein, als einziges und als untrüglich gegen alle Krankheiten ausposaunt wird. Damals aber schon und also noch mehr heute, wäre vor solchem Vorwurf der sicher gewesen, der, was jener Arzt von der Heilkunst, das von der Geisteswissenschaft behaupten wollte: daß es Einen Schlüssel giebt, ohne welchen man in ihr nirgends, mit dem aber man in jedem ihrer Gebiete fortkommt. Mit welchem Capitel derselben man sich beschäftigen möge, überall stößt man früher oder später auf die ungeheure Bedeutung der Gewohnheit. Sie herrscht schon dort, wo die Schwelle kaum überschritten ist, die in das irdische Leben hineinführt, denn von den Bewegungen des Kindes, die

man für angeboren hält, ſind viele, vielleicht die meiſten, angewöhnte, und wieder gelangt der Menſch an die andere Schwelle, über welche der Weg aus dem Leben hinausführt, dadurch, daß ſich die Seele ganz in ihren Leib eingewohnt hat, und nun erfährt, was man zu erfahren pflegt, wenn Einem Hauskleid oder Schuhwerk ſo recht bequem und gewohnt worden iſt: es iſt vertragen. In der Gewohnheit eines beſtimmten Handelns beſteht nach Ariſtoteles unſere Tugend, und ohne ſeine oder eine der ſeinen gleiche Autorität zum Rückhalt zu haben, wird man behaupten dürfen, daß die Ausdrücke: ich glaube dies, oder auch: das verſtehe ich, in vielen, ja vielleicht den meiſten Fällen, nur ſoviel heißen, als: ich bin gewohnt, daß man mir es vorredet und habe mich gewöhnt, es nachzuſprechen. Ja über die Gebiete des Geiſtigen hinaus reicht ihre Macht. Daß die Dreſſur der Thiere, das Acclimatiſiren der Pflanzen ein ſie Gewöhnen iſt, giebt Jeder zu, und kaum ließe ſich etwas dagegen einwenden, wenn in einer gut eingeſpielten Violine oder einer verblaſenen Flöte die erſten Spuren guter und ſchlechter Gewohnheit geſehen würden. Darum aber wäre auch der Verſuch, in der hier zugemeſſenen Zeit das ganze Gebiet der Gewohnheit zu überſchauen dem gleich, den Ocean mit einem *Kinderlöffel auszuſchöpfen.* Statt ſeiner werde hier

nur der gemacht, zwei beſondere Arten der Gewohnheit kennen zu lernen, über deren verſchiedene, ja entgegengeſetzte, Natur alle Welt einverſtanden ſein muß, da ſonſt die Sprache, in der, und durch die allein es ein Einverſtändniß unter aller Welt giebt, nicht beide einander entgegenſetzen würde. Die Sprache unterſcheidet die Fälle, wo ich mich an eine Sache, von denen, wo ich mir eine Sache angewöhnte, weiſt alſo dort mir, hier dagegen der Sache, die leidende Rolle zu. Wo, wie in dem erſteren Falle, ich (der Sache) gewohnt werde, bin ich als das Paſſive, wo dagegen, wie im zweiten, ſie (mir) gewohnt wird, iſt ſie als leidend, und ich als das Active geſetzt, ein Gegenſatz, den der Sprachgebrauch auch ſo fixirt, daß er wo der Menſch paſſiv iſt, von Gewöhnung und Gewohnheiten, wo activ, von Angewöhnung und Angewohnheiten ſpricht. Indem wir es dem Schöpfer des Sprachgebrauchs überlaſſen, dieſen Unterſchied gegen den ſcharfſinnigen modernen Denker zu vertheidigen, welcher ihn leugnet, nimmt die gegenwärtige Unterſuchung den Gegenſatz von Gewohnheiten und Angewohnheiten als einen allgemein zugeſtandenen zum Ausgangspunkt, läßt ſich durch ihn ihre Grenzen beſtimmen, und fragt auch demgemäß nicht mehr ob, ſondern ſogleich wie ſie von einander unterſchieden ſind?

1.

Von Gewohnheiten im Gegensatz zu Angewohnheiten spricht man da, wo gewisse leidentliche Zustände, z. B. Empfindungen, ein Bedürfniß wurden, so daß ihre Abwesenheit unangenehm auffällt, quälend ist. Die Gewohnheit des Einen zu bestimmter Stunde seinen Kaffee zu haben, des Anderen allabendlich in lustiger Gesellschaft zu sitzen, des Dritten den Dampf übelriechender Blätter einzuschlürfen, sie sind Beispiele davon, daß der Zustand eines Genießens oder Habens eine solche Macht über uns gewinnt, daß wir ohne ihn nicht sein, von ihm nicht lassen können. Ist aber dieses Nicht-lassen-können das Wesen der Gewohnheiten, so ist es eigentlich auch nicht richtig zu sagen, daß wir sie haben, als wenn wir ihre Besitzer wären, sondern vielmehr haben sie uns und wir sind von ihnen besessen, ein Ausdruck, der auch für den höchsten Grad der Gewohnheit, die Leidenschaft, ganz gebräuchlich ist. Wovon wir nicht lassen können, dem stehen wir machtlos als unfreie Sclaven gegenüber, und darum sind wir, je mehr Gewohnheiten wir haben, um so unselbstständiger und schwächer. Jener Mann, der so an seinem Morgen-Kaffee hängt, muß sich den freundlichen Vorwurf gefallen lassen, der Kaffee sei sein faible. Dem Andern

ſagt man, nicht ſehr freundlich, nach, der Wirthshausbeſuch ſei ſeine ſchwache Seite. Und was den Dritten betrifft, ſo iſt zwar die Welt ſo tolerant geworden, daß ſie ſeine Gewohnheit nicht mehr im Ernſt als ein Laſter anſieht und beſtraft, ſondern nur im Scherz ſo nennt; aber charakteriſtiſch bleibt es doch, daß ſelbſt leidenſchaftliche Liebhaber des Tabacksgenuſſes dafür noch keinen andern Namen erfunden haben als das Wort Rauchen, das, wenigſtens bei Schornſteinen und Kaminen, einen Fehler bezeichnet; ein demüthiges Bekenntniß mit dem ſehr gut zuſammenſtimmt, daß wenn Einer ſich von dieſer Gewohnheit losmachte, er ſich und Andern wie ein Heros erſcheint, der Tyrannenketten zerriß. Wirklich iſt, nicht nur dieſe ſondern jede Gewohnheit, mehr oder minder eine Feſſel; ſie alle machen uns zu Sklaven, und wenn in jenem wundervollen Monolog des Wallenſtein die beſchränkte Maſſe, weil ihr das Gewohnte heilig iſt, für ſo unſelbſtſtändig erklärt wird, wie der Säugling an der Amme Bruſt, ſo iſt es nicht nur die Exaltation des Dichters die Beides zuſammenſtellt, ſondern der praktiſche Menſchenverſtand läßt, ſo lange es Erziehung (d. h. ein Herausführen aus der Unſelbſtſtändigkeit und Befreien von der Unmündigkeit) giebt, dieſelbe nicht nur mit dem Entwöhnen beginnen, ſondern großen Theils nur darin beſtehen, daß das Entſtehen von Gewohnheiten verhindert, die entſtandenen aber abge-

than werden. Dies Factum allein, daß jeder Erzieher ein Abgewöhner, alle Erziehung ein Befreiungskrieg gegen die Gewohnheiten iſt, würde hinreichen, um uns ſagen zu laſſen: Gewohnheiten beſchränken. Je weniger einer hat, deſto freier iſt er, je mehr, deſto weniger iſt er es. Und wieder: Je mehr er mit Gewohnheiten behaftet iſt, deſto mehr hat die Erziehung noch an ihm abzuarbeiten, d. h. deſto weniger iſt er ganz und wohl erzogen.

Viel vortheilhafter dagegen fällt, wenn wir, wie ſo eben, die Praxis des Erziehers zur Richtſchnur nehmen, unſer Urtheil aus hinſichtlich der Angewöhnungen. Dies Wort brauchen wir dort, wo irgend ein Thun uns ſo geläufig ward, daß es keiner Anſtrengung bedarf, weil es ganz von ſelbſt geht. Mindeſtens eben ſo viel Mühe, wie der vernünftige Pädagog ſich giebt, um es zu verhindern, daß der Menſch ſich an Dieſes oder Jenes gewöhne und es durchaus haben müſſe, wird darauf verwandt, dieſes oder jenes Thun zu einem angewöhnten, zu einer Fertigkeit, wie man es nennt, werden zu laſſen. Das Strecken der zarten Glieder wird durch die angelegten Windeln, das Geradeſitzen durch ſtets wiederholten Zuruf, das Auswärtsgehn durch das Marter-Inſtrument der erſten Tanzſtunden eingeübt, d. h. angewöhnt, *damit es von* ſelbſt geſchehe, damit es Manier, d. h.

unwillkührliches Thun werde, keine Mühe mehr mache. Es iſt keine Inconſequenz, wenn derſelbe, der ſich eben als Abgewöhner zeigte, hier darauf ausgeht anzugewöhnen. Beides hat denſelben Zweck, den Zögling tüchtig, kräftig, ſtark, frei — gleichviel! — zu machen. Darum wird einerſeits verhindert, was ihn in fremde Gewalt bringt, alſo unmächtig macht, dies aber thut die Gewohnheit; darum auf der anderen Seite gefördert, was das Maaß ſeines Könnens und ſeiner Macht iſt, dies aber iſt wirklich die Angewöhnung, denn nur wenn ein Thun mir gar keine Mühe macht, ganz von ſelbſt geht, dann erſt kann ich ſagen, ich kann das, oder ich habe es in meiner Gewalt. Wer ein Thun ſich ſo angewöhnt hat, daß es ohne die allergeringſte Schwierigkeit ſich ganz von ſelbſt vollzieht, in dem hat ſich das Können zu dem geſteigert, was mit dem ihm ſprachlich verwandten Worte Kunſt bezeichnet wird. Dem Künſtler iſt die Ueberwindung jeder Schwierigkeit gewohnt worden, ſeine geübte d. h. gewöhnte, Hand oder Stimme vollbringt Alles von ſelbſt. Je mehr dies der Fall iſt, deſto mehr ſagen wir, er habe ſeine Triller oder Coloraturen in ſeiner Gewalt oder ſei ihrer Herr; und nicht nur von ihm ſagen wir das, ſondern alle Bewegungen nennen wir unfrei, ſo lange ſie dem, der ſie macht, ungewohnt ſind, dagegen wo ſie zur

Angewohnheit wurden und von ſelbſt erfolgen, da ſagt man, der Menſch habe ſie in ſeiner Gewalt, bewege ſich frei. Da die Gewohnheit des Thuns nicht, wie die vorher betrachtete des Habens, abhängig macht, ſondern zum Herrn und frei, ſo ſpricht man auch hier nicht mehr wie dort von einem faible oder einer ſchwachen Seite, ſondern vielmehr die force eines Künſtlers und die Stärke einer Sängerin wird es genannt, wenn die Triller und Coloraturen von ſelbſt erfolgen, und der Ausdruck Virtuoſität, der die Fertigkeit oder das angewöhnte Thun, der Tugend zugeſellt, iſt ein merkwürdiger Gegenſatz dazu, daß wir vorhin die Gewohnheit an einen Genuß ein Laſter nennen hörten. Je mannigfaltiger das Thun iſt, das ein Menſch ſich angewöhnte, deſto weiter das Gebiet, in dem er frei ſchaltet und waltet, deſto mehr aber auch iſt das Ziel der Erziehung erreicht oder er wohl erzogen.

Demnach ſcheint es, als müßten die Gewohnheiten in dem Capitel von den Krankheiten, die Angewohnheiten dagegen in dem von den Heilmitteln der Seele abgehandelt werden, ein Reſultat das wir, außer ſeiner Einfachheit, noch wegen einer anderen Rückſicht willkommen heißen müßten. Vielleicht frappirt Manchen die Behauptung, daß zu den vielen Gegenſätzen, aus *welchen der* Unterſchied der beiden Geſchlechter beſteht,

auch dies gehört, daß Männer viel mehr als Frauen dazu neigen, von Gewohnheiten beherrscht zu werden, dagegen Frauen weit leichter sich Etwas angewöhnen, und doch ist sie zu rechtfertigen. Am Leichtesten für den, der ein einzelnes Factum als Beweis für einen allgemeinen Satz gelten läßt; denn diesen würden wir auf jenen Mann verweisen, von dem wir erfahren haben, daß er gewohnt ist zur bestimmten Zeit seinen Kaffee zu haben. Da nämlich seine Frau, woran doch kaum zu zweifeln, sich angewöhnt hat, zu bestimmten Zeiten ihren Kaffee zu geben, so zeigt dies würdige Paar, indem sie gewohnt ist zu geben was er zu haben, gerade die Vertheilung von Gewohnheit des Habens und gewohntem Thun, die mein Satz behauptet. Wer also einem einzelnen Falle allgemeine Beweiskraft zugesteht, der muß sich zufrieden geben; da aber Wenige so gefällig zu sein pflegen, so wird nach einem Beweise gesucht werden müssen, der Allen genügt. Als solchen wird man wohl das Factum gelten lassen, das nicht nur Eltern und Erzieher, sondern jeder aufmerksame Beobachter bestätigen wird, daß jedes kleine Mädchen den Bruder, selbst wenn er älter ist, im Aneignen von Manieren, von Geschicklichkeiten aller Art weit hinter sich läßt, daß die künstlichsten Bewegungen (man denke an die beim Stricken, *dessen* Schwierigkeit dadurch bewiesen ist, daß

der Strumpfwirkerſtuhl noch nicht vereinfacht werden konnte), ihm faſt im Handumwenden zur Fertigkeit werden, kurz daß es viel früher wohlerzogen iſt als er, daß dies Alles aber unter die Kategorie der Angewöhnungen fiel. Steht aber mein Satz feſt, daß die Angewöhnungen vorzüglich der Frauen Sache ſind, oder daß, naturhiſtoriſch ausgedrückt, die Menſchen in die zwei Arten der Gewohnheitsmenſchen oder Männer, und Angewohnheitsmenſchen oder Frauen zerfallen, ſo iſt auch begreiflich, warum ich das Reſultat unſerer Unterſuchung, nach welchem die Angewöhnung heilt, was die Gewohnheiten verderben, ein willkommenes nannte. Die trockne Unterſuchung hat dahin geführt, wozu den Dichter die Muſe: zur Huldigung der Frauen.

Wie Schade nur, daß die Wiſſenſchaft nicht galant iſt! Ob deswegen nicht, weil ſie weiblichen Geſchlechts, Galanterie aber von Frauen nicht verlangt, ja nicht einmal gewünſcht wird, entſcheide ich nicht. Genug, daß eine genauere wiſſenſchaftliche Unterſuchung den Vorzug, den wir bis jetzt den Angewöhnungen einräumten, in Nichts verſchwinden läßt. Er gründete ſich darauf, daß, während man von einer Gewohnheit, die uns beherrſcht, nicht laſſen konnte, die Angewöhnung uns ſagen ließ: Dies macht mir keine Mühe, deß *bin ich* Herr. Gilt dies aber wirklich von Allem, das

man ſich angewöhnte? Man denke einmal an die Fälle, die, wo dies Wort gebraucht wird, den Meiſten eher einzufallen pflegen, als die Geſchicklichkeiten und Fertigkeiten, an die nämlich, wo Geberden, Mienen, Redensarten zur Angewohnheit wurden, indem die Organe derſelben eine ſolche Fertigkeit im Hervorbringen derſelben erlangten, daß ſie nun ohne unſer Wiſſen und Wollen von ſelbſt erfolgen. Warum runzelt man da die Stirn, ſchüttelt den Kopf, wiederholt ſtets daſſelbe Wörtchen? Weil man es nicht laſſen kann. Wie ſeltſam alſo hat ſich der Sprachgebrauch umgekehrt: Das Nicht-laſſen-können, das bisher als Weſen der Gewohnheit galt, wird auf einmal zum Prädikate der Angewohnheiten, die damit auch den Ruhm einbüßen, den Menſchen ſtärker und freier zu machen, und darum auch das Recht die gepflegten Lieblinge des verſtändigen Erziehers und das Maaß der Erziehung zu ſein. Kant, der auf gute Erziehung ſehr viel gab und, wie auf vieles Andere ſo auch auf Pädagogik ſich gut verſtand, will nicht nur, daß ein wohlerzogener Menſch, keine ſolche Angewohnheiten habe, ſondern behauptet ſogar, daß wenn Einer mit der Angewohnheit behaftet iſt, Selbſtgeſpräche mit heftiger Geſticulation zu begleiten, oder, wenn er allein, laut zu peroriren, daß er dann dort hingehöre, wo man alle anderen Beſeſſenen *einſperrt.* Zwar ſo weit wie Kant, der als Philoſoph

verpflichtet war, Alles auf die Spitze zu treiben, geht der gesunde Menschenverstand nicht. Für complete Narren erklärt er die nicht, die dergleichen thun; aber für närrische Leute gelten sie auch ihm, und die für besser erzogen, die durch größere Herrschaft über sich selbst, sich davon frei erhielten. Was wir also eben noch als Maaß der Stärke eines Menschen ansahen, seine Angewöhnungen, das zeigt sich, genauer betrachtet, als Ketten, die ihm seine Freiheit rauben.

Eine ganz gleiche Umkehrung des früher Gesagten ergiebt die genauere Betrachtung der Gewohnheiten, die vorhin so schlecht wegkamen. Sehr starke Empfindungen, so lange sie neu sind, übermannen und beherrschen uns. Ein heftiger Lärm, das Knirschen des Sandes, ein widerwärtiger Geruch, sie machen uns unfähig, an irgend etwas Anderes zu denken. Ist Einer ein Müller oder ein Glasschleifer, oder bewohnt er seit Jahren eine Stadt, in der man nur mit Braunkohle heizt, so achtet er das nicht, denn er ist deß gewohnt worden. Die allerheftigsten Schmerzen, leibliche wie physische, sie machen dem, der sich an sie gewöhnt hat, keine Noth mehr, und daß wir von ihm sagen, er sei seines Schmerzes Herr geworden, ist ganz in der Ordnung, denn wir haben ja gesehn, daß man Herr dessen ist, was keine Mühe macht, jetzt hören wir, daß das Gewohnte keine Noth macht, Mühe machen

aber und Noth machen, liegt nicht weit auseinander. Wie merkwürdig, daß jetzt das paſſive Gewohntwerden eines Zuſtandes, das wir bisher als die eigentliche Sklavenkette des Menſchen anſahn, ſich als das erweiſt, was ihn zum Herrn macht und alſo mächtig und frei! Merkwürdig oder nicht, auch hier ſtimmt zu dem, was wir eben gefunden haben, die Praxis der Erzieher, welche darauf ausgeht, durch Abhärtung d. h. durch Stumpfmachen gegen unangenehme Empfindungen, ihre Zöglinge frei zu machen von der Gewalt der Schmerzen. Das der Schmerzen Gewohntwerden, das Hart- und Stumpfwerden gegen ſie, das iſt das ſicherſte aller ſchmerzſtillenden Mittel, und wer genauer zuſieht wie und wodurch die meiſten Menſchen Schmerzen, Noth und Elend ertragen, die uns unſäglich erſcheinen, der wird mich nicht tadeln, wenn ich, am Anfange, um auf die Gewohnheit zu kommen, vom Opium ſprach: Die Aehnlichkeit zwiſchen Beiden geht leider zu weit, indem nicht nur das Ertragen des eignen ſondern auch das Sehen fremden Leides zur Gewohnheit wird und dieſe zum Einſchläferungsmittel gegen Mitleid und Dienſtfertigkeit. Solcher, die dieſes geiſtige Opium eſſen hat vielleicht unſer Occident mehr als der Orient Solcher, die für ihren Leib von Europäern Opium — ich wollte ſagen Civiliſation — kaufen.

Ein Werthunterſchied alſo findet zwiſchen beiden Formen der Gewohnheit nicht Statt; in beiden macht ſie frei und macht zum Knecht, feſſelt und bindet, löſt und befreit ſie. Daß uns dieſe Behauptung in Händel mit den Logikern verwickeln ſollte, weil was wir ſagten ſich widerſpricht, ſie aber fortwährend predigen, was ſich ſelber widerſpreche, könne nicht gedacht werden, fürchten wir nicht. Es kann den Herren unmöglich Ernſt ſein mit ihrer Loſung; denn da ſie von dem, was ſich widerſpricht, ſo viel ſprechen, und ſo Vieles, z. B. daß es undenkbar ſei, davon zu ſagen wiſſen, ſo nöthigen ſie uns zu ihrer eignen Ehre vorauszuſetzen, ſie hätten das, wovon ſie reden, auch gedacht. Eben darum geben wir ganz unbekümmert um jenen Zuruf zu, daß in dem Begriff der Gewohnheit Entgegengeſetztes vereinigt iſt. Das aber hat der geſunde Menſchenverſtand längſt gewußt, und demgemäß die Gewohnheit eine zweite oder andere Natur genannt. „Natur", weil ſie eine Beſchaffenheit iſt, von der wir uns nicht losmachen können, „andere" oder zweite, weil ſie eine hervorgebrachte, künſtliche iſt, Beides zuſammen, weil ſie keine natürliche Natur iſt. Ein ſolcher ſich widerſprechender, Name war aber auch der paſſendſte für Etwas, das wie ſein Weſen ſich widerſpricht, ſo auch Entgegengeſetztes zeigt in ſeiner *Entſtehung*. Gewohnt ſein und Abſtumpfung tritt dadurch

ein, daß wiederholtes Empfinden Empfindungslosigkeit bewirkte, daß weil Etwas so lange eine Qual gewesen, es nicht mehr quält. Fertigkeiten wieder und andere Angewöhnungen entstehen so, daß in Folge vorsätzlichen Thuns unvorsätzlich gethan wird, oder daß man sich so lange mit etwas abgequält hat, bis man sich damit nicht mehr abquält. Wer nicht immer Beides zugleich festhält, verzichtet darauf, das Entstehen der Gewohnheit zu erklären und ihr Wesen zu begreifen. — Aber noch mehr, zur richtigen moralischen Beurtheilung der Gewohnheit ist unerläßlich, daß keine der beiden Bestimmungen vergessen werde. Dieser Fehler wird oft begangen, wo die Gewohnheit als Entschuldigungsgrund herbeigerufen wird: Dem Bruder oder Gatten, der es eine Zeit lang angesehn hat, wie während einer Pause im Gespräch die Stirn gerunzelt, der Kopf geschüttelt, die Achsel gezuckt wird, und nun bittet, man möge die heftige Gemüthsbewegung unterdrücken, dem wird etwas spitzig geantwortet, „er täusche sich, man sei gar nicht heftig, man habe an etwas ganz Gleichgültiges gedacht und das Stirnrunzeln und Kopfschütteln sei eine bloße Angewohnheit, etwas Unwillkührliches rein Körperliches, wofür man Nichts könne.“ Wenn diese Antwort dem Warner Etwas sagt, das er wirklich bisher nicht wußte, so muß der Mann einen heillosen Schreck davon haben. Ein

Kopfſchütteln als Geberde bei einer vereinzelten Gemüthsbewegung iſt am Ende keine große Sache, denn une fois n'est pas coutûme. So hat er bisher gedacht. Jetzt aber wird ihm vertraut, es ſei coutûme und jetzt wird die Sache ernſthaft. Sehr ernſthaft! Denn wie viele heftige Gemüthsbewegungen müſſen Statt gehabt haben, ehe die Stirnmuskeln die Fertigkeit erlangten, ſich von ſelbſt zu runzeln! Wie oft muß man in der Lage geweſen ſein ärgerlich den Kopf zu ſchütteln, ehe das Schütteln zu einer körperlichen Nothwendigkeit wurde, wie das Athemholen! Wahrlich es iſt die höchſte Zeit, die freundlichen Gedanken, welche die Stirn glätten und den Kopf zur Ruhe bringen, auch ſo oft hervorzurufen, daß die glatte Stirn zur Angewohnheit werde, und zu einem rein Körperlichen und Unwillkührlichen, daß der Kopf ſich ruhig hält. Jetzt, ehe jene Reparation eingetreten iſt, hat man freilich Recht zu ſagen: Ich kann ja Nichts dafür, aber nicht minder Recht hat der Bruder oder Gatte, wenn er erwidert: Liebes Kind, daß Du Nichts dafür kannſt, dafür kannſt Du, und ſehr viel. Die Dame nennt dies vielleicht Unſinn, und doch wird ſie gerade ſo urtheilen, wo ihr die eigne Situation an einem Anderen und in vergrößertem Maaßſtabe entgegentritt. Jenem Verehrer des Bacchus, *welcher ſich* darüber beklagt, daß man immer ſein

vieles Trinken tadle, und nie ein Wort verliere über seinen unauslöschlichen Durst, wird sie in's Gesicht lachen wie alle Anderen. Warum? Weil gerade dies, daß sein Durst, in Folge der vielen Löschungsversuche, unauslöschlich und unwiderstehlich geworden ist, ihm zum Tadel gereicht, viel mehr als wenn er einmal ohne — man nennt es auch über den — Durst getrunken hätte. Oder aber, wenn ein Angeklagter sich so entschuldigen wollte, daß er nicht gestohlen habe wie ein Neuling, der dazu eines besonderen Entschlusses bedürfe, sondern er sei ein eingefleischter Dieb und könne das ihm zur Natur gewordene Stehlen nicht lassen, und der Richter würde ihn nun gerade strenger bestrafen als den, der es lassen kann, so wird jene Dame dies sicherlich in der Ordnung finden, und doch ist das Princip, welches den Richter leitet, gerade dasselbe, welches, wo es der Bruder oder Gatte gegen sie geltend machte, von ihr Unsinn gescholten ward. Sage man aber nicht, daß hier ganz Verschiedenes zusammengestellt werde: unschuldige Gewohnheiten und Beschaffenheit des Wesens, des ganzen Ichs. Erstlich giebt es keine unschuldige Gewohnheit, sondern an jeder Angewohnheit ist der Mensch schuld, oder er ist für sie verantwortlich. Das pflegt auch hinsichtlich der hübschen Angewohnheiten, des graciösen Ganges, des fertigen Clavierspiels u. s. w. Niemand in Abrede

zu ſtellen, indem er ſich dieſelben als ſein Verdienſt zurechnet. Alſo ſei man conſequent. Zweitens liegt Gewohnheit und Weſen oder Ich des Menſchen gar nicht ſo weit auseinander, wie Manche meinen. Es iſt nicht ohne Grund, wenn man von dem Complex ſeiner Gewohnheiten zu ſagen pflegt, So oder Das bin ich einmal. Das Ich iſt wirklich nur ein Geſpinſt, in welchem Gewohnheiten und Angewohnheiten die primitiven Fädchen bilden, oder um ein paſſenderes Bild zu brauchen, wie ein Geſicht nicht iſt außer den Geſichtszügen, ſo bilden in dem inneren Antlitz, die wir das Ich des Menſchen nennen, ſeine Gewohnheiten die einzelnen Züge. Unſer Ich iſt nur unſer zur Gewohnheit gewordenes Empfinden und Thun, wofür ſchon dies ein Beleg iſt, daß wenn wir ganz ungewohnte Empfindungen haben, wir uns fragen: Bin ich es auch wirklich? und wieder wenn uns ganz ungewohnte Willens-Anwandlungen kommen: welcher Genius oder Dämon hat mir dies eingegeben? Unſer Ich iſt nur unſere Gewohnheiten und Angewohnheiten, waren ſie aber das, was und wovon wir nicht laſſen konnten, ſo begreift ſich, warum das Ich das iſt, wovon wir niemals los kommen, und was uns keine Macht zu entreißen vermag, ſo daß ein großer Philoſoph es den unſterblichen Gott in uns hat nennen *können* und ein nicht minder großer den Wurm, der

nicht ſtirbt. — Beſteht das Ich aus den Gewohnheiten, und waren dieſe, wie wir geſehn, ein Widerſpruch in ſich, ſo muß natürlich als ihr Product das Ich auch dieſen Widerſpruch als multiplicirt, in rieſenhafter Dimenſion zeigen. Nur ein anderer Ausdruck für dieſen Widerſpruch iſt es, wenn wir das Ich ein großes Räthſel nennen, denn ſeit dem Räthſel, welches Simſon aufgab und dem, welches dem Oedipus vorgelegt ward, hat jedes Räthſel nur darin beſtanden, Entgegengeſetztes — (dort Freſſer und Speiſegeber, hier vierfüßig, zweifüßig und dreifüßig) — in Einem zu denken. Die räthſelhafte, d. h. widerſpruchsvolle, Natur des Ichs iſt nicht abzuleugnen: Wer kein Kind mehr iſt, deſſen Handlungen gehen aus ſeinem Weſen oder ſeinem Ich ſo nothwendig hervor, wie der Roſenſtock Roſen trägt und keine Stechäpfel, der Dornſtrauch Dornen und keine Reben. Das geſteht Jeder, wenn er ehrlich iſt, ſich ſelbſt, und dennoch, wenn ſeine Thaten den Dornen und Stechäpfeln gleichen, macht er ſich Vorwürfe. Iſt das nicht ein Widerſpruch? Gewiß! Aber um ihn zu begreifen oder um, was daſſelbe hieß, das Räthſel zu löſen, warum wir uns tadeln, wo wir doch nur handelten wie es unſere Natur mit ſich bringt, brauchen wir weder die Freiheit zu leugnen noch myſtiſche Theorien zu erſinnen, die *Nichts erklären*, ſondern nur, den Mathematikern Ihre

lich, die ſchwierige Aufgabe in leichtere zu zerlegen. Wo ein Thun zur Gewohnheit geworden iſt, da erfolgt die einzelne Bethätigung unwillkührlich, wie das Athemholen, als Folge einer körperlichen Beſchaffenheit. Obgleich wir dies wiſſen, tadeln wir doch, nicht die einzelne Bethätigung (das eine Stirnrunzeln), ſondern die Beſchaffenheit, weil dieſe eine zugezogene, ſelbſtverſchuldete iſt. Nun, wenn es begreiflich iſt, daß es ſolche den natürlichen ähnliche, aber ſelbſt verſchuldete Beſchaffenheiten giebt, ſo mag es ſchwerer zu begreifen ſein, iſt aber gewiß nicht abſolut unbegreiflich, daß die Summe dieſer Beſchaffenheiten, die unveränderliche Totalbeſchaffenheit, die wir das Weſen oder das Ich eines Menſchen nennen, auch eine zugezogene, ſelbſt bewirkte und verſchuldete iſt. Es iſt, gerade wie dort im Kleinen, ſo hier im Großen. Bin ich einmal ſo wie ich bin, ſo kann ich freilich nicht anders handeln. Daß ich aber ſo bin, das iſt meine Schuld, und darum kann ich und muß ich tadeln und anklagen nicht die einzelne ſchlechte Handlung — (wäre dieſe meinem Weſen ſo fremd, wie die trockenen Früchte am Weihnachtsbaum, ſo wären nicht viel Worte zu verlieren) — ſondern ich table mich, weil ich ſo bin, daß mein Weſen ſolche Früchte trägt, daß es mir *natürlich* iſt ſo zu handeln. Wer die Gewohnheit *nicht begreift*, kann das Ich nicht verſtehn. Die Er-

kenntniß ihres Weſens iſt einer der wichtigſten Schritte zur Löſung dieſer Fundamentalfrage der Pſychologie.

2.

Bis jetzt iſt von der Gewohnheit nur geſprochen, ſo weit ſie Lebenszuſtand einer Einzelperſon und für dieſe von Wichtigkeit iſt. Sie hat aber neben dieſer pſychologiſchen auch noch die ethiſche Bedeutung, daß ſie in allen ſittlichen Gemeinſchaften den zuſammenhaltenden Kitt bildet. Daß rechtliche, bürgerliche, ſtaatliche Ordnung „in der Gewohnheit feſt gegründet ruht", kann Niemand leugnen, wenn er zugibt, daß ſolche Ordnung nur durch das Zuſammengehen von Rechten und Pflichten beſteht, und dann findet, wie die Gewohnheit dieſes oder jenes zu genießen ſich zu Anſprüchen und Rechten verhärtet, und wieder alle Verbindlichkeiten ihren erſten Urſprung darin haben, daß Leiſtungen herkömmlich, d. h. zur Angewohnheit wurden. Ich gehe über dieſen Punkt hinweg. Nicht um dem Vorwurf aus dem Wege zu gehn, daß wenn ich die Rechte mit den Gewohnheiten, die Verbindlichkeiten mit den Angewohnheiten identificire, nach der vorhin beliebten Erbtheilung unter die beiden Geſchlechter am Ende herauskommen werde, daß nur die Gewohnheitsmenſchen, d. h. die Männer, Rechte haben. Da habe ich keine Furcht. Männer werden wir eine

ſolche Conſequenz nicht zur Laſt legen, und Frauen — — nun, denen werde ich antworten, daß ſie es ja ſind, die uns immer vorwerfen, wir ſeien in alle Ewigkeit die Rechthaber, und daß es ſehr unartig wäre, wenn wir ihnen nicht glaubten. Mein Grund, warum ich bei der Bedeutung der Gewohnheit für die bürgerliche Ordnung mich nicht aufhalte, iſt ein anderer: Die Grenzen, in welchen unſere Unterſuchung ſich zu halten verſprach, waren durch den Gegenſatz beſtimmt, den der Sprachgebrauch zwiſchen Gewohnheiten und Angewohnheiten ſetzte. Dieſer Gegenſatz, dort feſtgehalten, wo der Werth beider verglichen wurde, ſcheint, ſeit die moraliſche Bedeutung der Gewohnheit und ihre Wichtigkeit für das Ich zur Sprache kam, ganz abhanden gekommen zu ſein. Unwillkührlich ward dort von der Gewohnheit nur im Ganzen, und als gebe es keine verſchiedene Arten derſelben, geſprochen. Zwar, ihr Unterſchied würde wieder zum Vorſchein kommen, wo die eine Art für die Rechte, die andere für die Pflichten den Boden abgiebt, nicht aber ihr Gegenſatz, denn wo dieſer ſich zeigt, da wird der bürgerliche Verband nicht geknüpft ſondern vielmehr zerriſſen. Wollen wir daher feſthalten, was die Sprache uns einprägte, daß Gewohnheiten und Angewohnheiten ſich entgegengeſetzt ſind, und wollen dennoch ihnen ſittliche Bedeu-

tung zuſchreiben, ſo werden wir uns nach Fällen umſehen müſſen, wo gerade durch ihren Antagonismus Gemeinſchaft zu Stande kommt.

Aber darf auch jener Gegenſatz noch feſtgehalten werden? Iſt er nicht, trotz aller Autorität des Sprachgebrauchs, aufzugeben, ſeit ſich gezeigt hat, daß beide unter den gemeinſchaftlichen Begriff (oder Unbegriff) der befreienden Feſſeln, oder der in Banden ſchlagenden Befreier fallen? Daß dies nicht nothwendig iſt, dafür giebt uns die Naturwiſſenſchaft einen deutlichen Wink, den freilich der verachten wird, welcher in der Natur nur Geiſtloſes ſieht, und in dem Geiſte nur Unnatur, der aber willkommen heißen, welcher weiß, daß in beiden dieſelbe Vernunft ſich zeigt, dieſelbe Weisheit waltet, und welcher eben darum bei aller ihrer Verſchiedenheit in der Natur aufklärende Analogien des Geiſtigen, in den geiſtigen Erſcheinungen Winke zum Verſtändniß der Natur findet. Die nun unter den Naturwiſſenſchaften, von deren Sätzen der Vater der engliſchen Naturphiloſopie, Lord Bacon, ahndete, was der Schöpfer der deutſchen Naturphiloſophie, Schelling, geradezu ausſprach, daß ſie die allgemeinſten und fundamentalſten Naturgeſetze am Meiſten enthüllen, die Chemie lehrt, daß der alleräußerſte Gegenſatz immer dort Statt findet, wo aus analogen *Factoren* Beſtehendes ſich gegenüber ſteht.

Säuren und Baſen ſind beide Sauerſtoffverbindungen. Man hat die Erſcheinungen des äußerſten oder diametralen Gegenſatzes, weil dieſelben zuerſt an dem Magnet genauer betrachtet wurden, lange Zeit in Deutſchland polariſche oder Erſcheinungen der Polarität genannt, ein Name der allerdings dort, wo es ſich um electriſche oder chemiſche Gegenſätze handelt, nicht ganz paſſend iſt und vielleicht beſſer mit dem deutſchen Worte Spannung, geſpannter Gegenſatz, oder einem ähnlichen vertauſcht würde. Der maßloſe Zorn aber, mit dem in neuerer Zeit exacte Naturforſcher über den armen Ausdruck herfallen, in Folge deſſen Jeder von vornherein für einen Confuſionarius gilt, der von Polarität dort ſpricht, wo es ſich nicht um Endpunkte einer Linie, ſondern um Stoffe handelt, hat etwas Seltſames, ſo lange ſie ſelbſt den Blitz eine electriſche Erſcheinung nennen, woraus ein Puriſt, wie ſie ſelbſt, folgern könnte, daß ſie den Blitz für etwas Bernſteinernes erklären. Dieſelbe Nachſicht, die man dort dem Worte „Electriſch“ erweiſt, wird auch hier in Anſpruch genommen, wenn im weitern Verlauf dieſer Unterſuchung der Gegenſatz zwiſchen Gewohnheiten und Angewohnheiten ihre Polarität genannt werden ſollte. Es handelt ſich nämlich darum, zu zeigen, wie das Verhältniß von *Mann und Weib*, denen wir je eine der beiden als ihre Da-

mäne zugewieſen hatten, gerade durch den polaren Gegenſatz beider beſtimmt wird, und wie dieſer Gegenſatz Formen annimmt, die an magnetiſche, und wieder ſolche, die an electriſche und magnetiſche Vorgänge erinnern.

Wo ſich das Verhältniß erſt knüpft zwiſchen dem Manne, der ſeine Gewohnheiten und dem Engel, der ſeine Angewohnheiten hat, da wirken beide aufeinander, wie der Nordpol eines Magnets auf den Südpol der magnetiſchen Nadel. Man hat es wohl ſchon erlebt, daß das Krausziehen der hübſchen Stirn, das Aufwerfen des Näschens, das ſpöttiſche Schiefziehn des Mundes allerliebſt gefunden wurde als eine jolie petit moue, daß groteskes Mienenſpiel, womit die Worte eines Andern, die Bewegung des ganzen Körpers, womit die eigenen begleitet wurden, eine ganz reizende Lebhaftigkeit genannt ward. Und eben ſo braucht man nicht gerade in fremde Welttheile zu reiſen, um zu ſehen, daß ein ſchönes Kind mit dem Fidibus heranſpringt, weil ſie es ſo amüſant findet, daß „Er" raucht, „nein ſo amüſant!" In dieſer Zeit wo es ein glücklicher Fund iſt, etwas Neues zu entdecken, woran „Er" hängt, oder was „Sie" nie unterläßt, ziehen Gewohnheiten und Angewohnheiten an, weil ſie piquant ſind.

Daß es damit nicht abgethan ſein kann, lehrt

ſchon die Grammatik, indem wo Eines piquant iſt, nothwendig ein Anderes piquirt werden muß. Wollte Einer dieſe Regel außer Acht laſſen, ſo würde dem Schnitzer, den er begeht, ein ſtrenger Corrector, die Zeit, die Jahre, nicht ausbleiben. Mit dieſen tritt ein Moment ein, wo, wer Selbſtgeſpräche zu belauſchen verſteht, viel Neues lernen kann. „Dieſes fatale Rauchen, heißt es jetzt, ich laſſe mir es nicht ausreden, es muß ungeſund ſein.“ Und wieder: „Dieſe abſcheuliche Manier, das Geſicht zu verziehen, ſie wird mir noch ganz häßlich darüber.“ Iſt nun Eines ſo unvorſichtig und hält dieſen Monolog laut, ſo kann es bald in dem einen Zimmer des Hauſes einen Qualm geben, von dem es gewiß nicht heißen wird: „nein ſo amüſant“, und in dem andern eine moue, die nur ein Verläumder petite nennen kann aber auch nur ein Schmeichler jolie. In beiden Räumen wird übrigens der Hauptgrund des Verdruſſes die Sorge um das Andre ſein; hier die um „Seine“ Geſundheit, dort die um „Ihre“ Schönheit. Beides iſt eigentlich Luxus, denn trotz alles Rauchens iſt „Er“ kerngeſund, und „Sie“ wieder wird von aller Welt ganz hübſch gefunden, aber dieſes Motiviren des eigenen Aergers dient, gleichſam als hinüberleitender Accord, dazu, den Uebergang von der früheren Moll- zu der gegenwärtigen Dur-Tonart vor ſich ſelbſt wenig-

ger grell erſcheinen zu laſſen. Grell aber oder nicht, der Uebergang iſt gemacht und die Polarität von Gewohnheiten und Angewohnheiten bringt hier Erſcheinungen hervor, der ähnlich, wo zwei electriſirte Kügelchen, die emſig nach Vereinigung ſtrebten, ſobald dieſelbe erreicht iſt, plötzlich auseinander ſpringen. — Würde Jedes vorausſehen, daß dieſes electriſche Stadium nicht ausbleiben kann, ſo würde manche, ſonſt gleichgültige Gewohnheit gelaſſen werden, ſo lange es noch geht, und manche kleine Angewohnheit würde nie entſtehen. Mit Abſicht ſpreche ich hier von Gleichgültigem und von Kleinigkeiten, denn dieſe ſind hier gerade von der größten Wichtigkeit. Wie ein ſchmerzhafter Stoß, ja eine ernſthafte Verletzung, mit mehr Geduld pflegt getragen zu werden als der leiſe Kitzel, wenn eine Fliege ſich zum hundertſten Mal auf unſere Stirn ſetzt, ſo kann das unerwartete Hervortreten einer Differenz in ſehr wichtigen Fragen einen ſchmerzhaften Zuſammenſtoß bedingen, der den einen oder beide Theile ſehr verletzt, und iſt doch weder ſo unangenehm noch von ſo nachhaltiger Wirkung, wie dieſe kleinen Verſtimmungen, die nur dadurch hervorgerufen werden, daß es zur Angewohnheit wurde, alle Selbſtgeſpräche mit Kopfſchütteln zu begleiten, oder jede Antwort mit „Nein“ oder „Aber“ zu beginnen. Es iſt eben ganz wie mit

dem Electriſiren. Nicht ſtarke Stöße an die Glasſcheibe, bei denen ſie laut aufſchreit, ſondern das leiſe unhörbare Reiben derſelben füllt die Leidner-Flaſche und eben ſo leiſe und unmerklich erhält mancher Mann, der ihr gleicht, ſeine electriſche Ladung. Da ſteht an der Electriſirmaſchine ſeines häuslichen Lebens eine liebe Seele, und ohne zu wiſſen, was ſie anrichtet, dreht ſie und reibt ſie drauf zu. Sie ahndet nicht, daß was ſie für ganz unbedeutend hält, und was es auch vielleicht iſt, durch das Immer- und Immerwiederkommen, den Mann in jene Spannung gebracht hat, in der wir anfangen aufzupaſſen. In faſt ängſtlicher Erwartung ſteht er ſchon da. „Jetzt kommt es“ — jetzt wird ſie gleich ſchütteln — jetzt ſagt ſie ganz beſtimmt Nein — jetzt — jetzt“ — da bedarf es nur einer unvorſichtigen Berührung und — prik! — der Funke ſchlägt heraus.

Bliebe es nun bei dieſem electriſchen Stadium, wie wir es nannten, ſo würde die Polarität der Gewohnheiten und Angewohnheiten in keinem Hausſtande das Wetterleuchten aufhören laſſen, ja in manchen würde bald Feuer im Dach ſein. Der Verlauf aber des chemiſchen Gegenſatzes giebt eine tröſtliche Verheißung. Nicht darin, daß, wenn ſich entgegengeſetzte Subſtanzen zuſammen gegoſſen werden, das *erſte* Aufbrauſen und die Hitze in der Flüſſigkeit ſich

verliert, die weder ſauer noch alkaliſch ſchmeckt und ruhig und kühl das Glas füllt; das inſipide Phlegma ohne Spiritus, welches dort eintritt, wo man durch die abſtumpfende Kraft der Gewohnheit empfindungslos wird gegen die Angewohnheiten, die zuerſt piquant erſchienen, ſpäter piquirten, — dieſen Zuſtand wird Keiner für einen glücklichen anſehen. Nein, ich denke an jene Ausgleichung des chemiſchen Proceſſes, wo nicht, wie in dem Phlegma, die kleinſten Theilchen beider Subſtanzen gleichgültig und leicht verſchiebbar neben einander ſchwimmen, ſondern in inniger Durchdringung ſie einander Halt und Feſtigkeit geben, ſo daß ein Neues entſteht und ein Schöneres als ſie, in der Trennung ſowohl als in dem Aufbrauſen, zeigten, der Kryſtall. Dieſem innigen ſich Durchdringen und Aneinanderhalten entſpricht der Zuſtand, wo den Angewohnheiten nicht die befreiende Macht der Gewohnheit entgegengeſtellt wird, durch die man hart und unempfindlich dagegen wird, ſondern vielmehr die Seite der Gewohnheit begegnet, vermöge der ſie unſere Herrin wird, ſo daß alſo der Mann nicht ſo der kleinen Angewohnheiten ſeiner Frau gewohnt wird, wie der Müller des Geklappers, auf das er nicht mehr achtet, ſondern vielmehr ſo, wie wir den ganz zuerſt erwähnten Mann an den Kaffee gewohnt fanden, daß er alſo ſie nicht miſſen mag, weil ſie

ihm zum Bedürfniß und Genuß wurden. Wiederum wird ihr, in dieſem Stadium chemiſcher Durchdringung, ſeinen Gewohnheiten zu Willen zu ſein, ſo ſehr zur Angewohnheit werden, daß ſie es thut, nicht wie dort wo der Reiz der Neuheit es piquant machte und amüſant, ſondern weil ſie es nicht laſſen kann. — Jede neue ſolche Verſtrickung von je Gewohnheit und Angewohnheit wird da ein neues Knötchen in der unauflöslichen Verſtrickung, in welcher zu ihrem Glücke beide Geſchlechter ſich gefangen finden, und die man mit dem Worte Liebe bezeichnet. Selbſt dem Mißbrauch, dieſes Wort für jede Gewohnheit zu brauchen, wie in: „j'aime à manger“ oder „er liebt den Wein“ liegt etwas Wahres zu Grunde: zwar nicht jede Gewohnheit iſt Liebe, aber jede wahre Liebe iſt Gewohnheit ja ſie iſt Gewohnheit in einer höheren Potenz. Das eigentliche Weſen des Menſchen, das was wir ſein Selbſt, ſein Ich, oder auch ſein Herz nennen, entſtand wie wir geſehen haben nur aus ſeinen Gewohnheiten und Angewohnheiten, es war nur ein Geſpinſt aus dem, wovon und was er nicht laſſen konnte. Fragen wir aber, was man Liebe nennt, ſo verſteht man darunter jenen Zug der Herzen zu einander, der ſie nicht nur zu einander treibt, wie die electriſchen Kügelchen, ſondern ſie dahin bringt ſich ſo aneinander *und ineinander* hinein zu gewöhnen, daß keines von

dem anderen, noch auch das lassen kann, sich ihm hinzugeben. Nun dann aber ist auch das Werden und Sein der Liebe, der Entstehung und dem Wesen eines Ichs so ähnlich, daß man es nur in der Ordnung finden muß, wenn von ihr gesagt wird, daß zwei Herzen zu einem werden, d. h. daß ein neues, weiteres, weil sie Beide in sich befassendes, Herz oder Ich entsteht. Aehnlich, aber nicht dasselbe, denn wenn jedes Ich vorher ein Gespinst genannt wurde, so ist dieses neue und bessere Ich ein Gespinst von Gespinsten, d. h. ein Gewebe; Gewohnheiten und Angewohnheiten binden hier solche an einander, deren jedes selbst nichts war als eine Verbindung, ein Convolut gleichsam, von Angewöhnungen und Gewohnheiten, so daß es im streng mathematischen Sinne zu nehmen ist, wenn wir die völlige Verschmelzung zweier Herzen als höhere Potenz der Gewohnheit bezeichneten. Wie darum das Räthsel des Ich's, so wird das Räthsel der Liebe Keiner zu lösen vermögen, dem nicht zuvor sich das geheimnißvolle Wesen der Gewohnheit erschloß.

Die Regel, daß was zuviel erklärt Nichts erklärt, kann bedenklich machen gegen eine Deduction, nach der, was wir den Wurm der nicht ſtirbt nennen hörten, durch daſſelbe entſtehen ſoll, was die Liebe entzündet, in der nach dem tiefſinnigen morgenländiſchen Dichter das Ich gerade ſtirbt. Wie ſchon einmal, könnte ich mich auf das Opium berufen, das ja auch belebt und tödtet. Zweckmäßiger noch ſcheint es, auch hier wie gleichfalls ſchon einmal geſchah, die Chemie als Rechtsbeiſtand anzurufen. Ihre Entdeckung, daß ganz gleich zuſammengeſetzte Subſtanzen polymorph ſein können, d. h. ſo verſchiedene Eigenſchaften zeigen, wie der Traubenzucker und die concentrirte Eſſigſäure, die genau analyſirt ganz daſſelbe ſind, zeigt, daß es gar nichts Unnatürliches iſt, was wir vom Zuſammentreffen von Gewohnheiten und Angewohnheiten behauptet haben. Ja hier könnte der ſeltene Fall eintreten, daß der Pſycholog ſeiner Lehrerin, der Chemie, mit einem belehrenden Winke danken könnte. Der Chemiker erklärte ſich jenen Polymorphismus etwa ſo, daß die ſich verbindenden Grundſtoffe das eine Mal ſo, das andere Mal anders ſich an einander anlehnen oder aufeinander ſtützen, warum aber gerade die eine Verbindung dem Wein ſeine Süße giebt, die *andere* eine ätzende Säure zeigt, das erklärt er für

unbegreiflich. Anders der Pſycholog, wo er die verſchiedenen Weiſen durchdenkt, in welchen die beiden Grundſtoffe, die uns beſchäftigt haben, Gewohnheit und Angewohnheit, ſich begegnen und verbinden können. Er fingirt dazu den Fall, daß Einer, der beſchloſſen hatte es nie wieder zu thun, doch, weil in Folge häufiger Wiederholung er es nicht laſſen konnte, ſich darauf eingelaſſen habe, hier einen Vortrag zu halten. Seine zur Angewohnheit gewordene Behandlungsweiſe *kann* da auf ein Publikum ſtoßen, das ihrer *ſo* gewohnt worden iſt, wie man es gewohnt wird, daß alles Halliſche nach Braunkohle riecht, und welches darum als Urtheil über ſie das nicht achtende: Wie gewöhnlich! ſprechen wird. Es *kann* aber auch der Fall eintreten, daß es der Zuhörerſchaft zur Angewohnheit ward, dem Sprechenden Nachſicht zu zeigen und dieſe ihre Behandlungsweiſe iſt ihm ſo zur ſüßen Gewohnheit geworden, daß er, heimgekehrt, ſie nicht mehr zu rühmen wüßte, als wenn er ſagen könnte, ſie ſei geweſen: wie gewöhnlich. Ein und daſſelbe Wort alſo dient hier dazu, das auszudrücken, was aus dem Zuſammentreffen von Angewohnheit und Gewohnheit reſultirt; ein und derſelbe Ausdruck, denn was er bezeichnet iſt wirklich das Product ganz gleicher Factoren, und doch glaube ich wird Jeder begreiflich

finden, daß das dadurch Ausgedrückte das eine Mal eſſigſauer ſchmeckt, das andere Mal ſüß. Von dem Pſychologen, der Gewohnheiten und Angewohnheiten betrachtet, glaube ich es nicht nur, ſondern weiß ich es gewiß.

Buchdruckerei von Guſtav Lange in Berlin.

6

Das Träumen.

Vortrag

gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin

von

Dr. Erdmann,
Professor in Halle.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Bessersche Buchhandlung.)
1861.

Hohe Verſammlung!

Der Umſtand, daß überall von fünf Welttheilen geſprochen wird, anſtatt von ebenſo vielen Erdtheilen, kann als einer der vielen Beweiſe, wie gern wir Menſchen unſeren Augenpunkt als den einzig möglichen anſehen, den Gedanken nahe legen, daß ſichs mit dem, was wir Weltgeſetze nennen, ebenſo verhalte; daß wir auch hier auf die ganze Welt ausdehnen, was nur von einem Bruchtheil derſelben gilt. Müßte dieſer Gedanke das Vertrauen zu der Unverbrüchlichkeit erforſchter Geſetze erſchüttern, ſo wäre vor ihm zu warnen, denn da ſolches Vertrauen, ſelbſt da wo es zu weit geht, das Wiſſen fördert, ſo iſt es ſogar dann weit dem Skepticismus vorzuziehen, der die Kraft und Luſt zum Forſchen lähmt, indem er bei jedem Gefundenen uns zuflüſtert: vielleicht iſt es nur ein Wahn. Dieſe Folge braucht aber jener Gedanke nicht zu haben; hier ſo wenig wie anderwärts: Wer mit offnem Auge und Sinn die Landſchaften des deutſchen Vaterlandes beſucht, wird finden: daß kaum in einem Punkte der Holſteiner ganz ſo empfindet und *denkt, wie der* Tyroler oder Bayer, und alle drei wieder

ganz anders als der Preuße, und doch wird dies ihn nicht dahin bringen, in beschränkter Aufgeblasenheit über Alles Zeter zu schreien, was anders ist als in seinen vier Pfählen, noch viel weniger aber zu jenem gesinnungslosen Kosmopolitismus, der Wirkungskreis, gewohnte Sitte, angestammte Regierung, gerade so leicht vertauscht wie eine Miethswohnung. Vielmehr werden solche Erfahrungen ihn veranlassen, öfter und lauter als je Gott dafür zu danken, daß er ein Preuße, und zugleich immer mehr zu staunen vor dem Reichthum des deutschen Geistes, der solche Gegensätze in sich zu binden vermag. Ganz so soll auch der Gedanke: „Vielleicht beherrscht, was du ein Weltgesetz nennst, nur den beschränkten Kreis, den du übersiehst", uns mit immer größerer Ehrfurcht erfüllen vor der Macht, die neben unserem Kreise alle anderen nach ihren Gesetzen regelt, zugleich aber den Eifer verdoppeln, mit dem wir die Unverbrüchlichkeit der Gesetze darthun, die den unsrigen beherrschen. Sei es darum wirklich der mittlere Stand unseres Planeten zwischen den beiden Extremen seiner mondlosen und überbemondeten Geschwister, der uns, Kinder der Erde, nöthigt, uns überall inmitten von Gegensätzen zu finden. Ihr Stand ist der ihrer Kinder, und so sind wir es ihrem und unserem Stande schuldig, *dieser Nothwendigkeit* nachzugeben. Der Mensch thut also *was er muß* und hat daher vollkommen Recht, wenn er

als Gesetz des Denkens ausspricht, daß von Jedem eines von zwei entgegengesetzten gelte, oder als Gesetz alles Seins, daß alle Entwickelung auf dem Gegensatze beruhe, oder endlich als Gesetz des Handelns, daß nur im Kampf der Gegensätze sich das Recht und das Rechte verwirkliche. Alle diese Formeln unterwerfen das All, die sinnliche sowohl als die sittliche Welt, dem Gegenüberstehen eines Positiven oder mit sich und Anderem Einigen, und eines Negativen, d. h. mit sich und Anderem Differirenden, Zwiespältigen; denn auf diesen Grundgegensatz sind, als complicirtere Formen desselben, zuletzt alle anderen zurückzuführen. Kraft dieses Gesetzes sieht der Mensch den Mittelpunkt seines Horizontes, das eigene Ich, als ein Doppeltes, als ein Positives in sich Einiges, das er sein Inneres oder seine Seele nennt, und als ein diesem Entgegengesetztes, das seine Differenzen mit der Außenwelt ausgleicht, sein Aeußeres oder seinen Leib, und an dasselbe Gesetz erscheint er gebunden, wenn er von diesem Centrum an die äußerste Grenze seines Horizontes sich erhebt, und nun das Verhältniß Gottes zu der Welt in den beiden entgegengesetzten Weisen denken muß, die wir mit den Worten Erschaffung und Erhaltung bezeichnen, deren ersteres besagt, daß in der Welt Nichts von selbst sei, während das zweite auf ein Gewährenlassen hinweist, vermöge deß die Vorgänge in der Welt *aus ihr inwohnenden* Gesetzen, d. h. von selbst, erfolgen

So lange dieſe beiden Verhältniſſe auseinander gehalten werden, befindet ſich der Menſch im gewohnten Geleiſe ſeines Denkens, ſcheint ihm Alles verſtändlich, ſobald aber das Gegenüberſtehen, der Gegenſatz, aufhört, Gott mit ſeiner erſchaffenden Thätigkeit die erhaltende, jenes Gehen-laſſen, unterbricht, ſo nennt er das unbegreiflich oder auch Wunder und klagt, daß dabei der Verſtand ſtille ſtehe. Stille ſtehe! In der That, ſein gewöhnlicher Gang wird unterbrochen, wenn er vereinigt denken ſoll, was er bisher trennte, gerade wie der gewöhnliche Gang des Rechners unterbrochen wird, wenn man ihm zuerſt zumuthet, was nur poſitiv ſein kann als negativ zu denken, und was er eben darum ein Irrationales oder Imaginäres nennt. — Der, wo wir hinblicken mögen, uns begegnende Gegenſatz iſt nun auch der Boden, auf dem allein uns ein Verſtändniß aufgehen kann über das Weſen des Träumens, da, wenn nicht gewiſſe Formen des Gegenſatzes unſere Welt beherrſchten, es keine Träume gäbe. Eben darum möge es nicht als ein Abſchweifen von der Sache erſcheinen, wenn zuerſt dieſe Vorbedingungen des Traumes betrachtet worden. Von ihm und Solchem, das von ſeiner Art und ihm verwandt, ſollte die Rede ſein, die Aſcendenten aber hat man noch nie von den Verwandten *ausgeſchloſſen*, und mit den Voreltern pflegt faſt jede *Biographie* zu beginnen.

1.

Der Theil der Welt, welchen der mit Recht stolze und exclusive Mensch als den untermenschlichen bezeichnet, dem er aber doch den Adel des Lebendigen nicht abstreitet, zerfällt in das Pflanzen- und Thierreich. Ihr Gegensatz, der den Lord Bacon dahin brachte, das Thier eine umgekehrte Pflanze zu nennen, nöthigt uns, nach dem Gesagten, dem einen positiven, dem anderen negativen Charakter zuzuschreiben. Dabei ist es zweifellos, daß wenn dies geschieht, das Pflanzenleben als das positive, als mit sich übereinstimmendes Weben in sich, gedacht wird: sieht doch das Bewußtsein Aller in der Blumenwelt die Welt der Schönheit, d. h. der inneren Harmonie, und das natürliche Symbol der Unschuld und des Friedens. Ebenso bezeugt den negativen Charakter des Thierlebens, daß Jeder in den Schmerzen und Begierden des Thieres, etwas Analoges zu den inneren Differenzen und Stürmen im menschlichen Herzen ahndet.

Derselbe Gegensatz, der die untermenschliche Welt in die beiden großen Geschlechter der Pflanzen und Thiere theilt, zeigt sich innerhalb der Menschenwelt abermals in zwei Geschlechtern, die aber nicht wie jene einander feindlichen, von einander, sondern für einander leben. *Trotzdem, daß an die Stelle des Antagonismus dort*

hier die gegenseitige Anziehung trat, ist der Unterschied, ja der Gegensatz, zwischen dem männlichen und weiblichen Sein und Leben kaum geringer als dort; das weibliche Sein und Wesen ist von dem des Mannes so verschieden, und ihm eben darum so merkwürdig und unergründlich, daß es manchem neugierigen Psychologen vergeben werden muß, wenn er Jahre seines Lebens darum geben möchte, könnte er nur auf Monate, ja auf Wochen, gleich dem Tiresias, in eine Frau verwandelt werden, vorbehalten natürlich, daß er eine ganz deutliche Erinnerung davon an seinen Schreibtisch zurückbrächte, wie es in einem Frauenherzen, namentlich aber in einem Frauenkopf, aussieht. Darüber, welches der beiden Naturreiche sich in je einem der beiden Geschlechter wieder erkennen lasse, scheint nirgends ein Zweifel obgewaltet und darin die beiden Geschlechter sich ganz friedlich getheilt zu haben, denn so lange man denken kann, hat sich das eine Geschlecht den Vergleich mit der Rose und Lilie, das andere mit dem Löwen und Adler gefallen lassen, dagegen eine Bezeichnung mit weiblichen Thiernamen (von der Schnecke und Spinne durch die Schlange und Katze hinauf bis zur Meerkatze) pflegt dort nie als eine Schmeichelei aufgenommen zu werden. Auch hier formuliren wir also nur, was allgemein zugestanden *wird*, wenn wir sagen, daß der weibliche Mensch der *positive*, der männliche der negative sei, ohne was der

der Bosheit zu fürchten, die etwa sagen könnte, daß gerade bei dem weiblichen Geschlecht sich öfter eine gewisse Vorliebe für das Nein-sagen zeige. Abgesehn davon, daß diese Malice doch gar zu wohlfeil wäre, würde das Factum — gesetzt, es wäre richtig — viel mehr für als gegen unsere Formel sprechen. Es bewiese nämlich, gerade wie die nicht zu bestreitende Thatsache, daß Männern Nichts lieber ist als das Jawort, daß jedes der Geschlechter besonders nach dem strebt, was des anderen ist.

Der Gegensatz des Positiven und Negativen, der die untermenschliche Welt in die pflanzliche und thierische, die menschliche in die weibliche und männliche schied, tritt aber noch näher an das menschliche Individuum heran, indem nicht ein einziges existirt, das nicht bald in einem positiven, bald in einem negativen Zustande sich befände. Jener heißt Schlafen, dieser Wachen. Die Zusammenstellung des Schlafes mit dem Pflanzenleben, zu der die Bezeichnung beider als positiver Daseinsformen nöthigt, wird schwerlich Anstoß erregen, da man es gewohnt ist, den Schlaf ein Vegetiren nennen zu hören. Desto mehr aber seine Zusammenstellung mit dem weiblichen Leben, wozu derselbe Grund zwingt; da muß man sich, so scheint es, schämen vor den galanten Franzosen, bei denen nicht nur, wie bei uns auch, der *Schlaf männlich*, sondern gerade das Wachen weiblich

gedacht wird. Der Grund ſolches Anſtoßes und der Grund, warum der franzöſiſche Sprachgebrauch für galant gilt, liegt einmal in dem, bei Manchen vorkommenden Irrthum, daß der Schlaf blos ein Zuſtand des Leibes ſei, zweitens aber in dem ſehr weit verbreiteten Wahn, daß er ſich zum Wachen verhalte wie der Müßiggang zur Arbeit. Gegen den erſterwähnten Irrthum iſt nur zu bemerken, daß überhaupt Leib und Seele nicht wie zwei Fremde zu einander ſtehen, die ſich zu einem Geſchäft, höchſtens zu einer Reiſe auf gemeinſchaftliche Koſten, verbanden, ſondern daß es das eine Ich iſt, welches, weil der Welt der Gegenſätze angehörig, ſich als Aeußeres oder Leib und als Inneres oder Seele weiß, und daß eben deswegen, wie der ganze Menſch wacht, ſo auch der ganze Menſch ſchläft. Schwerer iſt es, mit dem zweiten Irrthum fertig zu werden. Man iſt es ſo gewohnt, daß im Intereſſe des Arbeitseifers darüber geklagt wird, daß der Menſch ein ganzes Drittheil ſeines Lebens verſchlafe, daß der faſt ein ſchlechtes Vorurtheil gegen ſeinen Fleiß erweckt, der in jene Klage nicht einſtimmt, und doch hat ſie, vom Standpunkte richtiger Pſychologie angeſehen, nicht mehr Recht, als wenn Einer es bedauerlich fände, daß man zwei ganze Dritttheile ſeines Lebens verwache. Wer da ſagen wollte, ja aber *es werde* doch während des Schlafes Nichts gethan, der *aliche Einem*, der vom Seeleben nichts weiß und nun

t, wenn das Schiff in den Hafen lief, da haben Matroſen nichts mehr zu thun. Höre man nur al in einem Hafen das Hämmern und Pochen, he man ein Schiff, das dort liegt, und ſehe, wie ein Segel geflickt, dort eine geſprungene Planke t, hier Ballaſt und dort Mundvorrath eingepackt, getheert und dort geputzt wird, und man wird mehr von Müßiggang ſprechen. Dem Schiff im n gleicht der ſchlafende Menſch; zwar nicht beſchäf- mit den Wogen der Außenwelt, deren Eindrücke icht aufnimmt und in die er keine Veränderungen nträgt, flickt und beſſert, packt und putzt er an ſich r. Leiblich, indem die Functionen, welche der Er- ung dienen, fortgehen und nun die Organe, die end des Wachens vor anderweitiger Arbeit ihre lzeit nicht halten konnten, wie das Gehirn, die Ner- die Muskeln, welche beſonders angeſtrengt wurden, zu dem Ihrigen kommen; innerlich oder pſychiſch, m die vielen Eindrücke zurechtgelegt, die Spuren unbedeutenderen getilgt, die mächtigſten dem Ich paßt und einverleibt, man möchte ſagen, ins Haupt- eingetragen werden. Darum liegt ſo unendliche sheit in der Weiſung, eine Sache zu beſchlafen, in Warnung, die Sonne nicht untergehn zu laſſen einen Zorn. Der lebhafteſte Streit, der vor dem *afengehen* beigelegt wurde, iſt Nichts gegen de

leiſeſten Groll, mit dem wir einſchlafen, denn damit wird der Anfang zu dem gemacht, das, weiter fortgeſetzt, den Groll zu einem eingefleiſchten Haß macht. Dieſes Einfleiſchen iſt Arbeit genug, darum wird nicht nur dort im Hafen die Theerjacke ungeduldig, wenn man ſie ins Geſpräch zieht und brummt etwas von Landratten, welche meinen, es gebe nichts zu thun, ſondern bei Jedem gleicht der Aerger, mit dem man aus einem ſüßem Schlaf erweckt wird, aufs Haar dem, mit dem wir in einer wichtigen Arbeit geſtört werden. Wir wurden es auch wirklich, in der Arbeit des Uns-ſammelns.

Weil der ſchlafende Menſch ſich ſammelt, aus der zerſtreuenden Beſchäftigung mit der Außenwelt in ſich ſelbſt zurückkehrt, deswegen iſt der Ausdruck, daß im Schlaf das Selbſtbewußtſein aufhöre, etwas bedenklich. Es verbindet ſich damit leicht die Vorſtellung, als komme uns unſer Selbſt abhanden. Sollte, was ſehr fraglich, ein ſolches Abhandenkommen überhaupt möglich ſein, im Schlafe findet es gewiß nicht ſtatt. Dies kommt vor, daß im tiefen Schlaf uns die Zuſammenhänge mit der Außenwelt, die wir am Abend überſchauten, namentlich wenn wir eben in ſie hineintraten, abhanden kommen, ſo daß wir, am fremden Ort erwachend, uns fragen: wo bin ich? Auch das kann im Leben vorkommen, was Calderon und Shakespeare *uns auf der* Bühne zeigen, daß Einem alle Verhältniſſe, *in denen er* bisher gelebt hat verſchwinden, und er beim

Erwachen nicht weiß, ob er Prinz oder Gefangener, ob Lord oder Keſſelflicker iſt. Ja ſogar dies iſt vorgekommen, daß der Schwerverwundete, den innerer Brand empfindungslos machte, beim Erwachen den erſtorbenen Leib, den ſeine Hand berührte, für einen Bettgenoſſen hielt. Das aber iſt noch nie vorgekommen, und müßte doch, wenn man im Schlaf ſich ſelbſt verlöre, ſehr oft vorkommen, daß der Erwachende wüßte, nur Einer befinde ſich im Bette und doch verlangte, der Fremdling ſolle hinausgeſchafft werden. Der Schlaf iſt ſo wenig ein Abhandenkommen des Selbſtes, daß man vielmehr niemals ſo ſehr bloßes oder reines Selbſt iſt, nur in und mit ſeinem Selbſt und für ſein Selbſt lebt als dann. Dieſe Selbſtinnigkeit, dieſer Selbſtgenuß, von ſeiner leiblichen Seite Behaglichkeit, von ſeiner ſeeliſchen Seligkeit, in ſeiner Ganzheit Gemüthsruhe oder Gemüthlichkeit, hat eben darum keinen ärgeren Feind, als den inneren Zwieſpalt oder die Gemüthserſchütterung. Unentſchloſſenheit oder gar Gewiſſensbiſſe ſcheuchen den Schlaf vom Lager, ein Schreck, mehr noch ein Aerger, im Traum, macht ihm augenblicklich ein Ende. Den inneren Frieden heben als Weſen des Schlafes die ſprüchwörtlichen Redensarten: wer ſchläft, ſündigt nicht, er ſchläft den Schlaf des Gerechten u. ſ. w. hervor; daß er dieſe Einheit mit ſich iſt, das bringt uns dahin, ihn als den unſchuldigen *blumenhaften* Zuſtand, dasſelbe endlich, ihn als die weib

liche Seite des Lebens anzusehen. Dabei ist es passender, das Schlafen und Wachen dem Gegensatz der Geschlechter, als dem der Pflanzen und Thiere gleich zu setzen: nicht Gegner wie diese letzteren sind sie, sondern sich zugeneigt leben sie, wie jene für einander: Normaler Weise wacht man sich schläfrig und schläft sich munter d. h. wach. In dem Haushalt, welchen der Mensch führt und sein Leben nennt, ist er, wo er wacht, der fleißige Erwerber, wo er schläft, die wirthliche Hausmutter, jener baut, vertheidigt und erweitert, diese ordnet und schmückt das Haus.

Wie aber, wenn alle vierundzwanzig Stunden der Mensch in jenen Hausfrauenzustand hineingeht, ist da nicht der Wunsch des neugierigen Psychologen erfüllt, so daß es der leichtsinnig angebotenen Lebensjahre nicht bedarf? Leider fehlt gerade das, um dessentwillen er das Angebot machte: eine Erinnerung an jenen Zustand, ein klares Bewußtsein davon am Schreibtisch, das war der geforderte Preis. Jetzt weiß er wohl, wenn er erfrischt aufsteht, es muß gar wohlig sein an jenem Grund des Seelenfriedens, wie wohlig aber weiß er so wenig wie jener Fischer ehe er hinsank. Die Welt, die er, nach sieben- oder achtstündigem Aufenthalt darin, beim Erwachen verließ, existirt für ihn so wenig, wie für jenes Bauermädchen das Leben der vornehmen Emigrantin *existirte, in das* sie immer erst eintrat, wenn sie als Bäuerin *einschlief.* Ja, wenn es eine Communication gäbe zwischen

beiden Welten! Nun, Unersättlicher, auch diese giebt es; es fallen wirklich Streiflichter aus der einen in die andere; Erscheinungen, die, aus demselben Grunde, aus welchem das Hineintreten der schaffenden Thätigkeit Gottes in die erhaltende Unbegreiflichkeiten und Wunder gab, als wunderliche und räthselhafte bezeichnet werden. Wir fassen dieselben alle unter dem Begriffe des Träumens zusammen und hätten also die Stammtafel desselben von seinen ersten Ahnen bis zu unserem eigentlichen Helden herabgeführt.

2.

Träumen heißt: schlafend wachen; träumen heißt: wachend schlafen. Beides heißt so, denn die Vermählung der beiden Seiten, die wir am Menschen unterschieden, giebt Kinder beiderlei Geschlechts: Der Sohn, welchen der wilde Tag der süßen Nacht schenkt, ist der Traum, die Tochter, mit der sie den Tag erfreut, ist die Träumerei: Le songe, la rêverie. Wenn in das stille Blumenleben des in sich schwelgenden Selbstes die Beschäftigung mit der Außenwelt fällt, weil unsere Sinnesorgane, anstatt zu ruhen, uns ihre Bilder vorgaukeln, so nennen wir dies mit Recht: träumen, fügen wohl auch hinzu: im eigentlichen Sinne des Wortes. Warum auch nicht, wenn wir nur nicht vergessen, daß es eben so *im eigentlichen Sinne* gesprochen ist, wenn wir vom Träumer

dort reden, wo während des wachen Tageslebens, wo die Sinne, dieſe Thore der Erkenntniß offen ſtehen, der Menſch dennoch von der Außenwelt nichts vernimmt, weil er in ſich verſank, weil er, anſtatt auf dem Ocean der Allen gemeinſchaftlichen Welt ſein Schiff zu ſteuern, die Mannſchaft hinunterrief in den Raum ſeiner eigenen, beſonderen Welt, um jetzt an ſeiner Argo zu flicken und zu putzen. Im erſteren Falle, wo um Mitternacht die aufgeregte Phantaſie uns ihre Bilder vorzaubert, pflegt man ſie phantaſtiſch, geiſterhaft zu nennen und man hat ein Recht dazu, denn weil ſie zu den Geſetzen der Welt nicht paſſen, in welcher ſie erſcheinen, ſo gleichen ſie wirklich den Geiſtern einer anderen. Aber dieſen ſelben geiſterhaften Charakter haben die ſpaniſchen Schlöſſer, die ſich vor unſerem Auge aufbauen, oder die Melodie die unſer Ohr uns vorſingt, wenn wir, vom Leſen eines Folianten ermattet, uns zurücklehnen und der Phantaſie, die ſo lange ſchweigen mußte, die Zügel ſchießen laſſen. Dort folgten uns Bilder, Töne, Taſt- und (obgleich ſeltener) Geſchmacks- und Geruchsempfindungen in eine Welt, in die ſie eigentlich nicht hingehören, und erinnern an ihre Heimath, hier wieder kommt eine Botſchaft aus dem Lande der Innerlichkeit und nimmt uns ſo in Anſpruch, daß wir darüber den Geruch der ausgehenden *Arbeitslampe*, ja (obgleich ſeltener) die Töne des *verſtimmten* Leierkaſtens vor unſerem Fenſter nicht merken.

Wo in aller Welt liegt der Unterſchied, der uns zwingen ſollte, das, was alle Welt Träumen nennt, nicht ſo zu nennen? Wir ſehen keinen und heißen darum beides ſo, ſowohl wo die Frau in uns dem Manne etwas ins Ohr flüſtert, als das, wo unſere männliche Hälfte der weiblichen einen Wink giebt.

Hier fragt ſich zuerſt: ſind dieſe Unterredungen in unſerem inneren Hausſtande nicht ſolche Uebergriffe wie die, wo die Frau ſich in die Geſchäfte oder die wiſſenſchaftlichen Arbeiten des Mannes hineinmiſcht, oder gar der Mann um die Geräthe der Küche ſich kümmert, ſind ſie nicht etwas krankhaftes? Unſerer Berufung auf das Alterthum, welches die Träume unter die glücklichen Sterne geſtellt hat, und die Kinderwelt, die im Allgemeinen ſo zu denken pflegt, wie jener Knabe, der befragt, wie er geſchlafen, „ſehr ſchlecht“ antwortete und dies ſo begründete „ich habe gar nichts geträumt“, dieſer wird man vielleicht entgegenſtellen, daß ja oft krankhafte Mißbildungen Wohlgefallen erwecken, und freilich, wenn man bedenkt, daß die meiſten Menſchen die Monſtroſität der gefüllten Blumen den normalen, einfachen, vorziehen, ja daß es Solche giebt, die ganz entzückt ſein können über die krankhaft geſchwollene Leber einer Gans, ſo muß man dies zugeſtehn. Entſcheidender möchte darum dies ſein, daß man das Träumen als etwas Geſundes *anſehn muß*, weil ſonſt die ganze Welt ein große

Hospital würde. Es hat nämlich noch nie einen Menschen gegeben (gleich nach der Geburt gestorbene Kinder vielleicht ausgenommen) der nie geträumt hätte, und die, welche um Lessing über alle Menschen zu erheben, es von ihm fabeln, machen ihn nicht zu einem Gott, sondern zu einem Monstrum. Zunächst die Träume und Träumereien, die kurz vor dem Einschlafen und Aufwachen, darin bestehn, daß man dort die Gedanken nicht mehr zusammenhalten kann, daß Bilder und Wörter vor uns abschnurren, so daß man keines fixiren kann, und wieder, daß hier beliebig hervorgerufene Phantasiebilder eine Lebendigkeit bekommen, wie niemals am Tage, diese Träume des Halbschlafes und Halbwachens, diese wird kaum Einer leugnen. Aber auch hinsichtlich des ganzen Schlafs und des vollen Wachens könnte Jeder dreist darauf wetten, daß nur selten Einem eine ganze Nacht nichts geträumt habe, und noch nie Einer einen ganzen Tag so aufgeweckt war, daß er gar nicht träumte. Nur weil der Beweis hinsichtlich des Traumes schwerer zu führen ist, als bei der Träumerei, ward dort das vorsichtigere „selten" hier das entschiedene „nie" gebraucht. Bei den Träumereien beweist man, daß auch das Wachen des Aufgeweckteſten nicht ohne sie war, direct und indirect. Geradezu, indem man das Geständniß erpreßt, daß mitten im strengsten Festhalten einer Gedankenreihe, z. B. während der Uhrzeiger eines

ſchwierigen Problems, dieſe und jene kreuzenden Nebengedanken durch den Kopf fuhren, für eine Zeit lang wucherten und ſo den Faden zerriſſen und zum Wiederanknüpfen nöthigten; indirect und auf einem Umwege, indem man den, der ſich auf die Nebengedanken nicht beſinnen kann, darauf hinweiſt, daß, wenn keine ſolche Unterbrechungen ſtatt gefunden hätten, der Faden der verknüpften Gedanken ſo glatt ſein müßte, daß er ſich mit Leichtigkeit von der Spindel abhaſpeln, ich meine, rückwärts die ganze Gedankenreihe ſich reproduciren, ließe. Wer dies mit den Gedanken eines Tages, ja nur einer Stunde, kann, dem will ich zugeſtehen, er ſei ganz aufgeweckt geweſen, aber nur dem. Auf ſolchen indirecten Beweis ſind wir nun auch bei dem gewieſen, der daraus, daß er beim Erwachen ſich nicht nur nicht darauf beſinnen kann was, ſondern ob ihm geträumt hat, ſogleich folgert, es ſei nicht geſchehn. Da wir nämlich die Dauer einer vergangenen Zeit nur nach der Zahl der Vorſtellungen meſſen, die eine Spur in uns nachließen, ſo kann, wo bei dem Erwachen unſer Schlaf uns lange oder kurze Zeit gewährt zu haben ſcheint, kein Zweifel darüber ſtatt haben, daß im erſten Falle viele, im zweiten weniger, aber immer doch Bilder, d. h. Träume, den Heerd unſerer Empfindungen umgaukelt haben. Nur in den Fällen, wo es beim Aufwachen *ſo iſt, als wäre man* im Augenblick erſt eingeſchlafen, wo

es möglich, daß Einem wirklich nichts geträumt hat. Ob außer der Kinderzeit, wo auch dies für Abweſenheit oder doch viel geringere Anzahl von Träumen ſpricht, daß der Schläfer ſtundenlang, ohne ſich zu regen, in derſelben, oft ſehr unbequemen, Stellung verharrt, ob außer ihr dies noch vorkommt, daß Stunden, die man verſchlief, wie ein einziger Augenblick erſcheinen, das iſt die Frage. Oft gewiß nicht, vielleicht niemals. Es muß daher wiederholt werden: will man nicht die Welt in ein großes Krankenhaus verwandeln, ſo gönne man dem Träumen ſeinen Platz unter den geſunden Erſcheinungen.

Wohl aber kann es in ſeinen beiden Formen krankhaft werden. Dies geſchieht, wo es ſeine Grenzen überſchreitet, ſo daß es mit der Welt in offenen Widerſpruch tritt, in der es erſcheint. Da wird alſo, um mit dem Traum zu beginnen, dies eine krankhafte Erſcheinung ſein, wenn die Traumbilder ſo übermäßig lebhaft werden, daß darüber die Beſtimmung des Schlafes verfehlt oder gefährdet wird. Nur dem Wachen gehört die Direction der Bilder der Außenwelt, ihre willkührliche Verbindung und Zerlegung an, alſo werden im Schlaf dieſe Bilder nur dann nichts krankhaftes ſein, wenn ſie wirklich ohne Zuthun unſerer Willkür kommen und ſich verbinden. Wenn man, nicht nur im Halbſchlaf, den man, obgleich mit Mühe, durch das Oeffnen der Augen vertreiben kann, ſondern etwa die ganze Nacht

hindurch die Träume dirigiren konnte, so hat man schlecht geschlafen, steht müde und abgespannt auf, während überraschende, phantastische Combinationen im Traume etwas Erfrischendes haben. Eben darum hat der Schlaf seine Bestimmung verfehlt und war also schlecht, wenn während desselben wissenschaftliche Aufgaben gelöst, Kunstwerke geschaffen wurden; das zeigt einen inneren Hausstand, in dem der Mann eine solche Passion fürs Einreißen und Umbauen hat, daß es der Hausfrau unmöglich wird, je Ordnung im Hause zu machen und wüst und unordentlich sah es sicherlich in Tartini's Kopfe an jenem Morgen aus, wo er die bekannte, im Traum vom bösen Feind ihm vorgespielte, Sonate niederschrieb. Ja, man kann dies noch weiter ausdehnen und alle Träume, in welchen die Tagesbeschäftigung, wenn auch in, dem Schlafe ziemender, phantastischer Weise fortgesetzt wird, dem schlechten, dagegen alle die uns in ferne Länder und Zeiten führen, dem gesunden Schlafe zuweisen. — Nur dem Wachen *ferner* gehören die Vorstellungen, welche den realen Vorgängen gemäß ablaufen, eben darum wird der gesunde Schlaf nur solche Träume zulassen, die von jener Ordnung abweichen. Wenn wir in Träumen das sehen und hören, was wirklich außer uns vorgeht, dann sind wir krank. Ein tiefer, lange Zeit gar nicht und auch jetzt nicht *so*, wie er sollte, beachteter Denker nennt *solches Träumen*, das er scheint aus Erfahrung gekannt

zu haben, Wahrträumen, ein Name, der um ſo paſſender iſt, als man ja für den Grad, bei dem nicht nur das ſchon Eingetretene, ſondern auch das ſich Vorbereitende geträumt wird, wo es ausgeſprochen wurde, von jeher den Ausdruck Wahrſagen gebraucht hat. Iſt ſchon das Wahrträumen krankhaft, weil darin zur Unzeit der Menſch zum Spiegel der Wirklichkeit wird, ſo das Wahrſagen noch mehr. Nicht nur, weil es ein höherer Grad iſt als jenes, ſondern weil darin, wegen des Ausſprechens, ein dritter Eingriff deſſen, was ich den Mann im Leben des Menſchen nannte, in die Domaine der Frau ſtattfindet: die zum Sprechen, wie zu allen andern willkürlichen Bewegungen dienenden Muskeln, ſollen im Schlafe ruhen, höchſtens zu jenen unbewußten, den ſogenannten Reflex-Bewegungen dienen, mit denen auch im geſunden Schlaf der Schlafende tief aufſeufzt oder eine Fliege verſcheucht. Der Schlaf iſt ſchon ſchlecht, wenn dieſe ſehr heftig werden, wenn der Schlafende ſich viel herumwirft, ſtöhnt, Wörter ausſtößt; er iſt der Schlaf eines Kranken, wenn der Schläfer ſich aufrichtet, zuſammenhängend ſpricht, das Bette verläßt, wandelt. Nachtwandeln iſt bis zur Krankheit geſteigertes Träumen, das nur bei ſehr afficirtem Nervenſyſtem ſtattfindet und aufmerkſamer Pflege bedarf. Ganz zerrüttet endlich muß ein Nervenſyſtem ſein, damit ſich Wahrträumen, Direction der Traum-Vorſtellungen

und Aussprechen derselben so verbinden, wie es bei Einigen geschehen sein soll die künstlich — durch die sogenannte magnetische Manipulation — nervenkrank gemacht wurden. Das Mißtrauen, das gegen die Realität dieser Erscheinungen ziemlich allgemein herrscht, ist schwerlich geringer geworden, seit ein, durch seine Großsprechereien berühmter, französischer Schriftsteller sie in seinen Mémoires d'un médecin recht spannend dargestellt und später als selbst erlebt in Schutz genommen hat. Von besseren Männern aber als er habe ich, theils in dem, was sie geschrieben haben, theils mündlich, sehr Aehnliches vernommen und Einem, der nicht Arzt ist, ziemt es nicht, die Grenzen zu bestimmen, bis wohin ein Mensch krank werden kann.

Wie der an sich gesunde und darum so lustige Traum, ebenso kann die an sich normale und darum süße Träumerei das Maß überschreiten und zur Krankheit werden. Dies geschieht, wo sie den wachen Menschen nicht nur für einen Augenblick von der Außenwelt abzieht, sondern ihm die Theilnahme daran bleibend und ganz unmöglich macht. Die Stufenfolge krankhafter Erscheinungen hier, ist natürlich der bei dem Traume angegebenen gerade entgegengesetzt: Was dort ein Maßstab war für die Steigerung der Krankheit, wird hier zur Gesundheits-Scala. Je größer hier die Fähigkeit, unsere *wachen Traumbilder* selbst zu lenken, an unseren Ge-

nischen Schlössern zu bauen oder den Bau zu unterbrechen, desto gesunder sind wir. Ebenso, je mehr sich in unseren offnen Sinnen die wirkliche Außenwelt abspiegelt, und je mehr wir unsere Sprachwerkzeuge und Bewegungsmuskeln in unserer Gewalt haben. Drängt sich aber während des Wachens ein Traumbild so unwiderstehlich vor, daß es die Wahrnehmung der Außenwelt alterirt oder gar verdrängt — das Erstere pflegt man Illusion, das Zweite Hallucination oder Vision zu nennen — oder aber, versinkt der Mensch so in sich selbst, daß er gar nicht dazu gebracht werden kann, ein Spiegel der Außenwelt zu werden, endlich: entreißen ihm seine Träumereien so die Herrschaft über Sprach- und Bewegungsmuskeln, daß er ihnen gemäß sprechen, gesticuliren, endlich handeln *muß*, oder wieder, weil sie die Organe fesseln, nicht sprechen, nicht handeln, vielleicht nicht einmal sich regen *kann*, dann ist die Krankheit eingetreten, die wir *Wahnsinn* nennen, die wir also als das Gegenstück zu den höchsten Steigerungen des krankhaften Traums, dem Wahrsagen und dem Nachtwandeln bezeichnen können. Mit dem ersteren hat schon Plato den Wahnsinn verglichen (in seiner Zusammenstellung von Mantik und Manie, was Schleiermacher geistreich mit Wahrsagen und Wahnsagen wiedergab) mit dem Nachtwandelnden pflegt der englische Sprachgebrauch den Wahnsinnigen zusammenzustellen, der für beide den

ſelbe Wort hat. — So ſüß darum das ſich Ergehen in Träumereien iſt, und ſo ſehr es, mäßig genoſſen, den Kopf erfriſcht, ſo nippe man doch vorſichtig von dieſem Trank. Schon Manchem iſt das fortwährende Träumen von einem Gewinnſt, in der Lotterie oder durch eine glückliche Speculation, manchem Anderen das Ausmalen eines zu erbauenden Hauſes bis ins kleinſte Detail, wenn jener — wie es wahrſcheinlich iſt — nie eintritt, dieſes nie zu Stande kommt, die Veranlaſſung geworden, daß ſtatt zu gewinnen, er verlor, den Verſtand nämlich, und daß das Ende ſeiner ſinnreichen Arrangements auf dem Papier, ein Derangement wo anders war. Der praktiſche Menſchenverſtand warnt mit Recht davor, ſich Etwas in den Kopf zu ſetzen, und doch, wie leer würde es in ihm ausſehn, wenn man gar nichts hineinſetzte! Wie vom Erhabnen zum Lächerlichen, ſo iſt auch vom Schönſten zum Entſetzlichſten nur ein Schritt. Uns ſchauert vor Entzücken, wenn wir der Träume unſerer Jugend gedenken, und wieder: „welch ein entſetzlicher Traum“ ſo haben, gleich mir, Viele gedacht, wenn ſie die Unglückliche in einſamer Zelle ſahen, die Jahre lang, den ganzen Tag, unterbrochen nur durch wenige Stunden Schlafs, Angſtſchreie ausſtieß, gleich dem, den die Flamme ergriff. Aehnliches mochte die Aermſte wirklich träumen. Mochte, nicht mag. Denn was menſchlicher Kunſt nicht gelingen konnte, eine höhere Macht that es: ſie [illegible]

Erwachen bringen. Und auch in diesem Falle ward, wie Aehnliches oft geschieht, der herannahende Tod, denn dieser war es der zum Wecken gesandt wurde, von der ruhig gewordenen Kranken mit dem laut gesungenen: „Nun danket alle Gott“ begrüßt.

3.

Nachdem die Vorbedingungen des Träumens und sein Wesen im gesunden sowohl als kranken Zustande erörtert, bleibt die Frage übrig: woher es kommt? Wer mit dieser Frage nur erfahren will, wie das Träumen entsteht, dem muß die Antwort des Physiologen, daß im Traum durch eine Alteration des im Gehirn vorgehenden Ernährungsprocesses, bei der Träumerei durch einen ursprünglich beliebigen Gedanken, die Centraltheile des Nervensystems zu ihrer eigenthümlichen Thätigkeit, zum Hervorbringen von Bildern, gereizt werden, um so mehr genügen, als sich daraus auch erklären ließe, warum uns die Traumbilder im Schlaf als ohne unser Zuthun gegebene, und darum wirkliche Dinge, unsere Luftschlösser dagegen als Gebilde unserer Phantasie erscheinen, ein Unterschied, den ja auch der Sprachgebrauch andeutet, der dort den passiven Ausdruck anwendet mir hat dies — hier den activen: Ich habe dies geträumt. Der Psycholog aber, wenn er nach dem Woher der Träume fragt, will viel mehr wissen. Jene Antwort

giebt nur an, durch welche Thür der Bote einer fremden Welt hereintrat, darüber, wer ihn sandte und was er meldet, sagt sie nichts, sie erklärt nur, daß wir, nicht was wir träumen, nur das Dasein, nicht den Inhalt der Träume, und wo wir diesen hernahmen, das wollten wir mindestens ebenso gern als Jenes wissen, als wir fragten: wo kommen unsere Träume her?

Soll nicht alles bisher Gesagte zurückgenommen werden, so muß die Antwort lauten: lediglich aus dem eignen Selbst. Was nicht in mir, wenn auch schlummernd, liegt, das kann nicht in mir erwachen, wie denn noch nie einem Menschen von Empfindungen eines sechsten oder siebenten Sinnes träumte, geschweige denn, daß je ein junges Mädchen sich als ehrwürdigen bärtigen Greis geträumt hat. Nur was ich im Wachen *könnte*, *kann* ich im Traum. Dies giebt einem jeden Traum eine Bedeutung, eine viel größere als die ist, von der die Traumbücher fabeln. Gar Vieles nämlich, was im wachen Leben sich nicht heranswagt, sei es eine Frucht, eine Hoffnung, ein Wunsch, eine neidische Regung, das offenbart sich manchmal sehr rücksichtslos im Traum, so daß man sich selbst sehr oft aus den Träumen, die man hat, den Andern aus denen, die er erzählt, von einer ganz neuen Seite kennen lernt. Nicht nur der Umgang des Menschen, auch was und wie er träumt, *läßt uns Schlüsse* ziehn auf das, was er ist. Diesbezüglich

der Träumereien giebt dies Jeder zu, von dem Moraliſten, der die verdorbene Phantaſie tadelt, bis zu dem Helden der einſt ſo gefeierten Mystères de Paris, der, um ſeine Leute kennen zu lernen, ſie dahin bringt, daß ſie vor ihm ſpaniſche Schlöſſer bauen. Deſto ſchwereren Stand hat man mit der Behauptung, daß auch das, was dem Menſchen träumt, ſein Weſen aufdecke. Wenigſtens wenn dieſe Behauptung allgemein gehalten wird, denn in ſeltſamer Inconſequenz findet man es in der Ordnung, daß Tartini die Sonate, die er im Traum ſpielen hörte, als ſeine Compoſition herausgiebt, dagegen ein Verbrechen, das man im Traum begeht, das ſoll uns nichts angehn. Verſuchen wir es, die Weisheit des alten Philoſophen, der zu den Unterſchieden der Guten und Böſen auch dieſes rechnet, daß jene ſich höchſtens im Traume erlauben, was dieſe auch im Wachen thun, und des Sprachgebrauches, der von dem ganz Unſchuldigen ſagt: dem falle ſelbſt im Traum nichts Schlimmes ein, verſuchen wir ſie zu rechtfertigen, indem wir zuerſt den übermäßig lebhaften Traum ins Auge faſſen. Wenn jener Abt, der einem ſeiner Mönche einen ſtrengen Verweis gegeben, denſelben nachtwandelnd in ſeine Zelle treten und mehrmals mit dem Dolch in ſein (des Abtes) Bette ſtoßen ſieht, und daraus auf des Mönches *rachſüchtiges* Gemüth ſchließt, ſo iſt uns ſeine Berechtigung, ſo zu ſchließen, ſonnenklar. Nun denn, was bei

dem höchſten Grade des Traums ſo ſonnenklar iſt, warum ſoll das bei einem niedrigeren abſolut falſch ſein? Es fällt uns nicht ein, den orientaliſchen Tyrannen in Schutz zu nehmen, der ſeinen treuſten Diener hinrichten läßt, weil er ſich im Traum als Sultan ſah, — (die Dummheit, dies zu erzählen, war das Strafbarſte an der Sache) — aber nicht nur jener Tyrann denkt vom Traum, was Schiller vom Wein ſagt: „er erfindet nicht, er ſchwatzt nur aus“ — ſondern hierin ſtellen ſich auf ſeine Seite unſer Gewiſſen und unſre Erfahrung. Jenes indem, wenn Einem von einer niedrigen That träumte, die er beging, er nicht darüber lachen kann, ſondern ſich ſchämt. Dieſe, indem mehr als Einem in dieſem Saal ein Traum offenbart hat, wie er hinſichtlich Dieſes oder Jenes geſinnt ſei. Wie eine große deutſche Künſtlerin als Gretchen die Worte des böſen Geiſtes ſich ſelbſt zuflüſtert und davor erſchrickt, gerade ſo macht es Jeder, dem da träumt. Was er zu ſich ſpricht, iſt oft Solches, das er im Wachen ſich nicht zu geſtehen wagte, oder was ſo leiſe erklang, daß das Geräuſch des Tages es übertönte und was nun, hörbar geworden in ſtiller Nacht, ein ganz neues Geheimniß zu offenbaren ſcheint. Das thut es auch wirklich, nur wird darin nicht wie der Abergläubige meint, ein Geheimniß der Außenwelt ſondern eins des eigenen Herzens enthüllt. Wenn wir im Traum Jemand *rauben und morden* ſehn, ſo lehrt uns dies nicht, wo

er fähig iſt, wohl aber weß wir ihn, wenn auch im verborgenſten Winkel unſeres Herzens, fähig halten. Daß ſich im Traum das eigne Selbſt offenbart mit Allem, was in ihm ſchlummert, das erklärt einmal warum, namentlich in jüngeren Jahren, wo man noch viel Unbekanntes in ſich zu entdecken hat, die eigenen Träume ſo intereſſant ſind, andrerſeits warum ſie Andere nicht intereſſiren, ſo daß in der Geſellſchaft der als übernaiv erſcheint, welcher anfängt von ſeinen Träumen zu erzählen. Die Geſellſchaft ſchätzt den Menſchen nicht nach dem, was in ihm ſchlummert, ſondern nach dem, was aus ihm herauskommt, für ſie iſt Jeder, was er für die Welt iſt, ſein in ſich webendes Selbſt iſt ihr ziemlich gleichgültig.

Die Zuſammenſtellung des krankhaften Traums mit dem geſunden, vermöge der nicht nur die mörderiſche Abſicht des Nachtwandlers, ſondern jeder Traum dem Schläfer ins Gewiſſen geſchoben wurde, ſcheint abgeſehn von allem Anderen ſchon darum ungehörig, weil ſie zu widerſinnigen Conſequenzen führt. Wie ſich zum Nachtwandeln der Traum, ſo verhielt ſich die Träumerei zum Wahnſinn. Will man nun, wie eben geſchah, das Geſunde dem Kranken gleich ſetzen, ſo wird man, da der Geſunde zur Rechenſchaft gezogen wurde für ſeine Träumereien, am Ende gar den Kranken verantwortlich *machen* für ſeinen Wahnſinn. Nun, und warum nicht? — Von der früheren Barbarei, welche den Wahnſinnigen

als einen Beſeſſenen zu dem Verbrecher ſperrte, ſind wir glücklicher Weiſe zurückgekommen, ebenſo von der Theorie, die conſequent durchgeführt an die Stelle der Irrenanſtalten zwar nicht Straf- aber Beſſerungshäuſer geſetzt hätte. Ob aber nicht die Anſicht, daß der Wahnſinn eine Krankheit ſei wie alle anderen, auch ein einſeitiges Extrem, das iſt eine andere Frage. Der Umſtand, daß wenn ein aus dem Aſyl Entlaſſener von ſeiner Krankheit ſo unbefangen und ſo oft ſpräche, wie von einem Beinbruch in ſeiner Kindheit, alle Welt meinen würde, es ſei noch nicht ganz richtig mit ihm, daß wir es dagegen in der Ordnung finden, wenn er mit einer gewiſſen Befangenheit, die an die Beſchämung erinnert mit der Einer an eine im Traum begangene Nichtswürdigkeit denkt, jener Zeit erwähnt, — dieſer Umſtand zeigt, daß wir Alle im Wahnſinn doch noch etwas Andres ſehn als eine blos angeflogene Krankheit, zu der man wie zu den Pocken durch Anſteckung oder Inoculation kommen kann. Und dies iſt nicht etwa blos ein Laiengefühl. Eine große Autorität in dieſen Dingen ſprach einmal aus: Goethe habe nicht wahnſinnig werden können, und auf den Einwand: wenn ihm nun aber eine Ader im Kopf ſprang? erfolgte die Antwort: da wäre er wahrſcheinlich apoplektiſch geſtorben. Das Befremden über eine ſolche Behauptung wird geringer werden, wenn man ſie mit der ergänzt, die uns nicht befremdet, wo

man ſie alle Tage hört: es ſei Einer zu dumm, als daß er könnte wahnſinnig werden. Iſt nämlich, wie gezeigt wurde, der Wahnſinn die über ihre Grenze gegangene Träumerei, ſo wird wer zu jedem Bau eines ſpaniſchen Schloſſes unfähig iſt (der Dumme) auch kein ſo verrücktes bauen können, wie jener ſicilianiſche Fürſt. Und wieder, wer ſo träumt wie Goethe, daß er jede Träumerei künſtleriſch geſtaltet von ſich ablöſt, ſie gegenſtändlich und zum Gedicht zu machen vermag, der kann allerdings ſicher ſein, daß er immer über ſeine Träumereien als unbeſchränkter Beſitzer herrſchen, nie von ihnen beherrſcht und beſeſſen ſein, werde. Der große Irrenarzt alſo, die Behauptung, die man alle Tage hört, und unſere Theorie, ſie ſtimmen ganz überein. Uebrigens hatte dieſe, da ſie ja den Träumer zum Mitſchuldigen machte nicht daran, daß ihm, ſondern daran, daß ihm gerade dies träumte, gar nicht zu der Conſequenz berechtigt, daß Niemand ohne eigne Schuld wahnſinnig werde. Höchſtens zu der, daß es kein Zufall, wenn dieſen Kranken dieſe, den andren andere Wahnvorſtellungen feſſeln, und dieſe läßt ſich ohne Gefahr vertreten: daß jene Irre, welche nur von ihren vornehmen Bekanntſchaften zu reden weiß und damit prahlt, daß um ihretwillen jetzt ſchon der Thronfolger *ein Abſteigezimmer* in der Anſtalt genommen habe, daß *dieſe, als ſie geſund*, in ihren Träumereien und Luſt-

banten ſtets beſcheiden und demüthig war, das glaube ein Andrer. Daß jener Faſelnde, deſſen ununterbrochener Redeſchwall vom Hundertſten ins Tauſendſte geht, auch in geſunden Tagen es liebte flüchtig naſchend von einem Gedanken zum andern zu flattern, möchte ebenſo gewiß ſein, als daß jene ſtille und freundliche Kranke jetzt den Lohn dafür empfängt, daß ihre Träumereien ſtets freundlich waren und fromm und mild. — Viele unter denen, die dieſer Saal umfaßt, ſind wohl als Zuſchauer oder Theilnehmer in die phantaſtiſche Welt eines Maskenſaales hineingetreten, wo die gewählte Vermummung verpflichtet, aber auch erleichtert, ſich für einen Abend in eine fremde Situation und Perſönlichkeit hineinzuträumen. Wenige werden Gelegenheit und Luſt gehabt haben, jene Säle zu beſuchen, deren Bewohnern die entſtellende Vermummung des innern Menſchen abgeliſtet werden ſoll, weil ſie ſich dazu verurtheilt haben, bleibend aus einer fremden Perſönlichkeit heraus zu ſprechen und zu agiren. Noch wenigere endlich, vielleicht Keiner außer dem Sprechenden, durfte es anſehn, wie die Vermummung des äußeren Menſchen zum Mittel ward, den inneren zum Demaskiren zu bringen, dahin nämlich, daß Kranke ſich für Stunden aus den Feſſeln unwiderſtehlicher Träumerei, aus denen ſie heraus zu kommen nicht vermögen, *wenigſtens heraus träumten*. Ein Maskenball im Irrenhauſe, einer der merkwürdigſten und lehrreichſt

nicht nur, ſondern auch der ſchönſten und erhebendſten Abende, den ich durchlebt habe, hat mich nur beſtärken können darin daß, wie man nicht außer Acht laſſen darf, was uns träumt, weil es uns aus uns ſelber heraus träumt, ſo Jeder ſich bewachen ſoll in dem, was er träumt, weil er nicht wiſſen kann, was er in ſich hinein träumt.

Gäbe die Einſicht, daß nicht nur unſere Luftſchlöſſer uns ſelbſt zu ihrem Baumeiſter, ſondern auch die überraſchendſten Scenen eines Traumes uns ſelbſt zu ihrem Dichter haben, gäbe ſie nur ein ſchärferes Auge für moraliſche Schwächen und ein beſſeres Verſtändniß der intellectuellen Krankheiten, ſo wäre der nicht zu entſchuldigen, der in beider Hinſicht Geſunde zu einem Gange verleitet hätte, der an das Siechbette führt. Glücklicher Weiſe aber eröffnet das gefundene Reſultat, wenn es mit dem verbunden wird, was dieſe Unterſuchung einleitete, die Ausſicht in ein Gebiet, wo ſelbſt der von Geſundheit Strotzende noch Heilung ſucht und findet. — Es ward dort nämlich von dem Gegenſatz geſprochen, den der Begriff der Erſchaffung der Welt zu dem ihrer Erhaltung bilde, da jener alles Von-ſelbſt-ſein aufhebe, dieſer behaupte. Dies hindert den unbefangenen frommen Sinn nicht, Beides neben einander zu ſtatuiren, und wird ihm — wie das oben geſchah — *bemerklich* gemacht, eine Verbindung Beider führe auf *Unbegreiflichkeiten* und Wunder, ſo unterwirft er ſich *dem.* Bei einem gewiſſen Bildungsſtande aber, wo

zwar über die unbefangene Einfalt hinausgeht, ſich aber täuſcht, wenn er ſich für den höchſten hält, bei dieſem fängt man an, jedes Sich-unterwerfen für ehrenrührig zu halten, und da bringt dieſer edle Mannesſtolz dazu, um ſich nicht dem Unbegreiflichen zu unterwerfen, jene Entgegengeſetzten nie zuſammen zu laſſen, und ſo wird denn entſchieden: Verſtändig und conſequent ſei nur Eines von Beiden, entweder alle Freiheit und Selbſtſtändigkeit aufzugeben, die Welt und ſich ſelbſt blos als ein Machwerk und willenloſes Werkzeng Gottes anzuſehn, oder ſich Selbſtſtändigkeit zuzuſchreiben, dann aber auch den Wahn aufzugeben, daß eine höhere Macht ſich in unſere Angelegenheiten miſche; dagegen Beides: Geſchöpf und doch ſich ſelbſtbeſtimmend und frei, das ſei ein viereckiger Cirkel, den könnten ſie nicht dulden. — Wenn nur die Guten nicht ſonſt ſich dieſe viereckigen Cirkel ganz ruhig gefallen ließen! Schon was ihnen träumt und was ſie erträumen, bringen ſie ſelbſt hervor und dennoch kommt es ihnen ungerufen; wie viel mehr iſt dies ſo, wenn dem Dichter ein Gedicht entſteht, das, wenn es nicht geworden, wenn es gemacht oder ein Machwerk, kein Gedicht wäre. Wie, wenn wir Menſchen auch nicht Machwerke, ſondern Dichtungen — Träume — der Gottheit wären? aufgegangen in dem sensorio Gottes, wie der nicht nur große, ſondern auch *fromme Newton* den Raum genannt hat? Es hat Beiſo *gefunden, als ein großer Denker die Weltgeſchichte*

Drama nannte, zu dem der ewige Dichter den Plan entwirft und die Rollen vertheilt, die Durchführung der Rollen im Einzelnen aber den improvisirenden Schauspielern überläßt. Warum soll nicht auch das Leben des Einzelnen eine solche commedia dell' arte sein? Daß das Leben ein Traum, spricht dem Calderon alle Welt nach, warum aber nun ein Traum, der dem Lebenden selbst träumt? warum nicht auch einer, den eine höhere Macht dichtet und träumt, von der er hervorgerufen, dann aber dem eignen Wachsthum überlassen ward, so daß es von seiner Entwicklung abhängt, ob er wird in liebender Erinnerung behalten, ob unmuthig abgeschüttelt werden?

Nicht Behauptungen und Lösungen wollen diese Sätze sein, sondern Fragen, Räthsel, die einer Lösung bedürfen, Bruchstücke eines Traumes, den mitzuträumen sie veranlassen wollen. Mögen die, welche ihn mitgeträumt haben und die jetzt dem Erwachen entgegengehn, durch die Erinnerung an ihn, nicht mit dem wüsten und benommenen Gefühle erfüllt werden, mit dem wir einen lange auf uns lastenden Alp loswerden, sondern, weil doch darin hingewiesen ward auf die Lösbarkeit manches wichtigen Räthsels, Einer oder der Andere die Wirkung mit nach Hause nehmen, wie da, wo ein spannender, lange nachklingender, Traum die erste Morgenstunde erheitert *und einen* erfolgreichen Tag verheißt.

7

Ueber

Schwärmerei und Begeiſterung.

Vortrag

gehalten

am 21. März 1863 im wiſſenſchaftlichen Verein

zu Berlin

von

Dr. Erdmann,
Profeſſor in Halle.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Beſſerſche Buchhandlung.)
1863.

Hohe Versammlung!

Daß in der Ankündigung dieses Vortrags die Schwärmerei vor die Begeisterung gestellt ward, kann als ein Verstoß gegen eine der ersten Regeln der Redekunst erscheinen, gegen das Gesetz der Steigerung nämlich, nach welchem immer das Stärkere auf das Schwächere folgen soll, nie umgekehrt. Wollte der Vortragende erwidern er halte die Schwärmerei für Krankheit, die Begeisterung für etwas Gesundes, so würde Mancher das ein Eingeständniß jenes Verstoßes nennen, denn die Ansicht J. Browns, nach welcher Krankheit Steigerung der Lebensthätigkeit, ist, obgleich in der Medicin längst aufgegeben, wo sittliche Zustände beurtheilt werden noch sehr verbreitet. Nicht nur bei dem gemeinen Mann, der, wenn er sich betrügen ließ, seine Einfalt gern zu große Ehrlichkeit nennt, sondern auch bei den höchstgebildeten, die, wenn in einem Lande, wo bisher Jeder seinem Berufe lebte, Alles drunter und drüber geht, weil der Koch den Kellner spielt und der Kellner den Koch, dies eine Steigerung des politischen Lebens heißen. So bleibt wohl kaum etwas Anderes übrig

als jener Erwiderung die Erklärung hinzuzufügen, daß der Standpunkt dieses Vortrags nicht jener ethische Brownianismus ist, sondern daß er vielmehr mit den Ansichten übereinstimmt, nach welchen Krankheiten im Zurückfallen auf frühere Zustände oder auch darin bestehen, daß, an sich normale und gesunde Gebilde sich zur Unzeit oder an ungehörigen Orten zeigen. Kann gleich eine solche Erklärung mich in Mißcredit bringen bei den Aerzten, die weder auf die ältere Teratomorphie Etwas geben, noch auf die neuere Theorie von den pathologischen Substitutionen, so ist doch durch sie der Grund angegeben, warum hier zuerst die Aufmerksamkeit gelenkt werden wird auf ein Gebiet unterhalb der Sphäre, wo uns die Schwärmerei und die Begeisterung begegnet, ich meine auf das untermenschliche Leben.

1.

Wenn Solche, die über das Wesen des thierischen Lebens die allerverschiedensten Ansichten haben, doch darin übereinstimmen, daß sie von Thier-*Individuen* sprechen, also ein Wort brauchen, von dem nicht nur mittelalterliche Philosophen gelehrt haben es dürfe nur angewandt werden, wo Vielheit und mögliche Theilung gegeben sei, sondern auch unser Sprachgefühl, welches nicht zuläßt, daß wir das ganz Einfache (Atom) ein

Individuum nennen, so beweist das, daß nach der Ansicht Aller zu einem Lebendigen dies gehört, daß Mannigfaltiges zu einer Einheit verbunden ist. Beide aber, die Mannigfaltigkeit und die Einheit, zeigt uns das Thierleben in sehr verschiedenen Verhältnissen, und von diesem Verhältniß hängt es (wenigstens mit) ab, ob wir ein Thier hoch oder niedrig stellen auf der Stufenleiter thierischer Vollkommenheit. Ganz wie die Thiere, die fast nur einfache Zellen sind, also Einheiten ohne alle Mannigfaltigkeit, ganz so stellen wir auch wieder die Thiere sehr niedrig, in welchen die Einheit so schwach ist, daß durch einen Schnitt ein Lebendiges in zwei verwandelt werden kann. Diese Selbstständigkeit der Theile und ihre Unabhängigkeit vom Ganzen, verliert sich, je höher man an jener Stufenleiter hinaufsteigt, um so mehr. Indeß ist sie noch beim Krebs so groß, daß sein Leben ungestört seinen Gang geht, auch wenn ihm jährlich ein neuer Magen wächst; Etwas, worum ihn vielleicht mancher Mensch beneidet, bei dem solche Verjüngungskraft sich höchstens bis auf Gesinnung und Grundsätze erstreckt. Bei den vollkommenst organisirten Thieren zeigt sich Mannigfaltigkeit und Einheit ganz gleich zu ihrem Rechte gekommen: jene indem die Glieder verschieden sind und keines das andere vertreten kann, diese indem von ihr getrennt die Glieder verkümmern und *zu Grunde gehn*. Setzt man nun mit dem größten

Philoſophen des Alterthums den Unterſchied zwiſchen einem Organismus und einem bloßen Haufen darein, daß jener Ungleichartiges, dieſer nur Gleichartige verbindet, ſo kann man zweifelhaft werden ob nicht ein Polyp, anſtatt ein Individuum vielmehr ein Haufen (von Thierzellen) genannt werden müſſe. Ein gleiches Bedenken erregt es, wenn bei Erſcheinungen, die uns von den Bienen und Ameiſen her am Beſten bekannt ſind, wo die einzelnen Individuen nicht für ſich leben ſondern, als würden ſie von dem Ganzen gelebt, von ihm getrennt zu Grunde gehen, das Wort Collectiv-Individuum gebraucht wird. Es ſcheint dabei überſehen zu werden, daß die Beſtandtheile eines ſolchen Ganzen ganz gleichartig ſind, ſo daß der gewöhnliche Sprachgebrauch nicht nur mit dem Ariſtoteles ſondern auch mit der Wahrheit mehr übereinſtimmen möchte, wenn er weder von einem Ameiſen-Staate noch von einer Bienen-Familie ſpricht, ſondern dort Haufen, hier Schwarm ſagt, und alſo Wörter anwendet die wir ſtets brauchen, wo die Unterordnung, und darum die Ordnung, fehlt. (Niemand ſpricht von einem Corps von Flüchtlingen oder einem Regiment von Marodeuren, ſondern Jeder ſagt: Haufen oder Schwarm). Laſſen wir nun hier den Ameiſenhaufen, über welchen uns *nicht genug* exacte, wenigſtens nicht tendenzloſe rein *wiſſenſchaftliche*, Unterſuchungen vorliegen, und halten

an den Bienenſchwarm, ſo beweiſt uns durch ihn
Natur, daß es Thiere giebt, die nie für ſich ſelbſt,
ner nur für ein größeres Ganzes, den Schwarm,
n, an dem ſie als ſelbſtloſes und widerſtandsloſes
ſitzthum haften, aus dem ſie ihr Leben ſchöpfen.
: zeigt uns aber, die Unerſchöpfliche, auch ſolche
le, wo Thiere, deren individuelles Leben ſtark genug
um ſich als ſelbſtſtändig zu behaupten, für eine
t lang zu ſolchen ſelbſt- und widerſtandsloſen
jwarmtheilen werden, wie die Bienen immer ſind.
:ſes zeitweilige Bilden eines Schwarmes, das man,
ɜ wie das Bilden eines neuen bei den Bienen,
hwärmen nennt, zeigt ſich bei den Zügen mancher
che, bei den periodiſchen Wanderungen vieler Vögel,
einer ſeiner ergötzlichſten Formen bei der Balze der
:khähne. Das Charakteriſtiſche bei allen dieſen Er-
:nungen iſt, daß die Thiere während des Schwär-
as ihre Individualität, ihr Selbſt, verlieren, daß ſie
hören ſich ſelbſt in Beſitz zu haben und als von
em Andern beſeſſen erſcheinen, daß ein Zauber oder
nn ſie zuſammenhält, in Folge welcher der vom Zuge
:ekommene Fiſch oder Vogel wie toll und blind oder
h ganz benommen erſcheint, und die balzenden Birk-
me ganz kopflos einer nach dem anderen ſich weg-
:eßen laſſen, und beim nächſten Morgengrauen doch
der an den gefährlichen Ort kommen, bis man d

Spielhahn, den burlesken Vortänzer bei ihren Orgien, tödtet und so den Bann (Niemand weiß für wie lange) löst.

Weder das bleibende noch das zeitweilige Selbstloswerden streitet mit dem Begriffe des Thiers; keines von beiden darf daher ein unnatürlicher, oder auch nur unbegreiflicher, Zustand genannt werden. Müßte nämlich der Begriff des Thiers durchaus mit einem einzigen Worte angegeben werden, so wüßte ich dafür kaum ein anderes vorzuschlagen als das Wort Wiederholung. Daß wir so oft die Thier-Individuen Exemplare oder Stücke nennen, (man denke dabei zugleich an Exemplare eines Buches, an so und so viele Stück Louisd'or u. s. w.), daß wir ihnen nicht Eigen- sondern nur den Arts-Namen beilegen, beweist, daß wir in ihnen nur Wiederholungen eines Typus sehen, eine Ansicht die darin ihre Bestätigung findet, daß auch das Thun der Thiere nur ein Wiederholen dessen ist, was Thiere ihrer Art immer thaten, ja daß das vollkommenste Thier, welches auch thut was nicht nur seine Artsgenossen thun, dies doch nicht selbst sondern nur nachmacht. Was Wunder also, daß Wesen die nichts selbst sind nichts selbst thun, selbstlos werden? Ganz im Gegensatz dazu ist von dem Begriff des Geistes der des Impuls-gebens so *unzertrennlich*, daß als sein eigentliches Wesen die *Ursprünglichkeit* und Originalität anzugeben ist. Im Gefühl

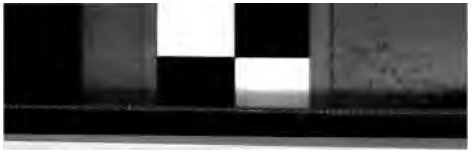
dieſer ſeiner Unwiederholbarkeit und Einzigkeit fordert das geiſtige Weſen für ſich einen eigenen Namen, ſieht in der Bezeichnung mit dem Artsnamen, in der Anrede: Menſch! eine Beleidigung. Mit Recht; jedoch möchte ich zu einer Injurienklage nicht rathen: ein Widerruf des Beleidigers könnte die Sache noch ſchlimmer machen. Mit dem Original ſein, deſſen das geiſtige Weſen ſich bewußt iſt, geht die Originalität ſeines Thuns Hand in Hand. Ohne die That des ſich als Ich Erfaſſens exiſtirte der Geiſt gar nicht, und dieſe That iſt die originellſte, weil ſie nie Einer dem Anderen vor- oder nachmacht. Die Originalität mindeſtens zeigt jedes geiſtige Weſen: als dieſes unwiederholbare Ich zu ſein. Mindeſtens, denn es giebt hierin Grade. Ganz wie, um Wärmegrade oder Höhen abzuſchätzen, man einen Grad oder eine Höhe als Null der Erwärmung und Erhebung ſetzt, und, obgleich wir ſehr gut wiſſen, daß ſchmelzendes Eis viel wärmer iſt als ſchmelzendes Queckſilber und die Meeresfläche viel höher als der Meeresgrund, wir doch erſt dem, was darüber hinausgeht, zugeſtehen es habe Wärme oder Höhe, ganz ſo ziehen wir auch bei der Abſchätzung der Geiſter eine Linie, nehmen einen gewiſſen Grad von Originalität als das Minimum an, welches eben darum nicht gezählt wird. Erſt von dem, der über dieſem Niveau *ſteht, ſagen* wir er habe Geiſt, wer es nur erreicht

ſonſt aber ſich als Copie und Copiſt erweiſt, von dem ſagen wir: er habe keinen, ſei geiſtlos, womit er gar nicht für ein untergeiſtiges Weſen erklärt wird. Alle die Stufen innerhalb des Geiſt-habens, welche durch die Wörter: Mann von Geiſt, geiſtreicher, geiſtvoller oder genialer Mann u. ſ. w. unterſchieden werden, ſetzen immer eine eigenthümliche, unwiederholbare, Productions-, wenigſtens Combinations-Fähigkeit voraus, die über das Niveau hinausgeht, auf welchem der Geiſtloſe ſtehen bleibt, den wir, eben mit Rückſicht auf dies Niveau, den Platten, den Gewöhnlichen, den gemeinen Mann, den Mittelmäßigen, nichts Beſonderes u. ſ. w. nennen, nicht um ihn zu ſchelten, ſondern um den Gegenſatz hervortreten zu laſſen zwiſchen ihm und dem Ungemeinen, Außerordentlichen, Hervorragenden. Steigert ſich nun in Einem der letzteren Art das Geiſthaben zu jener Heftigkeit, die man Affect, Leidenſchaft, Paſſion, nennt, ohne welche nie etwas Großes geleiſtet wird, ſo hat man den Zuſtand der Begeiſterung. Begeiſterung, das zur Paſſion gewordene Geiſt-haben, iſt darum Drang und Vermögen zu originellem Schaffen. Der begeiſterte Künſtler ſchafft Neues, nie Dageweſenes, der geiſtloſe wiederholt und copirt, ſich oder Andere; die religiöſe Begeiſterung ſchafft ein neues Herz, die *wiſſenſchaftliche* eröffnet neue Anſichten der Welt. Daß der Geiſtloſe der Begeiſterung unfähig, iſt darum gar

keine Behauptung, es ist eine selbstverständliche Tautologie. Ist er es aber, so natürlich auch (da $0+0=0$) die Summe der ihm Gleichen, die wir die Masse, die Menge, den großen Haufen nennen, bei welchen Wörtern, wie das hinsichtlich des einen derselben schon vorhin bemerkt ward, immer die Gleichheit der Summirten vorausgesetzt wird. Begeisterung der Masse ist ein Widerspruch in sich selbst: um ihrer fähig zu sein, muß man nicht zur Masse gehören, über derselben stehen, mehr sein als sie. Daraus folgt aber nicht, daß nun auch Alle, welche Geist haben darum sich auch begeistern müßten, ja nur es könnten. Wie es Manchen giebt, der Zeitlebens gesund war, weil ihm nie Etwas gefehlt hat, und der doch nie jenes prickelnde Gefühl kennen lernte, welches uns zeigt, daß die Gesundheit etwas Positives ist, wovon die Adern strotzen ja springen möchten, so kann es geistreiche, ja geistvolle Menschen geben, aus welchen nie der elektrische und elektrisirende Funke der Begeisterung herausschlug. Nur das Umgekehrte ist unmöglich; wie nur das sich vergrößern kann was eine Größe hat, so nur der der Geist hat, sich begeistern.

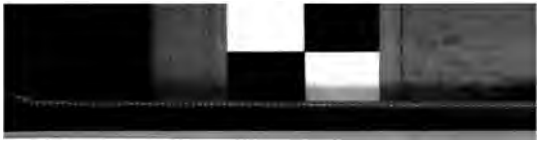
Dem Gebirgsreisenden mag es begegnen, daß wenn er eine Höhe erreicht hat, er um sich nur einen unermeßlichen Nebel-Ocean sieht, aus dem vereinzelte Felsen-*Inseln hervorragen*, harrt er aber geduldig aus, so

Zusehen aber findet man, daß sie aus in, zu
den, allgemeinen geistigen Mächten wurzeln.
der in der Kirche lebt, der welcher unser A
sie sind die Mutterbrust, an der wir ruh
der wir Nahrung ziehen. Dieses Durchdrun
solchen größeren (allgemeinen) Geistern ka
denen, die wir unter dem Namen Masse
faßten, nicht als Ton-angeben, sondern nu
und Nachgehen gestalten: sie singen nicht
sondern die Chöre in dem Oratorium des
und politischen Lebens. Bei ihnen zeigt sic
liche und patriotische Sinn als Zucht und
als Halten an Sitte und Herkommen, di
unterschätzt, welcher nicht weiß daß sie wic
viel schwerer, sind als die momentane Opfe
zu der Zeiten der Noth Alle, auch die Mo
men. Ist aber der, welchen der Allgemein



geisterung, darum möchte sie kaum je herrlicher
lt haben, als bei jenem Apostel, der sich selbst
ißt daß er sagen kann, er lebe eigentlich nicht,
ı ein Größerer in ihm, und wieder sich in seiner
hümlichkeit und Einzigkeit so fühlt, daß er sich
ı kann: Ich habe mehr gearbeitet als sie Alle.
) kann sich Beides nur verbinden, wenn jenes
ein Vielgegliedertes, darum der Mannigfaltigkeit
bhold ist, sondern ihrer bedarf und sie hervor-
Darum eben bei jenem Apostel, der die Bestim-
der Menschheit, für die er begeistert ist, darein
in beseelter Tempel oder Leib zu sein, worin kein
jen noch Theilchen fehlen kann, ohne das Ganze
nstalten oder zu verstümmeln, und eben darum
einen eigenthümlichen Werth hat und etwas Be-
s ist. Sich mit Allen einverstanden, und zugleich
seiner Eigenthümlichkeit verstanden wissen, das
Bedingung zu dieser Begeisterung für das
, die den Menschen, nicht nur, wie die bisher
tete, über seinen gewöhnlichen Zustand, sondern
ich selbst erhebt und fähig macht, Uebermensch-
zu leisten im Dienste jenes größeren Ganzen.
ı ist auch das Mittel, wodurch Einverständniß
und Einer dem Anderen verständlich wird, die
das Wort, das Werkzeug, wodurch diese höchste
erung, die Allgemeinbegeisterung, mitgetheilt

oder vielmehr wodurch Einer aufgefordert wird, sie in sich zu erzeugen. Da die, welche sich überhaupt nicht begeistern können, solcher Aufforderung nicht Folge leisten können, so ist es in der Ordnung, wenn die Masse solchen Ruf überhört. Es ist aber möglich, ja, da die Rede, die die Begeisterung erweckt, ihrem Wortlaute nach Allen verständlich ist, ist es wahrscheinlich, daß in Folge derselben Manchen, der zur Masse gehört, es auch anwandelt sich, gleich den Begeisterungsfähigen, zu erheben. Diese Anwandlung unterscheidet von dem gewöhnlichen oder gemeinen Mann den, für den wir keinen treffendern Namen wissen, als den, durch unsere größten Dichter courfähig gemachten, Studentenausdruck Philister. Wir verstehen darunter den, der nichts Besonderes ist, den es aber anwandelt etwas Besonderes zu sein. In dem englischen **snob** liegt eine Ahndung, aber nur eine schwache, des deutschen Philisters. Wie in Allem so sind wir auch hierin die größte Nation. Was wird nun wohl die Folge einer solchen Anwandlung sein? Eine sinnige Fabel des Alterthums giebt darauf Antwort: Ein genialer Künstler heftet sich selbst und seinem geistlosen Sohne Flügel an die Schultern; ihm werden sie zum Heil, der Sohn aber fällt, nicht nur auf das Niveau zurück von dem er sich erhob, sondern tief unter dasselbe, auf den **Meeresgrund.** Armer Ikarus! und — armer Philister!



Nicht im Stande, gleich Paulus ſo ſich von einer höheren Macht durchleben zu laſſen, daß dies die Kraft und das Bewußtſein der Eigenthümlichkeit ſteigert, und doch verlangend, ſtatt zu leben gelebt zu werden, erkauft er es damit, daß er aufhört etwas für ſich ſelbſt zu ſein, und nun natürlich ſelbſtlos, wie der benommene Vogel oder Fiſch, einem größeren Ganzen verfällt. Statt der Juno übermenſchlicher Begeiſterung umarmt er die untermenſchliche Wolke des Schwarmgeiſtes, wie dies Luther nennt, der Schwärmerei wie es heute heißt. Wie Aefferei nie vom Affen, ebenſo wird Schwärmerei nie von den Weſen geſagt, denen das Schwärmen natürlich iſt; Schwärmerei iſt das Herabſinken geiſtiger Weſen in den Naturzuſtand des Schwärmens, darum ein Mittleres zwiſchen geiſtigem und natürlichem Verhalten, für welches eben darum die Geſetze nicht aus der Geiſteslehre, ſondern der Naturbeobachtung zu ſchöpfen ſind. Entſprechend dem, daß man ſchlecht geheilte Knochenbrüche falſche Gelenke nennt, weil ſie mit den Gelenken die Aehnlichkeit haben, daß bei beiden kein ununterbrochener Knochen da iſt, könnte Einer die Schwärmerei als falſche Begeiſterung oder auch Begeiſterung des Philiſters erklären, da zwiſchen beiden wirklich die Aehnlichkeit Statt findet, daß ſie paſſionirte Zuſtände ſind. Da würde aber über dieſe Aehnlichkeit der viel wichtigere Unterſchied vergeſſen, daß

bei dem Begeiſterten das Geiſthaben, bei denen, die da ſchwärmen, die Geiſtloſigkeit Paſſion ward. Des Schwärmens, d. h. der paſſionirten Geiſtloſigkeit iſt der, der jemals begeiſtert war, gerade ſo unfähig, wie der Geiſtloſe oder die Maſſe es der Begeiſterung war. Dagegen iſt ihre Sache das Schwärmen. Und dadurch wird ſie durchaus nicht zu einem trübſeligen freudloſen Daſein verurtheilt: Freude und Genuß hat Jeder nur in ſeinem Elemente, und die luſtigen Abendconcerte im Froſchteich ſcheinen zu beweiſen, daß des Plaiſirs es dort mindeſtens ſo viel giebt, als in den ſtillen Lüften, in denen der Adler ſich wiegt.

2.

So lange meine Behauptung, daß Schwärmerei ein Zurückfallen auf den Schwarmzuſtand, ſich nur auf ſprachliche Ableitung ſtützt, kann ſie nur fordern, nicht undeutſch geſcholten zu werden. Will ſie außerdem auch noch für richtig gelten, ſo wird für ſie der Beweis zu führen ſein, den man auch ſonſt für naturwiſſenſchaftliche Theorien führt: man wird auf allbekannte Thatſachen hinweiſen und zeigen müſſen, daß ſie bei dieſer Annahme leicht, ſonſt vielleicht gar nicht erklärt werden *können*. Indem jetzt zu ſolchen Thatſachen *übergegangen* werden ſoll, iſt die Abſicht eine doppelte: zuerſt

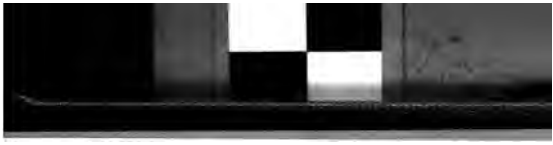
natürlich: aus ihnen auf die Richtigkeit meiner Behauptung zurückzuschließen, dann aber auch: von ihr aus, ungerechtem Tadel jener Thatsachen entgegenzutreten, indem sie als nothwendige Erscheinungen eines Naturgesetzes dargestellt werden. Zum Wesen des Schwarmes gehörte Gleichartigkeit seiner Theile, sie wird also auch zum Schwärmen gehören; da nun lebendige Organismen nicht, wohl aber die Gewebe aus denen sie bestehen, also ihre Bruchtheile, solche Gleichtheiligkeit zeigen, so wird es nicht weiter Erstaunen oder Zorn erregen dürfen, wenn der Schwarmgeist nicht aus Ganzheiten sondern aus Bruchtheilen seine Nahrung zieht. Nicht für die Kirche, den Staat, die Wissenschaft, wird geschwärmt, sondern für Secten, Fractionen, Schulen; ja vielleicht Seiten einer Schule. Umgekehrt aber, man sehe es als ein Naturgesetz an, wenn die, welche sich einer Secte oder Fraction ganz hingeben, allmählig ihre Individualität ganz einbüßen, immer mehr den Anderen gleich d. h. immer ordinärer und gewöhnlicher werden, so daß sie zuletzt nur wollen können wozu die Parole ausgetheilt ward, nur denken und sprechen, was hundert Mal gedacht und gesagt ist. Gewiß ist diese Monotonie, die Manchen dahin gebracht hat zu sagen: von dieser Secte kenne ich schon sechs Exemplare, von jener Fraction fünf Stück und die beiden Seiten jener Schule haben mir acht prächtige Specie

geliefert, — gewiß iſt ſie für den Außenſtehenden ſehr langweilig und legt ihm den Gedanken nahe, daß dies Secten- und Fractionsleben die Menſchen beſchränkt und immer kopfloſer mache. Dies aber berechtigt nicht, ſie zu ſchelten. Langweilig ſein iſt kein Polizeivergehen, geſchweige denn ein Verbrechen, das darf Jeder; und daß, wer darauf verzichtet, ſeinen Kopf für ſich zu haben, wie dies die Fraction verlangt, damit aufhört überhaupt einen zu haben, denn was man nicht für ſich hat, hat man nicht, und alſo kopflos wird, das kann man zum Voraus wiſſen, auch wenn nicht der benommene Fiſch und der kudernde Birkhahn bewieſen, daß den Schwärmenden ein Bann und Zauber gefangen hält. Wir räumen Jedem das Recht ein, ſich ſolchem Zauber hin- und ſeinen Kopf herzugeben, wir verlangen aber auch für uns das Recht, den unſrigen zu behalten, ſowie das: wenn uns vorgeredet wird: „Willſt du nicht in unſere Fraction, ſo mußt du dich zu jener halten“, ruhig zu antworten: Ich gönne Euch eure vielen Fractionen, ich ſelbſt will verſuchen gar nicht in die Brüche zu gerathen.

Einen Zauber oder Bann nannten wir das, was die Schwärmenden feſſelt. Es fragt ſich, woran er gebunden iſt und hängt? Alle Schwärme in der Natur geben uns die gleichlautende Antwort: an einem, den Bezauberten ganz gleichartigen, Weſen. Ein Vieh-

hahn wie die übrigen präsidirt der Balze, ein Kranich oder Lachs wie alle anderen führt den Zug an und ist seine Seele. Auch die Bienen machen hier keine Ausnahme, denn genaue Untersuchungen haben bewiesen, daß die Mütter ganz gewöhnliche Bienen sind, die nur, weil nicht schlechtere Kost und engerer Raum ihr Wachsthum verhinderte, sich, als die besser genährten, schneller und vollständiger entwickelt haben. Hätte ich dies schon gewußt, als vor vielen Jahren in Ostende der sehr gewöhnliche Mensch, der zum Ergötzen der Wirthstafel sehr sentimental, namentlich wenn er im Spiel verloren hatte, zu erzählen pflegte, wie harmlos und poetisch er sei, sich endlich als Antonin Thouret, Deputirter von Lille, erwies, für den damals die Masse in Frankreich schwärmte, so wäre ich vielleicht weniger erstaunt gewesen, hätte aber mehr als damals Gewicht darauf gelegt, daß er so gut genährt war. Vielleicht, sage ich; denn damals ahndete ich nur, was ich jetzt weiß, daß das Schwärmen der Masse nicht nur so heißt, sondern dasselbe ist, wie das Schwärmen in der Natur, daß eben darum beides von demselben Gesetz beherrscht wird und also die Masse schwärmen muß für das, worin sie ihres Gleichen sieht, wenn auch im vergrößerten Maßstabe. Welche Fülle von Belehrungen gewähren mir, seit mir dies fest steht, Naturbeobachtungen, die sonst für mich unfruchtbar waren. Natür-

lich haben sie Bedeutung nur für die Verhältnisse, in die der Mensch durch jenes Herabsinken geräth. Da erzählt ein sehr exacter Beobachter, daß alljährlich in jedem Bienenschwarm, wenn die Zahl seiner Bewohner und die Hitze sehr stieg, die Mutter, um welche bisher Alles kreiste, beunruhigt dadurch, daß sich die neu ausgebrüteten Mütter hörbar machen, darauf ausgeht, dieselben zu vernichten, dann aber, weil die übrigen Bienen dies nicht zulassen, genöthigt ist, dem abziehenden Theil des Schwarms, der sich als neuer constituirt, zu folgen, während die Nachbleibenden, als wäre gar nichts geschehen, sich um die junge Mutter schaaren. Welche Beruhigung ist das für mich, der ich mich früher ereiferte, wenn ein Fractionshaupt, mehr geschoben und gezogen als schiebend und ziehend, zum Haupt eines Fractiönchens ward, weil seine frühere Schaar von ihm abfiel, daß ich jetzt darin ein allgemeines Naturgesetz erkenne. Und wieder, wenn derselbe Gewährsmann erzählt, daß die Bienen fortwährend ihre Arbeit unterbrechen, um dem jeweiligen Weisel ihre Zärtlichkeit zu erweisen, theils indem sie ihn mit der Zunge streicheln, theils indem sie ihm Futter reichen, wie sollte ich darin nicht Waffen finden gegen die, welche darüber jammern, daß die Masse bei ihren Demonstrationen so viel Zeit *vergeude*, oder die, welche darüber spotten, daß dieselbe *so wenig* Erfindungsgabe zeige, stets dasselbe wieder-



hole? Die Sticheleien des Letzteren gehen offenbar auf die Abfütterungen der Gefeierten, und jene cajolirenden Zungenspiele, die in der Sprache gewöhnlicher Sterblichen Trinkspruch oder Toast heißen, im erhabenen aber — ich meine im Zeitungs- — Style: begeisterte, von stürmischem Beifall unterbrochene Anrede. Mein Satz und jeder Bienenkorb muß die Stichelnden überzeugen, daß woran sie solchen Anstoß nehmen, nicht nur unschuldige Sachen sind, sondern nothwendige, weil der ganz natürliche Ausdruck eines ganz natürlichen Demonstrationsdranges. Wie es scheint nur dies Beides, denn ein Drittes, was früher obligat zu sein pflegte, daß man dem Gefeierten — Virtuosen oder Erfinder einer neuen Religion — anstatt der Pferde viel langsamere Zugthiere vorspannte, findet in den Naturerscheinungen keine Analogen, und ist wohl auch deswegen aus der Mode gekommen.

Trotz seines Reichthums an praktischen Anwendungen wird aber mein Satz auf allgemeine Zustimmung um so weniger rechnen dürfen, als es scheint, daß schon die erste daraus gezogene Folgerung mit der Erfahrung streitet. Die Folgerung war: die Masse schwärmt nur für das, worin sie ihres Gleichen sieht; die Erfahrung aber lehre, sagt man mir, daß sie geschwärmt habe und schwärme fur Dichter, Helden, Gelehrte ersten Ranges, und ebenso, daß nicht alle Fractions- und Sectenhäupter *Antonin Thouret's* seien, sondern daß unter ihnen für

höchſt geſcheidte und geiſtreiche Männer finden, ſelbſt wenn es wahr ſein ſollte, daß die ſich um ſie ſchaaren dies Beiwort nicht verdienen. Alles richtig; aber auch dieſen Einwand widerlegt — die Naturgeſchichte der Schwärme. Man hat, um herauszubringen, was denn eigentlich die Bienen an die Mutter feſſelt, dieſe auf verſchiedene Weiſe verſtümmelt und dabei gefunden, daß wenn man ihr beide Antennen (Fühl- oder nach Anderen Geruchshörner) abſchneidet, Niemand mehr ihrer achtet. Da nun die Antennen nicht zu den Organen gehören, worin die beſſere Koſt und größere Brütezelle die Entwicklung modificirte, ſondern hierin Weiſel und Arbeitsbiene ſich gleich ſind, ſo iſt es bei ihnen — tout comme chez nous. Wie dort die Bienen nach den Antennen, ſo ſucht bei uns die Maſſe, ehe ſie ins Feuer geräth, bei dem zu Feiernden nach Solchem, worin er wie ſie, d. h. geiſtlos und gewöhnlich iſt. Kann ſie nun dies „den Zopf, der Allen hinten hängt" durchaus nicht finden, ſo hängt ſie ihm einen an; ſtößt ſie aber auf Einen, an dem ſie keinen wahrnimmt, deſſen Olympier-Augen aber anzudeuten ſcheinen, daß er gar nicht geſonnen ſei, ſich ſo ein Ding anhängen zu laſſen, ſo läßt ſie ihn ſtehen, denn der iſt ihr zu „vornehm", und ſucht nach einem Anderen, von dem die Leute auch *viel ſprechen*, und der doch mehr iſt „wie unſer Einer". *Nun aber* giebt es Eines, worin auch der Allerver-

nehmſte gleich einem der Ihrigen wird: er ſtirbt. Nichts iſt gewöhnlicher, Nichts gemeiner, Nichts ordinairer als der Tod; in Nichts zeigt ein Menſch mehr Mangel an Geiſt als darin, daß er ſeinen aufgiebt. Schon darum ſind die Todten für die nach Enthuſiasmus dürſtende Maſſe eine gefundene Beute: ihr bloßes Sterben exaltirt für ſie, und ſo kann es vorkommen, daß Einer, der am Vorabende ſeines Todes deteſtirt ward, am Tage nach demſelben mit Ovationen gefeiert wird. Dazu kommt aber zweitens, daß der Todte ſich nicht mehr wehren kann gegen das Anhängen aller möglichen Zöpfe, die ihn der Maſſe erſt werth, und die ihn fähig machen, die vergötterte Puppe einer Saiſon zu ſein. Nichts iſt lehrreicher als dieſe, für die ſchwärmende Maſſe erfundenen Geſchichtchen, aus denen man zwar nie lernt, was der Gefeierte war, wohl aber, was den Feiernden über Alles geht. Sehr charakteriſtiſch iſt in dieſer Hinſicht, das dem Galilei angedichtete, Geſchichtchen, daß, als er die Bewegung der Erde abſchwören mußte, er für ſich gemurmelt habe: Und ſie bewegt ſich doch. Ich nenne das Geſchichtchen erfunden; denn da jene Worte unhörbar ſollen geſprochen ſein, ſo wüßte man von ihnen doch nur durch Galilei's eigene Erzählung. Für ſo geſcheidt aber wird man den Galilei doch wohl halten, daß er gewußt hat, wie es nicht ſehr viel Heldenmuth zeigt, auch gewöhnlich von jedem braven Kerl

verhöhnt zu werden pflegt, wenn man Faust in der Tasche macht. Der Philister freilich sieht die Sache anders an: ihm erscheint Einer, der in seiner Tasche Faust macht, als ein Goliath an Muth, denn er selbst bringt es nur zu Schnippchen in der seinigen. Das wissen die auch sehr gut, die ihn mit jenem Geschichtchen regaliren; ihm deutlich zu machen, worin die wahre Größe Galilei's besteht, möchte sehr schwer sein, wogegen das „Inwendig raisonniren" ihm verständlich ist, und verehrungswürdig erscheint; deswegen wird ihm von seinem Lieblings-Blatt oder Redner von Zeit zu Zeit pathetisch zugerufen: E pur si muove, wobei Beide noch den Neben-Vortheil haben, daß er sich sagt: die verstehen nicht nur Alles, sondern sogar Italiänisch. Ganz wie hier den Galilei, so richtet die Masse jeden wirklich Großen sich erst zu, um ihn genießbar zu finden, und für ihn schwärmen zu können. Sie bestätigt darin nur, was gesagt ward: Man begeistert sich für Größeres, Höheres, man schwärmt nur für seines Gleichen.

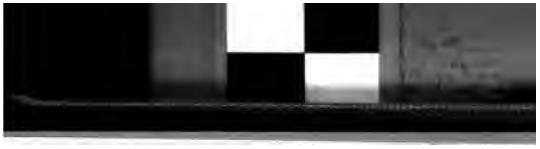
Ist Schwärmerei nicht sowohl ein geistiger, als vielmehr ein Naturzustand, in welchen geistige Wesen gerathen, so folgt von selbst, daß Bedingungen rein physischer Art ihr Hervortreten ermöglichen oder verhindern werden. Nicht nur der Jäger, der früh Morgens die Birkhähne bei der Balze überraschen will, sagt, wenn

es Abends stürmt und Flocken fallen: es wird nichts, sondern dasselbe Wort spricht Pétion am Vorabende einer verabredeten Straßendemonstation aus, als er sein Fenster öffnet und es regnet. Ohne Gefühl des physischen Wohlseins schwärmt sichs gar zu schlecht. Auch dies ist bei der Begeisterung anders. Während der größten Verfolgungen und Leiden hat sich in der Kirche die größte Begeisterung gezeigt; inmitten der größten Landescalamität gründet unser, selbst verarmter, König die Berliner Hochschule; während der drückendsten Baumwollennoth denken die Fabrikarbeiter in Lancashire an die Gründung von Schulen für ihre Kinder. Dagegen, wo schnell erworbener Reichthum jeden Genuß leicht erreichbar macht, da will man alle acht Tage ein neues **excitement**, und wo in Folge eines bis dahin unerhörten materiellen Wohlseins **la France s'ennuie**, da schwärmt die Masse heute für den, der jenes Wort erfand, morgen wendet sie es an gegen seine eigenen glänzenden Reden und rottet sich um den, der ihn einen Schwätzer nennt und einen Lügner. Ist physisches Wohlsein Lebensbedingung für die Schwärmerei, so ist es eine Ungerechtigkeit, wenn man die Schwärmenden schilt, daß sie sich das Gefühl des Wohlseins zu steigern pflegen, oder wenn man mit bitterem Spott das Leben in der Wüste, das Fasten und die Nachtwachen, *wie einst begeisterte* Männer es übten, den Enthu-

ſtaſten von heute mit ihren Zweckeſſen als Muſter vorhält. Es iſt eine Ungerechtigkeit, denn Eines ſchickt ſich nicht für Alle. Pulſatillen gedeihen auch in purem Sande, Nympheen gehen darin zu Grunde; die Schwärmerei iſt wie die letzteren, ſie will begoſſen ſein, ſogar ſehr. Daß man aber dazu Flüſſigkeiten nimmt, die allerlei organiſche Beſtandtheile enthalten und, im Fall es dieſer zu viel gab, dies durch Soda haltiges Waſſer gut macht, das iſt nach Prinzipien der Agriculturchemie das einzig rationelle Verfahren.

3.

Da die bisherige Auseinanderſetzung nur gezeigt hat, daß, wenn einmal geſchwärmt wird, die, welche es thun, nicht noch beſonders getadelt werden dürfen, wenn ſie langweilig werden, beſchränkt erſcheinen, nicht im Trocknen ſitzen wollen u. ſ. w., weil dies Alles dann ganz natürlich iſt, ſo hat ſie offenbar einem Plaidoyer geglichen, das nicht auf Freiſprechung des Angeklagten hinarbeitet, ſondern nur darauf, dem Mitleiden der Geſchworenen die Annahme mildernder Umſtände zu entreißen. Vielleicht iſt der Inculpatin Unrecht geſchehen. In Einem nicht nur vielleicht, ſondern gewiß: darin, *daß man* den Hauptzeugen nur erzählen ließ, was gegen *ſie ſpricht*, in dem aber, was für ſie zeugen konnte, ihn



gar nicht befragte. Dieſer Hauptzeuge iſt für uns die Sprache geweſen, die uns bezeugen mußte, daß Schwärmerei mit Schwarm, Begeiſterung mit Geiſt verwandt ſei. Nun giebt uns aber doch die Sprache ihre Winke nicht nur durch die Stammverwandtſchaft der Wörter, ſondern auch durch das, was in ihr herrſchender Gebrauch; ja auf dieſen muß man eigentlich mehr geben, weil er nicht nur, wie jene, uns lehrt wie damals, wo die Wörter entſtanden, unſer Volk dachte, ſondern wie es noch heute denkt. Erkundigt man ſich aber bei dem heutigen Sprachgebrauch nach der Schwärmerei, ſo denkt er bei dieſem Worte nicht, wenigſtens gewiß nicht zuerſt, an das ſich zu einem Schwarm Zuſammenrotten, ſondern er meint jenen exaltirten Zuſtand, der in der Einſamkeit ſo gut wie im Verein mit Anderen, vielleicht noch beſſer gedeiht, in dem das Herz für das Edle glüht, nach dem Höchſten verlangt. Dieſe Schwärmerei als ſein ausſchließliches Eigenthum dem Philiſter zuſprechen, ihr alles das nachſagen, was bis jetzt von der Schwärmerei geſagt wurde, würde jedes ſittliche Gefühl verletzen. Und wieder ſagen: mit ihr verhalte ſichs ganz anders als mit der bisher betrachteten, das ſcheint unſere ganze Begriffsbeſtimmung umzuwerfen. Doch nicht. Nicht nur anders iſt dieſe einſame Schwärmerei, als die bisher betrachtete, ſondern ihr gerades *Gegentheil, und dennoch* bezeichnen wir beide mit Einem

Worte; mit demſelben Recht, mit welchem wir Dämmerung nicht nur den Anbruch des Tages nennen, ſondern auch das Gegentheil davon, ſein Vergehen. Die frühere Behauptung: Schwärmerei ſei ein Zuſtand Solcher, welche der Begeiſterung nicht fähig, bleibt unerſchüttert, auch wenn Solche unterſchieden werden, die überhaupt nicht und Solche, die nur noch nicht ſich begeiſtern können. Ja ſelbſt das ganz zuerſt ausgeſprochene Urtheil, Schwärmerei ſei Krankheit, kann aufrecht gehalten und doch zwiſchen ſolchen Krankheiten unterſchieden werden, welche die Geſundheit nur fährden, und denen die, weil ſie vor künftigen Krankheiten ſicher ſtellen, dieſelbe zugleich fördern, wie Pocken, Scharlachfieber, kurz alles das, was man Entwicklungs- oder Kinderkrankheiten zu nennen pflegt.

Den Zuſtand, wo etwas noch nicht iſt, was es ſein kann und ſoll, nennt man überall Keimzuſtand oder Unreife. In der Zeit, wo der Geiſt erſt reift, d. h. der Jugend, kann auch die Begeiſterung nur im Keimzuſtande ſich zeigen, und dies iſt jene andere Schwärmerei, von der eben geſprochen wurde, die nicht im Nie-, nur im Noch nicht-Begeiſtertſein beſtehen ſollte. Von ihr, der Jugendſchwärmerei, gilt nun nicht, was von der Schwärmerei der Maſſe geſagt ward, daß *ſie nur* uneigentlich, wie die faſchen Gelenke, *Begeiſterung* heiße. Sie iſt es wirklich, nur im Knabenalter

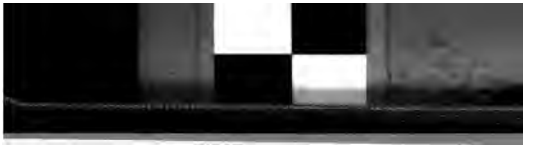
ſtande. Sie iſt Begeiſterung, denn ſie adelt den, der ſie hegt, indem ſie den Keim der Urſprünglichkeit in ihm nährt und ihn dahin bringt, nie ſich gemein zu machen, ſtets ſich über das Gewöhnliche zu erheben. Sie iſt Begeiſterung, denn ſie kann ihren Gegenſtand nicht vornehm genug haben, und wo ſie demſelben etwas andichtet, da wird es gewiß nicht ſein, daß er Muth zeigt, wo es Niemand merkt, ſondern eher, daß er den Martyrtod nie geſcheut habe. Sie iſt Begeiſterung aber im Keim- oder Knospenzuſtande: was ihr fehlt, iſt nicht der Inhalt, ſondern die entwickelte Form, die Entfaltung, und darum die Klarheit. Wie die Jugend Geiſt nur zeigt, indem ſie Herz (dieſe Knospe des Geiſtes) zeigt, ſo iſt auch ihre Begeiſterung ein Herzenszuſtand und heißt da (jugendliche) Schwärmerei. Während die Schwärmerei der (herzloſen) Maſſe darin beſteht, daß ihr etwas in den Kopf geſetzt ward, zeigt die Schwärmerei der Jugend, wie das, was den Geiſt des begeiſterten Mannes erfüllt, ſich dort geſtaltet, wo es die Herzen eroberte. Statt der klar gedachten Vernunftforderungen in dem Begeiſterten, ſprechen in dem jugendlichen Schwärmer die unbeſtimmten Wünſche des Herzens, ſtatt der klaren Welterkenntniß dort, malt hier die Phantaſie ſich ihre eigene Welt. Weil ſie aber rein ſind dieſe Wünſche und Phantaſiegebilde, deswegen ſtimmen ſie mit dem zuſammen, was dort de

klaren Geiſt erfüllt; was Beide wollen, der Begeiſterte und der jugendliche Schwärmer, es iſt dasſelbe: das Ideale. So gewiß es darum iſt, daß wer jemals begeiſtert war, nie ſchwärmen kann, ebenſo gewiß, daß nie Einer Begeiſterung zeigen wird, der nie geſchwärmt hat. Die Möglichkeit der Begeiſterung beruht darauf, ja ſie beſteht darin, daß in der Jugend geſchwärmt ward, aber ausgeſchwärmt. Dies Wort hat nicht den ruchloſen Sinn, wie in dem Munde Mancher das Wort „ausgetobt", daß nämlich die Jugend das Mark ihrer Knochen vergeuden ſolle, damit man im Alter windelweiche Männer habe, die keines Widerſtandes fähig. Nein, ausſchwärmen ſoll die Jugend ſo, wie der Moſt ausgähren ſoll, um ein Getränk zu geben, das, wenn es auch nicht die fliegende Gluth des „Federweißen" erregt, kräftiger iſt, nachhaltiger erwärmt, und ſicher iſt vor einer zweiten, unzeitigen Gährung. Die Jugendſchwärmerei iſt der gährende Moſt der Begeiſterung, die Schwärmerei der Maſſe iſt ihr Eſſig; darum entſteht ſie auch ganz wie dieſer. Wo nämlich die Umſetzung der Beſtandtheile, die wir Gährung des Moſtes nennen, unterbrochen wird, ehe ſie durch die ganze Maſſe hindurchgegangen iſt, da entſteht in dem Weine, der darüber hinaus ſein ſollte, ein neues Arbeiten, ein *Gähren*, das aber eine Zerſetzung anderer Art iſt, eben *das Werden zu Eſſig*. Gerade ſo entſteht, wo die der

Jugend ziemende Schwärmerei gewaltsam unterdrückt ward, in der Masse, deren Bestimmung ist, ruhig zu sein, eine Gährung schlimmerer Art, und ihr Verhältniß wird am richtigsten so formulirt: die Schwärmerei der Masse ist verhaltene oder zurückgetretene Jugendschwärmerei. Dies führt auf eine weitere Frage: was veranlaßt solches Zurücktreten?

Einem Vortrage, der den Beobachtungen über das Schwärmen in der Natur so viele Belehrungen entlehnte, ja seinen Ursprung verdankt, ist es nicht zu verübeln, wenn er auch hier sich bei ihnen Raths erholt. Da sagt ihm nun die Erfahrung, daß von den ursprünglich ganz gleichen Bienenmaden in den Einen, den in die engen Zellen gelegten, die Lebenskeime kommender Generationen verkümmern, in den Anderen, die nicht so eingeengt aufwachsen, sich entwickeln und reif werden. Weiter aber lehrt das Experiment, daß auch in der letzteren sie ertödtet werden, sobald sie einer zu niedrigen Temperatur (— 5°) ausgesetzt werden. Dem Winke, den jene Erfahrung uns giebt, könnte Einer die Fälle entgegenstellen, wo auch die beengendsten Verhältnisse die Kraft des Geistes nicht brachen, ja, indem sie frühe zum Widerstande aufforderten, vielmehr steigerten, so daß also hier der Eingeengte selbst that, was im Bienenkorbe Anderen überlassen bleibt: *die Zelle erweitern.* Keiner wird diese Fälle leugnen

die uns mit Stolz ob der Kraft des Menschen erfüllen. Keiner aber wird behaupten, daß es immer, Wenige nur, daß es oft so geht. Schlagender noch, aber auch niederschlagender ist, was jenes Experiment uns andeutet. Es mahnt uns an die, welche die Keime wahrer Begeisterung in sich trugen, die aber in eine Atmosphäre gesetzt wurden, wo der kalte, ertödtende Hohn geistreicher, aber blasirter, Wortführer jeder schwärmerischen Anwandlung als Romantik den Krieg erklärt, jeden Funken wahrer Begeisterung als Idealismus brandmarkt, und in denen jene Keime erstarrten. Und nun trete man mit, durch Erfahrung und Experiment geschärftem, Blick an die Gegenwart heran: die wachsende Bevölkerung beengt immer Mehreren den Raum, durch den wachsenden Wohlstand sind Bedürfnisse und Genüsse aller möglichen Art entstanden und die Zahl derer Entsetzen erregend gestiegen, die von Jugend auf erst hören, dann denken: das mußt du entbehren, wenn du dir nicht Mittel schaffst, es zu erreichen. Will Einer sich wundern, wenn Diese nie eine Anwandlung jugendlicher Schwärmerei empfanden? Und wieder, wenn man bedenkt, daß den immer weniger Werdenden, denen mehr Spielraum und bessere geistige Kost geboten ward, und die also wohl hätten schwärmen können, schon an der Wiege Heine's und Anderer Sarkasmen dagegen vorgesungen wurden, muß man es nicht ganz natürlich



finden, wenn sie das in sich zu unterdrücken suchen, was man sie gelehrt hat, „blöde Jugendefelei“ zu nennen, und wenn ihnen dies (wenigstens hinsichtlich der Jugendlichkeit und Blödigkeit) wirklich gelingt? Beides also hat sich vereinigt, um in der Gegenwart die Zahl derer so groß werden zu lassen, in denen die weinigte Gährung jugendlicher Schwärmerei gehindert und unterbrochen, die Essiggährung der Massenschwärmerei hervorgerufen ward. Darum werden wir nicht nur, wie vorhin, die Aeußerungen dieser Schwärmerei, sondern wir werden ihr Dasein, ihr Vorkommen selbst ruhiger ansehen müssen, als dies gewöhnlich geschieht, denn wir haben uns erklärt, warum sie nicht ausbleiben konnte. Ja, wenn wir heute sehen, daß es dieses Essigs doch gar zu viel giebt, so wird selbst darin noch ein Trost und ein Grund zur Freude gefunden werden können. Nicht im Sinne derer freuen wir uns des Essigs, welche ihn praktisch verwerthen, indem sie, was sich sonst nicht halten würde, den eigenen ephemeren Ruhm darin einmachen, sondern weil, so Schade es ist, daß ein Jahrgang umschlug, er uns beweist, wie viel Trauben unser Land trug.

Und neben diesem leidigen Trost kein Heilmittel? Selbst wenn mein Beruf wäre, was er glücklicher Weise nicht ist, als Heilkünstler in die Zeitverhältnisse einzu-

greifen, dürften mehr von mir wenigstens die nic

verlangen, welche die neuere Medicin auf Koſten der älteren erheben, weil ſie zwar nicht mehr Kranke kurirt, aber viel beſſer weiß, woran ſie ſtarben. Wie viel weniger dürfen ſie es jetzt, wo mein Beruf nur iſt, der Zeit, ſo weit ich es vermag, den Spiegel der Wahrheit vorzuhalten. Sehen wir aber zu, wie in dieſem Zeitſpiegel das, was uns beſchäftigt hat, die Schwärmerei und Begeiſterung ſich uns darſtellt, ſo zeigt er uns zuerſt das glänzende Bild, das wir in dieſen Tagen ſahen, wo Tauſende von Solchen, die vor einem halben Jahrhundert ſchwärmend für das Vaterland, kaum noch Jünglinge, ſich auf ihres Königs Ruf um ihn ſchaarten, als Greiſe mit Preußens größten Ehrenzeichen geſchmückt, auf ihres Königs Ruf um ihn ſich ſammeln, begeiſtert für das, wofür ſie damals ſchwärmten. Er zeigt uns weiter ein trüberes Bild: er zeigt, wie mißtrauiſches Unterdrücken jugendlicher Schwärmerei nur in ſehr Wenigen die Keime wahrer Begeiſterung ſteigerte, in Vielen ſie verkümmerte, in noch Mehreren ſie erſtickte oder verſäuerte, und wie dem Jubelrufe jener unglückſeligen Zeit: alle Gährung hat aufgehört in der ſchwärmenden Jugend, heute das ſpottende Echo antwortet: die Maſſe gährt und ſchwärmt. Er zeigt uns endlich — doch nein! möge ein Anderer den Vorhang *lüften*, hinter dem ſich zeigt, wie ſich eine Welt ge*ſtaltet*, wo dies ſeine Früchte trägt, daß Geiſtreiche, die

Begeisterung', welche erst reist, verhöhnen, und Geistvolle mit denen buhlen, die keiner fähig sind. Anstatt mit einem solchen Mißklange zu schließen, geht mein Vortrag vielmehr zu denen über, die, weil der Prometheische Funke noch in ihnen glüht, uns eine Zukunft verheißen, die nicht nur schwarz ist. Und nicht nur zu ihnen, um uns, — auch an sie, um sie selbst zu ermuntern, möchte er sich richten. Auch hier im Saale schlägt vielleicht manches junge Herz und drohen die geheimnißvollen Ahndungen jugendlicher Schwärmerei die volle Brust zu sprengen, weil sie sich verbergen müssen vor denen, die ihrer spotten, oder welterfahren weissagen: dergleichen führe zu Nichts in einer Welt, wie sie nun einmal ist. Möge auch hier — zum letzten Male — ein Blick auf das Schwärmen der Naturwesen Belehrung und Beruhigung gewähren. Vollbeladen mit den Schätzen der duftigsten Blumen sucht ein Bienchen den Rückweg. Richtungslos ist sein Flug, denn sein Haus ist mutterlos, oder es selbst zu weit davon abgekommen. Da kreuzt, kühn und sicher, weil er seinen Strich nicht verlor, der Arbeiter eines mächtigen Schwarmes der Armen den Weg. Erschrocken weiß sie nichts Besseres zu thun, als ihren Honig anzubieten; der wird angenommen, und — nach kurzer Zeit finden wir die Beraubte emsig arbeitend neben dem Räuber, der sie *in sein Haus mitnahm.* Schwärme darum die jung

volle Seele unbesorgt weiter! Schwärme sie, wie der uns älteren Generationen einst schwärmen machte, der heute vor hundert Jahren geboren ward. Schwärme sie getrost und siegesgewiß. Wir finden sie einmal wieder und lassen uns erzählen, wie sie mit dem, was ihr Honigmündchen gab, sich eine Heimath erkauft hat, in der aus der richtungslosen Schwärmerei Begeisterung ward für das, was zuletzt allein begeistert, für Pflicht und Beruf.

Berlin, Druck von Gustav Schade.
Marienstraße Nr. 10.

Zwei Märtyrer der Wissenschaft.

Vortrag

gehalten

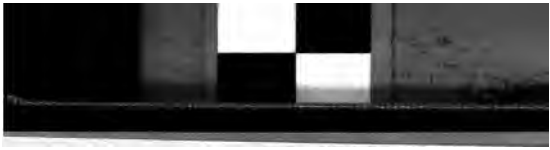
zum Besten des Halleschen Frauenvereins

am 9. März 1864

von

Dr. Erdmann,
Professor in Halle.

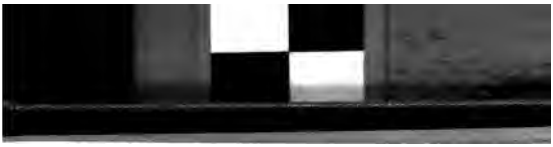
Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Besser'sche Buchhandlung.)
1864.



Hochzuverehrende Verſammlung!

In den, zum Schaden beider Theile, oft wiederholten Streitigkeiten über den Vorzug des Glaubens oder Wiſſens und den, ſich daran anſchließenden, Zänkereien über Religion und Wiſſenſchaft, iſt es vorgekommen, daß die Gläubigen, indem ſie mit gerechtem Stolz auf die Menge von Blutzeugen hinwieſen, deren ſich die Religion rühmt, daran die neckende Frage knüpften, wo denn die ſeien, die für ihre wiſſenſchaftliche Ueberzeugung den Beweis geliefert haben, den der ehrliche Kant als den ſchlagendſten bezeichnet: daß ſie Alles, Wohlſein und Leben, daran ſetzten? Bei ſolcher Gelegenheit hat es an ſpöttiſchen Seitenblicken auf jenen Heros der Wiſſenſchaft nicht gefehlt, der trotz ſeiner beſſeren Ueberzeugung es doch abgeſchworen hat, daß die Erde ſich bewege. Wer dem Galilei gleich nachher geſagt hätte, daß ein ſolches Abſchwören eigentlich eine jämmerliche Sache ſei, hätte von ihm leicht die Antwort erhalten können: Freund! Das haſt du mir nachgeſprochen. Denn in der That hat er, als *einige Jahre* vorher ſich das Gerücht verbreitet hatte

er habe abgeſchworen, den Cardinal Bellarmin um ein ſchriftliches Zeugniß gebeten, daß dieſe „ehrenrührige“ Behauptung eine Verläumdung ſei. Bei ſolchem aufrichtigen Eingeſtändniß erſcheint es mir als Härte, wenn, anſtatt des Vielen was ihm Ehre macht, ſeit zweihundert und ein und dreißig Jahren immer wieder das Eine erwähnt wird was keine; ja die Härte wird zum grauſamen Hohn, wenn man dies Eine ſo behandelt, als wäre es das Größte was Galilei je gethan. Wie klein müßte der doch ſein, deſſen größte Großthat etwas wäre, was er ſelbſt für ſchmachvoll erklärt! Aber geſetzt es wäre anders, geſetzt Galilei hätte geglaubt und ich glaubte, was wirklich Viele zu meinen ſcheinen, daß Sich-Durchlügen eine Heldenthat ſei, oder auch ein Martyrthum, ſo würde dies nicht ich zu beweiſen, nicht ich den Galilei zu rechtfertigen haben, ſondern der Phyſiker. Statt ſeiner dieſe Pflicht erfüllen hieße einen Eingriff thun in ſeine Rechte, zu denen doch gewiß gehört, daß man nicht gehindert werde ſeine Pflicht zu erfüllen. Wäre nun gar der Phyſiker, dem ich ſein Thema vorwegnähme der unſrige, ſo wäre das ein Raub an uns ſelbſt, den Sie alle, mit Recht, mir nicht vergeben würden. Dagegen trete ich Niemand zu nahe und thue ſo recht was meines Amtes iſt, wenn ich den, nicht nur der *Phyſik* ſondern der Wiſſenſchaft überhaupt hingeworfenen, Handſchuh ſo aufhebe, daß ich aus dem Munde



rologio gerade meiner Wissenschaft, der Philosophie, zwei Namen hervortreten lasse. Zur Wahl des einen verpflichtet sogar ein persönliches Band; Jahre lang hat, der ihn trug an derselben Universität, der ich anzugehören die Ehre habe, an der Universität Wittenberg, in dem Fache gelehrt, das ich an derselben vertreten helfe. Nur eine Bemerkung muß ich, um Mißverständnisse oder falsche Erwartungen abzuschneiden, vorausschicken: Wenn ich hier von zwei Märtyrern der Wissenschaft spreche, so wird dies Wort im Sinne des Jahrhunderts genommen, dem sie angehörten. Das sechzehnte Jahrhundert kannte noch nicht einmal Hagel- und Feuer-Assecuranzen, geschweige denn die viel neuere Erfindung der Versicherungsanstalten gegen Martyrthum. Gegen darf ich wohl eigentlich nicht sagen, da diese Anstalten ja ausdrücklich zum Martyrium auffordern, etwas was freilich die Feuer-Assecuranzen auch oft thun, aber doch nur wider Willen. Diese Institute also kannte jene dunkle Zeit noch nicht. Die Leute von damals waren wirklich unglaublich zurück. Wenn sie gehört hätten, was wir so oft mit Augen sahen, daß Einer, der sich „für seine Ueberzeugung geopfert" hat und nun die erwartete Leibrente aus einer Märtyrer-Casse richtig bezieht, davon Lustreisen macht, daß er in Zweckessen gefeiert wird, in glänzenden Toasten sein *Martyrthum* schildert und jubelnde Vivats dafür erndtet

— sie wären im Stande gewesen von einem solchen Märtyrer in heiler Haut (dieser Spécialité des neunzehnten Jahrhunderts) zu sagen, er habe wohl eine heile Haut aber er sei gar kein Märtyrer. Freuen wir uns unseres aufgeklärten Zeitalters, denken wir aber, um jene Zeit zu verstehn, für eine Stunde wie sie.

1.

Gerade am Scheidepunkte der beiden Hälften des sechzehnten Jahrhunderts wird in einer angesehenen Familie Giordano Bruno geboren. In der Neapolitanischen Stadt Nola; daher: il Nolano. Ganz jung tritt er in den Dominicanerorden. Mit welchem Sinn er den erwählten Beruf ergriff, darüber fehlen uns alle Nachrichten; vielleicht mit glühender Schwärmerei. Vielleicht war seine verloren gegangene Jugendschrift von der Arche Noäh, die er dem Papst Pius dem Fünften zueignete, nicht nur in ihrem Titel sondern auch im Inhalte ein Gegenstück zu der Schrift des Hugo von St. Victor, diesem Entzücken der Mystiker für Jahrhunderte. Wie dem sei, daß die Befriedigung in dem erwählten Beruf nicht dauernd war, darf nicht Wunder nehmen. Schon das Bild des Giordano, dieses feine Oval auf dem langen Halse, welcher aus dem Mönchsgewand scheint herauswachsen zu wollen, voll

Bärtchen auf der Oberlippe, die großen, dunklen von etwas gedrungenen Lidern umschlossenen Augen — sie vor allem kündigen uns, daß sie nicht nur zu Thränen der Resignation bestimmt sind, zu deutlich an, als daß wir erstaunt sein sollten, wenn wir von Kämpfen hören zwischen der mächtig gebietenden Stimme der Natur und den Forderungen des Ordens, der von seinen Gliedern eine über die Natur hinausgehende Heiligkeit erwartet, und kaum ein Gebot Christi so sehr betont als das, sein Fleisch zu kreuzigen. Solche Kämpfe sind nicht ausgeblieben, und um sich vor ihnen zu retten, hat Giordano, bei dem Kasteiungen und geistliche Uebungen schwerlich einen besseren Erfolg gehabt hätten, sich ganz auf geistige Beschäftigung geworfen. Poesie, bald aber ganz ausschließlich die Wissenschaft, sollten ihm den inneren Zwiespalt vergessen helfen, in den er gerathen war. Der wissenschaftliche Forschungstrieb hatte sich, namentlich in Italien, in diesem Jahrhundert ganz der Natur zugewandt, und auch Bruno folgt diesem Zuge. In seinem Kloster sind es vor allem die tiefsinnigen Werke zweier Deutschen, die für ihn Epoche machend werden; vor Allem die des Bischofs von Brixen, des Cardinals Nicolaus, (von seinem Geburtsort Cuës der Cusaner genannt) dann die des siebzig Jahre jüngeren Kopernikus. Beide, besonders die ersteren, erfüllen ihn mit dem bis dahin unerhörten

Gedanken, daß das materielle All unendlich ſei, daß die Erde nicht ſein Mittelpunkt ſein könne, weil dort wo ein Lauf von Milliarden Meilen uns dem Ende nicht näher bringt, nirgends Mittelpunkt iſt oder auch überall. — Mit, der Andacht verwandter, Bewunderung vertieft er ſich immer mehr in das Anſchaun des Alls, wogegen die Erde zu einem Punkt, und was ihm bisher die ganze Welt geweſen war, zu einem der vielen Planetenſyſteme zuſammenſchrumpft, und verſchlingt mit immer neuem Wiſſensdurſte die Schriften derer unter den Neueren, die, wie ſein Landsmann Teleſius, dieſen Gedanken ſich gleichfalls zu eigen gemacht hatten. Die neue grenzenloſe Welt, die ſich dem Geiſte ſeines Auges aufgethan hat, erhebt ihn über das Beengende ſeiner Lage, er giebt ſich zufrieden. — Da aber erwächſt gerade aus dem was ihn getröſtet hatte ein neuer Conflict: Wieder wird er, und abermals im Namen der Kirche und ihres Gründers, aufgefordert von dem zu laſſen, wo ſein Herz iſt. Die Kirche hat nichts gegen die Wiſſenſchaft, was ſie aber duldet iſt die von ihr reciptirte Wiſſenſchaft, die ſogenannte Scholaſtik d. h. der mit einer Menge anderer Elemente verſetzte Ariſtotelismus. Die Kirche hat auch nichts gegen die Bewunderung des Weltalls und ſeiner Größe. Aber ſie fürchtet durch das Aufgeben der ſich um die Erde drehenden Planeten- und Himmelskreiſe, den Dr.

zu verlieren, wo Gottes Thron ſtehen kann. Und ſo hat die Kirche ſo ſehr ihre Sache mit der des Ariſtoteles und des Ptolemäiſchen Weltſyſtems verſchmolzen, daß wer beide bekämpft, ihr profan erſcheint, hat er ſich aber in ihren d. h. in Chriſti Dienſt begeben als ein Ungehorſamer gegen beide. So Bruno, der Ordensbruder. Alſo abermals tritt die Kirche mit ihrer Autorität und dem Namen Chriſti dem entgegen, was ihm ſein Alles geworden war, aber mit einem anderen Erfolge dieſes zweite Mal, als dort wo es zuerſt geſchah. Die Forderung, das wilde Blut zu bändigen, wird zu ſehr durch die Stimme des Gewiſſens unterſtützt, als daß ſie lange unbefolgt bliebe, und ſo mag wohl auch Bruno, als die Kirche zu ihm ſprach: Gieb mir das Weib, ſo theuer deinem Herzen, Gieb deine Laura mir, er mag (um mit demſelben weiter zu ſprechen, den ich eben plünderte) geſtöhnt haben: Ich riß ſie blutend aus dem wunden Herzen, Und weinte laut und — gab ſie ihr. Als aber das zweite Opfer verlangt ward, zu entſagen dem, was den Durſt nach Erkenntniß ſtillt und nach Wahrheit, da macht der ergebene Gehorſam der Empörung Platz und dem Haß gegen den Unterdrücker. Verachtung und Ekel bemächtigt ſich ſeiner gegen den Ariſtoteles, den er in ſeinem cavallo *Pegaso als eine* der Wandelungen eines Eſels verſpottet, *Ingrimm gegen* die römiſch katholiſche Lehre, die er

einer Schrift gegen die Transſubſtanziation in dem angreift, was damals zu ihrem Schibboleth geworden war, endlich aber wirklicher Haß gegen Chriſtum, der ihn nicht nur zu Spöttereien über die Lehre vom Gottmenſchen in ſeiner bestia trionfante bringt, ſondern auch dazu, ſich unwillig vom Crucifixe abzuwenden, das ihm beim Tode vorgehalten wird. Es wäre Ungerechtigkeit, dem Bruno Religioſität abzuſprechen: ſeine eroici furori zeigen eine glühende Frömmigkeit, faſt Gotttrunkenheit; aber ſeine Religioſität hat keine chriſtliche Färbung, ſie iſt, was er weiß und weß er ſich rühmt, ganz heidniſch, ſie äußert ſich oft in wörtlicher Uebereinſtimmung mit jenem Lobgeſang des Stoikers Kleanth, der die Welt als den lebendigen Leib des Zeus feiert, und mit dem Lehrgedicht des Epicureers Lucrez, deſſen Gottheit die Natur iſt. — Einmal auf dieſen Standpunkt gelangt, befeſtigt ihn darauf das Studium auch ſolcher Schriften, die von einem ganz andern aus geſchrieben waren. So die des Cataloniers Ramon Lull. Was deſſen Schule als ſein Hauptverdienſt anſah und wofür er den Märtyrertod gelitten hatte, die Uebereinſtimmung ſeiner Lehre mit dem katholiſchen Dogma, nennt Bruno eine Abgeſchmacktheit; er verehrt in Lull nur den Erfinder der großen Kunſt, des Verſuchs nämlich, die Denklehre einer Anweiſung zum Rechnen ähnlich zu machen, und verehrt ihn darum,

weil er meint dieſe neue Logik werde den ihm verhaßten Ariſtoteles auch dort entthronen, wo ſelbſt deſſen Gegner ſeine Autorität beſtehen ließen, in der Denklehre. Ebenſo fährt er fort den Cuſaner als den tiefſinnigſten aller Menſchen zu preiſen, darüber aber, daß bei ihm die Lehre vom Gottmenſchen den Mittelpunkt aller anderen bildet, geht er hinweg und meint, der Prieſterrock habe den Nicolaus am Gehen gehindert. Er ſelbſt hält ſich an jenen räumlichen Mittelpunkt des Alls, der nirgends iſt und überall. Dieſe beiden Gedanken, die Unwahrheit der Ariſtoteliſchen Lehren, die Denklehre nicht ausgenommen, und die Unendlichkeit und Gottähnlichkeit des Alls, das unendlich viele Welten enthält wie unſere, dieſe werden und bleiben hinfort die Leitſterne in Bruno's Denken und Leben. Für ſich behalten kann er ſie nicht, denn nicht nur weß das Herz, auch weß der Geiſt voll iſt, geht der Mund über. Das Kloſter aber bietet ihm weder Hörer in der Gegenwart, noch eine Druckerpreſſe, durch welche er zur Nachwelt ſprechen kann. So bleibt ihm nur übrig beide außerhalb der beengenden Mauern zu ſuchen; er bricht das Gelübde, das ihm zur Kette geworden und entzieht ſich in ſeinem dreißigſten Jahre durch Flucht ſeinem Kloſter und ſeinem Vaterlande, um einen Lehrſtuhl zu finden auf dem er lehren, und eine Preſſe, durch die er der Nachwelt verkünden kann Alles, aber

auch Alles, was er für wahr erkennt. Der Arme hat weder das Eine noch das Andere gefunden!

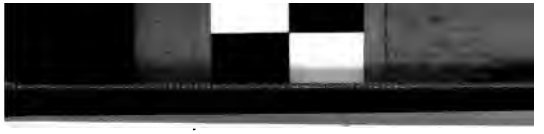
Der Ort wohin damals faſt Alle ſich flüchteten, die in Italien mit der römiſchen Kirche gebrochen hatten, Genf, war auch für Giordano der erſte Haltepunkt. Lange indeß konnte ſeines Bleibens an einem Orte nicht ſein, wo mit faſt monarchiſcher Gewalt Beza die Geiſter beherrſchte, er der nicht nur, wie Calvin, in die Hinrichtung Servets wegen deſſen ketzeriſcher Anſicht von Chriſto eingewilligt, ſondern dieſelbe in einer beſonderen Schrift gerechtfertigt hatte, und der ſpäter, als Einer die Denklehre, anſtatt nach Ariſtoteles nach Ramus lehren wollte, denſelben zwang die Stadt zu verlaſſen. Um die Freiheit zu finden, die er ſuchte, mußte Bruno weiter wandern. Zwei Jahre lang hat er ſich im öſtlichen und ſüdlichen Frankreich aufgehalten. Wir wiſſen davon nur, daß er längere Zeit in Lyon war, und daß ſein Verſuch, in Toulouſe Vorleſungen zu halten, auf unüberwindliche Hinderniſſe ſtieß. Glücklicher war er in Paris, wo er im J. 1582 erſchien. Daß die Sorbonne, dieſes Bollwerk des Ariſtotelismus, von dem (ſpäter ſo genannten) Collège de France in Schach gehalten wurde, machte es möglich, daß, als Giordano im Gegenſatz zur Ariſtoteliſchen die Lullſche Denkkunſt zu lehren anfing, er keine Hinderniſſe fand, ja daß man ihm ſogar eine ordentliche

Profeſſur anbot; freilich unter der, ihm unerträglichen und darum nicht annehmbaren, Bedingung daß er ſich zum Beſuch der Meſſe verpflichte. Trotz dieſes freundlichen Entgegenkommens, trotz der Huld, der er ſich bei dem Könige erfreute, ſah er doch bald, daß Paris nicht der Ort ſei, wo mehr als das Aeußerliche ſeiner Lehre, die Methode der Wiſſenſchaft, der Weg zur Wahrheit, öffentlich gelehrt werden dürfe. Ja, der Welt auch den Inhalt der Wiſſenſchaft, die Wahrheit ſelbſt, bekannt zu machen, ſcheint nicht einmal durch den Druck möglich geweſen zu ſein, denn das übermüthige Luſtſpiel il Candelajo, in welchem er die gelehrten Pedanten verſpottet, wird Niemand als Gegenbeweis anführen. Vielleicht war, daß dies in England mit größerer Sicherheit geſchehen könne, ein Grund, warum der Buchdrucker Vautrollier, der nachher Bruno's italiäniſche Sachen druckte, gleichzeitig mit ihm Frankreich für immer verließ. Als unſer Flüchtling, ſchon ein Jahr nach ſeiner Ankunft in Paris, nach England ging, ſchienen die lachendſten Ausſichten ſich zu verwirklichen. Gleich anfänglich bot ſich bei einer akademiſchen Feierlichkeit in Oxford die Gelegenheit, drei Tage lang als ſiegreicher Disputator ſich zu zeigen. In Folge deſſen beginnt er dort akademiſche Vorleſungen; nicht nur darüber, wie man Begriffe zerlegt und verbindet, ſondern *über das kopernikaniſche* Weltſyſtem und über die

Unſterblichkeit der menſchlichen Seele. Kaum aber daß er ſie begonnen hat, muß er ſie ſchließen und erfahren daß, wenn Oxford auch nicht mehr die Naturbegeiſterten einſperrt, wie dreihundert Jahre früher den Roger Baco, es doch noch weit davon entfernt iſt, dieſelben als willkommene Gäſte zu hegen. So verläßt er denn nach kurzem Aufenthalt die Stadt, die er mit anderen Hoffnungen betreten hatte, und kehrt nach London zurück, wo ihm hohe Pariſer Empfehlungen das Haus des franzöſiſchen Geſandten Mauviſſier geöffnet hatten, in das er jetzt als ſtehender Genoſſe einzieht; die Bekanntſchaft mit Philip Sidney eröffnet ihm einen Kreis geiſtesverwandter Männer; durch nähere Beziehungen zum Hof wird er ein glühender Bewunderer der Königin Eliſabeth, die derſelbe Papſt excommunicirt hatte, dem ſein erſtes Werk gewidmet war. Hier im engen Freundeskreiſe wurden mündlich die Ideen entwickelt, die er denn auch endlich durch die Vermittelung des vorhin genannten Vautrollier, der ſpäter viel Ungelegenheit davon hatte, gedruckt der Mit- und Nachwelt vorgelegt hat. Man kann es nicht einen Zufall nennen, daß der, der mit der Kirche gebrochen hatte und von den Univerſitäten für ſich nichts hoffte, die Kirchen- und Univerſitätsſprache verſchmäht, und in der Sprache redet, die ſeine Mutterſprache war, und damals am engliſchen Hofe und in den feinen Kreiſen

Londons, Lieblingssprache. In London also und italiäniſch erſchien Bruno's Gaſtmahl, ein philoſophiſches Geſpräch, das, wenn es auch keinen Vergleich aushält mit Plato's unübertroffenem Meiſterſtück, ſo doch durch eine Menge tiefſinniger Gedanken überraſcht; hier ſeine Hauptſchriften von den Principien des Alls, vom Unendlichen und den vielen Welten; hier endlich jenes Geſpräch unter den olympiſchen Göttern, in welches er ſeine Moralphiloſophie eingekleidet hat, und in dem er durch den Mund des Momus, der das Gewiſſen repräſentirt, all' den Grimm und alle die Galle ausſpeit, die gegen Kirche und Chriſtenthum ſich bei ihm angeſammelt hatte. Alles was ihm in ſeinem Vaterlande, was ihm in Toulouſe und Oxford feindſelig begegnete, erhält hier ſeine Strafe, zugleich aber rächt er ſich an der Macht, in deren Namen man ihm entgegengetreten war. Darum dieſe Spöttereien über die tiefſten Myſterien des Chriſtenthums. Nicht nur des römiſch-katholiſchen, denn die Rechtfertigung nur aus dem Glauben wird gerade eben ſo verhöhnt. — Auch dieſe glücklichſte Zeit in Giordano's Leben ging vorüber, Mauviſſier und Sidney verließen ziemlich gleichzeitig England und dem Vereinſamten wollte das, einſt ſo laut geprieſene, Land nicht mehr gefallen. Zugleich *regt ſich abermals* der Wunſch nach einer mündlichen *Lehrthätigkeit*, nach einem Katheder. So verſucht

es denn mit dem Profeſſorenlande, mit Deutſchland. Zwar der erſte Verſuch ſchlägt fehl. Von Marburg wird er glattweg fortgewieſen. (Nachher hat man ſich deß geſchämt und aus den Acten der Facultät ausradirt, daß dies mit Willen der Facultät geſchehen ſei. Wie Schade, daß in den Blättern der Geſchichte ſich Raſuren nicht eben ſo leicht machen, wie in einem album academicum oder im eignen Gedächtniß!) Glücklicher war er in Wittenberg. Der milde verſöhnliche Geiſt Melanchthons wirkte dort noch nach, und ſo hat man den Andersgläubigen, wie er ſich ſelbſt in ſeiner ‚Abſchiedsrede nennt, mit duldſamem Sinne zwei Jahre lang lehren laſſen. Freilich war es nur, was er auch in Paris gelehrt hatte: Logik, Denkkunſt nach Lull'ſchen Grundſätzen. Für die eigentlichen Arcana ſeiner Lehre fehlte es ihm an Boden. Vielleicht wird Prag dieſen bieten? Er geht dahin, aber was er hier drucken läßt, beweiſt, daß er dort noch weniger wagen durfte als in Wittenberg. Da öffnet ſich plötzlich eine Ausſicht, ſo glänzend wie noch nie: Herzog Julius von Braunſchweig beruft ihn als Führer ſeines Sohnes und zugleich als Univerſitätslehrer nach Helmſtädt. Kaum aber iſt er da, ſo ſtirbt der Herzog. Daß Bruno die Trauerrede halten mußte, beweiſt in welchem Anſehn er hier ſtand. Trotz deſſelben und trotz dem, daß ſein früherer Zögling Herr des Landes



fingen die Anfeindungen bald an. Aus einer öffentlichen Excommunication durch den Pfarrer Boëthius, so wie aus einer Aeußerung in der Trauerrede hat man ſchließen wollen, daß Bruno jetzt — früher gewiß nicht — förmlich zum Glauben der Proteſtanten ſich bekannt habe. Obgleich er gegen den verdammenden Zeloten ſcheint Recht behalten zu haben, ſo war ihm doch der Aufenthalt in Helmſtädt verleidet, und auch dies klar geworden, daß hier er nichts Wichtiges werde drucken können. Beides zuſammen war wohl der Grund, warum wir ihn im J. 1590 in Frankfurt finden, wo der gelehrte Buchdrucker Wechel (ein deutſcher Henry Etienne) ſeine drei lateiniſchen Lehrgedichte, vom dreierlei Kleinſten, von der Einheit, von der Unendlichkeit druckt, ja die Dedication an den Herzog von Braunſchweig ſchreiben muß, weil während des Drucks der Verfaſſer Frankfurt ganz plötzlich verlaſſen und ſich auf die Reiſe nach — Italien gemacht habe.

Was iſt es wohl geweſen, das den Giordano in die Nähe derer führte, die in ihm nur den Fahnen- und Landesflüchtigen ſehen konnten? War es nur Heimweh, nur Sehnſucht nach dem blauen Himmel und der reinen Luft? War es das Verlangen, wiederum in dem Mittelpunkte gelehrter Bildung zu leben! War es der Wunſch das, was auf franzöſiſchen, engliſchen, deutſchen *Univerſitäten nicht* geglückt war nun zuletzt noch zu

einer italiäniſchen zu verſuchen? Oder aber, wollte er einen praktiſchen Beleg zu einem der letzten Worte geben, das er in Deutſchland geſchrieben hat: der Weiſe fürchtet den Tod nicht, ja es kann Lagen geben, in welchen er ihn ſucht, wenigſtens ihm ruhig entgegengeht? Niemand vermag dieſe Fragen zu beantworten. Genug, zum Erſtaunen Aller, zum Schrecken der Wenigen die ſich für ihn intereſſirten, vernahm man im J. 1591, daß Bruno in Padua, das damals unter Venetianiſcher Herrſchaft ſtand, öffentliche Vorleſungen halte. Bald mußte er merken, daß ſich ein Unwetter über ſeinem Haupte zuſammenziehe; ihm zu entgehn begibt er ſich nach Venedig. Zu ſpät! Schon war der unermüdliche P. Inquiſitor San Severina auf ihn aufmerkſam geworden, und forderte daß der entlaufene Mönch verhaftet werde. Dies konnte nicht verweigert werden und geſchah im September 1592. Gegen die Auslieferung aber nach Rom ſträubten ſich die Venetianer. Man hat, daß ſie ſo lange widerſtanden als ein Verdienſt des P. Sarpi, dieſer Incarnation der Politik des Staats-Intereſſes im Gegenſatz zu jedem Angriff, gehe er auch von der Kirche aus, bezeichnet, und daß die Auslieferung endlich doch erfolgte ſo erklärt, daß im J. 1598 Sarpi nicht in Venedig war. Gewiß iſt, daß in dieſem Jahre Bruno nach Rom gebracht ward, daß er faſt zwei Jahre in

bestürmt wurde, seine Ketzereien, unter die man auch seine Bewunderung der Königin Elisabeth rechnete, durch Widerruf zu sühnen, und daß, als Alles vergeblich war, endlich das Todesurtheil über ihn gefällt ward. Er empfing es mit den erhabenen Worten: Dies Euer Urtheil macht Euch zittern, nicht mich! Dann ward er dem Nachrichter übergeben mit der Weisung, daß die barmherzige Mutter Kirche kein Blut könne fließen sehn. Der Mann verstand den Wink: Blut ist wirklich nicht geflossen am 17. Februar 1600 auf dem Campo de' Fiori, denn den Nolaner verzehrten die Flammen des Scheiterhaufens!

2.

Sollte Einer in den zuletzt gesprochenen Worten eine Aufforderung finden, zu wiederholen was er oft gehört, oder auch selbst gesagt hat, daß wie hier Bruno an dem Venetianischen Staatsmann seinen Vertheidiger, an dem Römischen P. Inquisitor seinen Verfolger gefunden, so zu allen Zeiten die Wissenschaft Grund gehabt habe, sich über die geistliche Macht zu beklagen, die Weltmacht aber zu rühmen, so halte er sein Urtheil zurück, bis wir gehört haben, was in demselben Jahre, wo Bruno nach Rom gebracht ward, *ein Landsmann und* Geistesverwandter von ihm er

fahren hat. Achtzehn Jahre jünger als Bruno war Giovan Domenico Campanella in Stylo in Calabrien geboren und trat, indem er seine Taufnamen mit dem des bedeutendsten Theologen der Dominicaner, Thomaso, vertauschte, in seinem funfzehnten Jahre in den Dominicanerorden. Der glühende Eifer, mit dem sich der junge Mönch auf Poesien und naturwissenschaftliche Studien wirft, bringt ihn nicht, wie den Nolaner, in Zwiespalt mit seinem Beruf. Man braucht nur sein Bild anzusehn, den Mann dem die Kutte so bequem sitzt als hätte er sie nie abgelegt, die kurze Stirn mit dem krausen schwarzen Haar, die fest geschlossenen Lippen, und man sagt sich: dessen Art ist es nicht, einmal gefaßte Beschlüsse zu bereuen. Zwar seine Ordensgenossen wurden bedenklich, als der Jüngling mit solcher Leidenschaft über die Schrift des Telesius herfiel, und verhinderten jede persönliche Berührung, so daß er den Meister auf der Bahre zum ersten Male sah, und sein Loblied eine Todtenklage wurde, aber was sie von einer genaueren Bekanntschaft gefürchtet haben mochten, lag dem Campanella fern. Mit Recht sagt er später, daß seine Darstellung der Naturlehre nur darin von der des Telesius abweiche, daß er gezeigt habe, wie alles dieses schon von den Kirchenvätern gesagt sei. Vom Anfange bis zum Ende seiner Laufbahn ist er ein streng kirchlicher Mann.

Daß, von jener ersten Disputation an, wo einer der Widerlegten entrüstet ausrief: nur durch Hülfe des Bösen könne der Jüngling das wissen, wozu er keine Zeit gehabt, um es zu lernen, so viele Ordensgeistliche ihn anfeindeten, daß er Jahre lang, mochte er in Rom oder Florenz, in Padua oder Venedig sein, von heimlichen Spähern umgeben ist, die ihm jedes Manuscript sobald es vollendet ist, entwenden, um es, wie sich später zeigt, den römischen Inquisitoren zu senden, beweist nicht das Gegentheil. Theils gehen diese Chicanen von Gliedern eines andern Ordens aus, theils sind sie Folge persönlichen Neides, theils endlich hat die Rache sie dictirt, die der Hochfahrende, auf seine Gegner stolz Herabblickende, wohl hervorrufen konnte. Entscheidender als alles dies ist doch, daß er aus allen Prüfungen welche die Inquisitoren in Folge dieser Angebereien mit ihm vornahmen, gerechtfertigt und rein hervorgeht. Nach einem längeren Aufenthalte außerhalb der Heimath kehrt er in dieselbe zurück, beschäftigt mit einem Trauerspiel zur Verherrlichung der Maria Stuart — (Bruno hatte ihre Feindin, die Elisabeth, gepriesen) — und fortarbeitend an seinem merkwürdigen Buche über die spanische Monarchie, das man, weil der Schluß und einige Einschiebsel desselben zwölf Jahre später geschrieben wurden, fälschlich in *eine spätere* Zeit gesetzt hat. Gewiß hat er die Ideen

Träume dieſes Werks von einer über den Erdkreis verbreiteten Herrſchaft des Papſtes, unter der es keine Ketzerei, nenne ſie ſich nun nach Muhammed oder Calvin oder Luther, mehr geben werde, auch mündlich oft entwickelt, und vielleicht haben merkwürdige Conſtellationen ihn dieſes Himmelreich auf Erden als nahe bevorſtehend hoffen und verkündigen laſſen. Gleichviel; mitten in dieſen beglückenden Viſionen trifft ihn der verhängnißvolle Schlag, der ſein Leben zerſtört.

Was eigentlich die Spaniſche Regierung, unter der ſein Vaterland damals ſtand, dahin gebracht hat, ihn als Majeſtätsverbrecher einzuziehn, iſt nie aufgeklärt. Die Beſchuldigung, er habe mit den Türken gegen die ſpaniſche Herrſchaft conſpirirt, iſt eine Abgeſchmacktheit dem Manne gegenüber, der nichts ſo haßt als die Türken, und in dem eben erwähnten Buche auseinanderſetzt, wie nur Spanien berufen und im Stande ſei, jene Weltmonarchie zu gründen, von dem das frühere Kaiſerthum nur einen Theil ausmache, und die Hoffnung ausſpricht, im mündlichen Geſpräch dem (damals noch lebenden) Philipp dem Zweiten auseinanderzuſetzen, wie er das durch Glaubensſpaltung geſchwächte Deutſchland am ſicherſten ſeinem Scepter unterwerfen könne. Alſo einen andern Grund muß die Spaniſche *Regierung* gehabt haben, ihn zu verhaften und auf *die Erpreſſung* eines Geſtändniſſes hinzuarbeiten, das

einen Juſtizmord beſchönige. Vielleicht dieſen, daß Campanella der geiſtig Begabteſte war unter denen, welche in dem ſchon entbrannten Kampfe des Staats und der Kirche, ſich auf die Seite der letzteren ſtellte, und darum der Gefährlichſte. Gerade in dem Jahre wo in Rom Bruno's Verhöre begannen, fangen in Neapel die Campanella's an. Sieben und zwanzig Jahre hat er in funfzig verſchiedenen Kerkern, zuletzt im Castel del Ovo in Neapel geſeſſen. Sieben Mal iſt er gefoltert worden, und wie? Einmal, — vielleicht an demſelben Tage, wo die geiſtliche Macht auf dem Campo de' Fiori ihre Scheu vor Blut bethätigte, — hat auf der Landſpitze zwiſchen Chiaja und Santa Lucia die Staatsgewalt, die ſolche Sentimentalität nicht kennt, mit brutaler Aufrichtigkeit vierzig Stunden lang ihm Stücke Fleiſch vom Leibe reißen laſſen, ſo groß, daß er ſeinen Blutverluſt auf zehn Pfund ſchätzt, — alles dies, damit er geſtehe. Geſtehen wäre bei ihm, wie bei Giordano das Widerrufen, eine Lüge geweſen, aber ſo wenig der Nolaner ſo wenig will der Styleſe dem Feinde den Triumph bereiten, daß er lügt: Er duldet und ſchweigt. Jetzt verſucht man eine andere Tortur: Bücher, die Speiſe ſeines Geiſtes, ſie werden ihm genommen, Schreibematerial, dies Mittel für uns Stubenſitzer Gedanken zu fixiren, ja zu haben, *ihm vorenthalten*. Er erträgts, denn er hat Ungs

eine Bibliothek in die ehernen Tafeln seines Gedächtnisses eingegraben in der er jetzt liest, und faßt die tiefsinnigsten Gedanken in wohltönende Singgedichte zusammen, die er zuerst in die Wände kratzt. Endlich sehen seine Peiniger ein, daß hier Nichts zu erreichen; zwar die Pforten seines Kerkers öffnen für ihn sich nicht, trotz der Fürsprache vieler Fürsten, namentlich mehrerer auf einander folgender Päpste, aber die Quälereien hören auf, man läßt Bücher, man läßt Briefe, man läßt endlich Reisende ein, und bemerkt wirklich nicht oder thut wenigstens so, wenn er heimlich seine Gedanken niederschreibt. Durch diese Kanäle fließt dem von der Welt Geschiedenen Kunde zu von jeder Entdeckung welche die Kenntniß von der sittlichen und sinnlichen Welt erweitert, so daß, ohne einen Apparat zu Experimenten und ohne Reisen, er an physikalischem und ethnologischem Wissen täglich wächst, und bald in beidem als einer der Kundigsten dasteht. Wer sich wundert daß Kant, ohne seine Vaterstadt zu verlassen, so viel von der Welt wußte und verstand, muß den Campanella um so viel mehr bewundern, als das Castel del ovo enger und abgeschlossener ist als Königsberg. Durch die ihn besuchenden Fremden aber sucht er nicht nur Kunde zu empfangen von der Welt, sondern auch ihnen von sich selber zu geben und von dem, was er im Gefängniß ergrübelt. Aber nur einer be-

ſer Boten erweiſt ſich als treu; er iſt, was Campanella am Meiſten haßt: ein Deutſcher und ein Lutheraner. Tobias Adami, der als Hofmeiſter den ſächſiſchen Edelmann von Bünau auf Reiſen begleitete, lernte den Calabreſen im Kerker kennen und ſchätzen, und gab unter dem Titel „Glöcklein," der zugleich auf den Namen des Verfaſſers anſpielt, die poetiſchen Ergüſſe deſſelben heraus, ſpäter einen Abriß ſeiner ganzen Philoſophie, endlich ließ er noch drei andere Schriften deſſelben auf eigene Koſten drucken. Alle Anderen gaben ſchöne Verſprechungen, nahmen das Manuſcript und ließen nichts von ſich hören, oder ſie gaben es wohl gar als ein eignes Werk heraus und erndteten Ruhm. Sein Hauptwerk hat er auf dieſe Weiſe vier Mal von Neuem niederſchreiben müſſen; er tröſtet ſich damit, daß es beim vierten Male am beſten gelungen ſei. Logiſche, mathematiſche, phyſikaliſche, theologiſche beſonders aber politiſche Arbeiten hat er in einer Zahl im Gefängniß verfaßt, vor der man ſtaunt, und die Zeit naht heran, wo er wird ſagen können: eben ſo viele Jahre im Kerker verlebt wie außer demſelben!

Endlich, nachdem Philipp der Dritte, unter dem er eingekerkert ward, geſtorben iſt und ſein Nachfolger ſich ſechs ganze Jahre mit Bitten hat beſtürmen laſſen, ſchlägt die Stunde der Befreiung. Am 15. Mai *1526 wird* Campanella in Freiheit geſetzt, und daß er

das Stück Paradies, das auf die Erde gefallen, nicht zu halten vermochte, daß er lieber dahin eilte wo seine eigentlichen Befreier lebten, nach Rom, wer will ihm dies verdenken? Wohl ist es ein Paradies das man überschaut wenn man links den Vesuv erblickt und den St. Angelo, rechts Ischia und den St. Epomeo, und vor sich die wunderbaren Formen Capri's sich lagern sieht, aber selbst dies Gemälde mag das Fenstergitter einer Zelle des Castel del ovo als Vordergrund, entstellen. Kaum in Rom angekommen, fängt er wieder an zu schreiben. Erst eine Vertheidigungsschrift für sich, dann eine Mahnung an die gelehrte Welt, nicht länger von dem Heiden Aristoteles die Schulen beherrschen zu lassen. Mit diesen und anderen Arbeiten beschäftigt, denkt er in Rom ruhig leben zu können, bald aber kommt ihm die Weisung zu, daß sein alter Feind ihm abermals auflauere. Es ist keine Zeit zu verlieren; verkleidet führt ihn der französische Gesandte an das Thor, dann verläßt er Rom und Italien für immer und geht nach Paris. Der von Spanien Gemißhandelte war in Frankreich Gegenstand allgemeiner Dienstbeflissenheit; nicht nur Gelehrte sondern auch Staatsmänner suchten den Mann, dessen Welt- und Staatenkunde seinen Umgang so belehrend machte. *Hier in* Paris ward ihm auch die Muße, über seine *ganze* Schriftstellerthätigkeit Rechenschaft zu geben, und

die Früchte derſelben zu ſammeln. Eine Geſamtausgabe in zehn Foliobänden ward begonnen; das vollſtändige Regiſter beſitzen wir, das angiebt was jeder Band enthalten ſollte. Bald nachdem im vierten Bande dieſer Geſamtausgabe jenes viermal geſchriebene Hauptwerk erſchienen war, im Jahre 1639, ſtarb Thomaſo Campanella der Dichter und Philoſoph am 21. Mai, alſo an demſelben Tage an dem mehr als zweitauſend Jahre früher der größte Dichter unter den Philoſophen, Plato, geboren ward.

3.

Das Schickſal dieſer beiden Märtyrer — oder wenn ich ganz genau reden ſoll dieſes Märtyrers und dieſes Bekenners — meiner Wiſſenſchaft zeigt, daß die Feinde derſelben doch nicht ganz Recht haben, wenn ſie behaupten die Geſchichte der Philoſophie zeige ein lächerliches Poſſenſpiel, ſondern daß es darin auch tragiſche Auftritte gibt. Tragiſch nenne ich das Geſchick beider, nicht empörend und entſetzlich, und wähle mit Bedacht jenes Wort. Wenn wir in den Zeitungen leſen, daß wieder in einem neugebauten Hauſe ein Giebel oder eine Steintreppe eingeſtürzt ſei und einige Familienväter erſchlagen habe, ſo iſt es entſetzlich daß die Leute *ſo ſchlecht bauen* und empörend daß die Baupolizei

ſolches Unglück nicht verhindert, Tragiſches aber liegt darin nicht. Damit eine Begebenheit tragiſch ſei, muß ſie — doch wozu eine trockene Definition, wo ſchöner als je Einer jener Harfner, der es freilich kennen mußte, uns das Weſen des Tragiſchen enthüllt, wenn er im Namen des Armen, der ſein Brod mit Thränen aß, zu den himmliſchen Mächten ſpricht: „Ihr führt ins Leben ihn hinein und laßt den Armen ſchuldig werden, dann überlaßt Ihr ihn der Pein, denn alle Schuld rächt ſich auf Erden.“ War es nun ſo auch bei Giordano und Thomaſo? Und wenn es ſo war, welches ſind hier die himmliſchen Mächte? und wieder: worin wurden die Beiden ſchuldig? und endlich: in wiefern iſt, was ſie litten, ſich rächende Schuld? Konnten je Menſchen ſagen, daß, was im Leben ſie nie verließ und überall geleitet hat, der Hunger nach Erkenntniß, der Durſt nach Wahrheit geweſen ſei, ſo ſind es dieſe Beiden. Damit aber haben ſie uns auch die himmliſche Macht genannt die ſie ins und im Leben führte, es iſt die Philoſophie, und das Ziel wohin ſie im Philoſophiren und durchs Philoſophiren gelangten, es ward erreicht unter ihrer, der Göttin, Führung. Was aber iſt unter dem ſo oft mißbrauchten Worte Philoſophie zu verſtehn? Da noch nie ein Philoſoph, mochte er auch noch ſo hohen Werth darauf legen, daß was er lehrt von ihm zuerſt gefunden ſei, dieſen Bund für

seine Meinung oder seine Ansicht erklärte, sondern Jeder fordert daß Alle dies gelten lassen, so werden wir im Einklange mit dem, was alle Philosophen mindestens gefühlt, die schärfer sehenden ausdrücklich ausgesprochen haben, Philosophie den Inbegriff dessen nennen müssen, was nicht Einer sondern Alle, nicht ein Mensch sondern der Mensch oder die Menschheit, nicht ein Mann sondern Jedermann, kürzer was Man für wahr erkennen muß, als recht erachten soll, also Man's d. h. der Menschheit Weisheit. Wenn wir dann weiter behaupten daß, wie jeder Mann, so auch Man oder die Menschheit, anders ist in der Knaben- und anders in der Jugendzeit, und darum auch ihre Weisheit verschieden sein muß je nach verschiedenen Zeiten, so ist dies nicht etwa nur ein moderner Einfall, den man den Philosophen früherer Zeiten nicht leihen dürfe, denn gerade Giordano Bruno ist es, der gesagt hat die Ehrfurcht vor dem Alter müsse dahin führen, daß man die gegenwärtige Zeit am meisten ehre, denn heute sei die Menschheit viel älter und erfahrener, als die um zwei Jahrtausende jüngere Menschheit der Aristotelischen Zeit. Lord Bacon der, wie andere Sätze Anderen, so diesen dem Giordano entlehnt und den Ruhm erworben hat, ihn ersonnen zu haben, folgert aus ihm, daß seine Philosophie nicht sein, des Philosophen, *Erzeugniß*, sondern daß sie Geburt seiner Zeit sei

Wir unterſchreiben dies, beſchränken es aber nicht auf ſeine, ſondern dehnen es auf jede Philoſophie aus. Kein wahrer Philoſoph hat nur ſeine, jeder hat mit ſeiner, der ganzen Zeit Weisheit verkündigt, und den Beruf des Philoſophen auf ſich nehmen heißt ſich verpflichten, die Zeit zu deuten; philoſophiren heißt, ausſprechen was an der Zeit iſt, heißt die unbewußten Grundſätze der Zeit zum Bewußtſein bringen und formuliren. Aber nur was wirklich an der Zeit iſt, ihre Grundſätze, ſoll der Philoſoph feſtſtellen: von einer an der nichts iſt, und die keine Grundſätze hat, von der iſt nichts zu ſagen, der ſchweigt der Mund der Zeitendeuter oder Philoſophen. Den Ruf, die Zeit zu deuten, haben nun auch Bruno und Campanella vernommen, und der Moment in dem ſie ihn vernahmen war es, in welchem die himmliſche Macht, die hinfort ihre Herrin ſein ſollte, die Philoſophie, ſie in das Leben hineinführte, das dem, der es einmal gekoſtet hat, das einzige wahre Leben iſt.

Fragen wir aber weiter: wie ſich beide verhalten haben zu dem Ruf, ihre Zeit zu deuten, dann zeigt es ſich uns, wie die Armen ſchuldig wurden. Beginnen wir mit dem Calabreſen, ſo war die Zeit vorüber, wo ein Gregor der Siebente, wo ein Innocenz der Dritte *faſt allein* in den Beruf ihrer Zeit eingeweiht waren. *Seitdem* haben andere Mächte ihr Haupt erhoben; das

bis dahin unterdrückte Princip der Nationalität fängt an sich im Staatsleben geltend zu machen; in der Religion entsteht das Verlangen, nicht das in der Kirche geltende Dogma als fertig anzunehmen, sondern es selbst aus der biblischen Offenbarung heraus zu entwickeln, also in sich selbst den Umwandlungsproceß zu wiederholen, durch welchen aus der biblischen Offenbarung die Kirchenlehre, aus der frohen Botschaft ein Lehrbegriff geworden ist. Die Gewalt dieser Mächte unterschätzt Campanella nicht, aber von ihrer Berechtigung hat er keine Ahnung, daher sehen wir ihn mit dem Zorn und dem Feuereifer, der überall die Reaction gegen den Neuerer beseelt, den Nationalitätspolitiker Macchiavelli ganz so wie Luther und Calvin als Wiederbeleber heidnischer Ideen, ja als diabolische Erscheinungen verklagen, und sehen ihn weiter, wie es die Reaction zu allen Zeiten versucht, Gewaltmaßregeln gegen die neuen Mächte anrathen. Mischehen, freiwillige unter den Fürsten, gezwungene unter den Unterthanen, sollen alle nationalen Unterschiede verwischen; Förderung der Naturwissenschaften soll die Lust, Verdrängung des griechischen Unterrichts auf den Schulen soll die Fähigkeit zu exegetischen Untersuchungen nehmen. Es hilft nichts. Er kommt zu spät. Ein so gewaltiger Geist Campanella ist, er bleibt doch ein *gewaltiger Anachronismus*. Nicht minder, nur in ent-

gegengesetzter Weise ist es Giordano. Seine Zeit war noch nicht reif, Erscheinungen hervorzubringen, wie Pascal, Newton, Haller, gleich fromm und groß in der Wissenschaft, die sich durch Gebet zur Forschung stärkten, und die jede neue Entdeckung demüthiger und frommer machte. Er, ein Kind des sechzehnten Jahrhunderts, konnte noch nicht, wie jene Kinder des siebzehnten und achtzehnten, fühlen, noch viel weniger konnte er, wie die des neunzehnten, es klar erkennen, daß und wie sich Naturwissenschaft und Glaubenslehre auseinanderzusetzen haben. Vernünftig ist eine solche Auseinandersetzung nur dort, wo der Physiker aus physikalischen Gründen, eben wie er daraus, daß die Sixtinische Madonna auf photographischem Wege vervielfältigt wird, nicht schließt, daß das Original auf demselben Wege entstanden sein müsse, so sich nicht herausnimmt die stets und überall herrschenden Gesetze auf das Einmalige, sich nie wiederholende anzuwenden, wie es der Anfang aller Dinge oder auch nur einer ganz neuen Erscheinungsweise ist, — und wo der Theologe aus Gründen des Glaubens und seiner Wissenschaft es einräumt, daß es ein Gebiet (eben des Physikers) gebe, in dem wirklich nach unverbrüchlichen, unabänderlichen Gesetzen Alles geschieht, so daß es hier nicht nur thöricht, sondern irreligiös, unfromm gedacht wäre, wollte man ein Andersseinkönnen statuiren. In solcher we-

nünftigen und gesunden Auseinandersetzung ist, wie gesagt, Bruno's Zeit nicht reif. Wenn er sich aber nicht bei einer so unklaren und verschwommenen Einheit von Wissenschaft und Kirchenlehre befriedigen kann, wie etwa das funfzehnte Jahrhundert oder auch Campanella, so kommt es bei ihm zu einem vor- und unzeitigen Auseinandergehn beider, d. h. zu einer Auseinanderreißung. Wie die Frucht, die wenn sie reif geworden vom Baume fällt süß, wenn vor der Zeit abgeschlagen bitter und herbe ist, so giebt auch hier die Anticipation des noch Unmöglichen statt friedlichen Abkommens bitteren Haß, und wie dort das Heimweh und die Sehnsucht nach der Allgewalt der Kirche den Campanella, so macht hier der ungeduldige Bruch mit ihr den Giordano zum Anachronismus; sie beide bleiben schuldig, was ihre Herrin, die Philosophie, von Jedem fordert, der sich ihrem Dienste weiht.

Und darum hat sie, die Himmlische, gethan was nach des Harfners Lied der Himmlischen Art ist, sie hat die beiden Schuldigen der Pein überlassen. Zunächst *der* Pein, deren Eintritt von ihr allein, nicht von dienstfertigen Schergen abhängt: Sie läßt entbehren, was *dem* Philosophen lohnt, der wirklich das lehrt was die Zeit fordert, freudigen Anklang bei den Hörern, dankbaren Wiederhall von Seiten der Leser. *In's Castel del* Ovo drängt sich keine wissensdurstige

Jünglings-Schaar, und was von da aus in die Welt gesandt wird, läßt wie Noah's Taube nichts wieder von sich hören. Der Andre aber der von Land zu Land irrt, ist am Ufer des Rhone und der Garonne, der Isis wie der Elbe, in Helmstädt und in Padua gleich unverstanden, und also verlassener und einsamer als Jener im Kerker zu Neapel. Dann aber überläßt ihre himmlische Herrin beide auch der andern Pein, von welcher ich gesprochen habe, bei der ihr andere Mächte als Henker und als Folterknechte dienen, und so wenig es uns einfällt diese zu loben, begreiflich werden wir es doch finden, und also ein gewisses Recht darin anerkennen, daß an dem Zurückbleibenden die Macht Rache nimmt, die der Träger der neuen Ideen ist, der Staat, an dem unzeitig Voreilenden aber die Gewalt, die seit Alters das Scepter führte, die Kirche. Das Gefühl aber, daß bei beiden Philosophen eine Schuld an der Philosophie, sich selbst gerächt hat, dies ist es was bei ihren Leiden nicht die Empörung aufkommen läßt, die uns erfüllt wo wir den ganz Unschuldigen gepeinigt, den ganz Schuldlosen gemordet sehn. Beruhigt schon dies, so kommt dazu noch ein Anderes. Wie darin daß eine Schuld sich rächt, oder in dem was wir ihre Strafe nennen, auch ihre Sühne liegt, und an das „*Ist gerichtet!*“ sich Gott sei dank! das „*Ist gerettet!*“ *schließt*, so zeigt ein weiterer Blick auf das Schicksal

unſerer beiden Märtyrer, wie auch hier jenes Merkwürdige ſtattfindet, daß worin der Menſch gefehlt hat darin er geſtraft wird, aber eben darin auch geſegnet, eine Verknüpfung des (ſo ſcheint es) Unvereinbaren, welche bei dem Anblick eines Trauerſpiels die bitterſüße, niederſchmetternd-erhebende Wirkung äußert, die wir tragiſche Befriedigung nennen. Dem rückgewandten Campanella, der des Papſtes Allmacht verkündigt, und eine Umkehr der Wiſſenſchaft zu der Zeit fordert, wo noch kein Ariſtoteles ſie heidniſch gemacht hatte, lohnt die Erfahrung, daß dem allmächtigen Papſte gelingt, was keiner konnte: ihn frei zu machen; und am Abend ſeiner Tage hat er das von vielen getheilte Bewußtſein, er habe die ganze Wiſſenſchaft reſtaurirt. Reſtaurirt, zurückgebildet. Den wieder, der von einem Buchdrucker zum andern läuft, um einen zu finden, der es der Welt verkündige, daß die Zukunft ihm Recht geben werde, hat ſolche Hoffnung nicht getäuſcht: dieſelben Gedanken die er in London offenbarte, hat Spinoza, die er in Frankfurt verkündigt, hat Leibnitz, zu einem Lehrgebäude verarbeitet. Auch wo ſie irrten alſo unſere beiden, haben ſie nicht bloß geirrt, auch wo ſie litten nicht umſonſt gelitten, und die Furcht und das Mitleid, mit dem wir ihr Martyrthum ſehen, wird gereinigt und verklärt, weil ihnen der Stachel der Empörung *genommen* iſt, mit der wir ein Schickſal be

trachten das ungerecht ist und nur unbarmherzig. Wäre es anders, so hätte ich hier nicht an sie erinnern dürfen, denn in die Reihe von Vorträgen die einem Liebeswerk gewidmet sind, darf sich keiner stellen, der den Zuhörer mit Haß und Bitterkeit im Herzen entläßt. Jetzt aber durfte ich es. Und daß beide ihr tragisches Loos mit solchem Heldenmuth trugen, das läßt mich denen, die wir gleich Anfangs spöttisch fragen hörten, wo denn die Blutzeugen seien für wissenschaftliche Ueberzeugungen? kühn diese beiden zeigen und sagen: wenigstens meine Wissenschaft hat Männer hervorgebracht die für das was sie als wahr erkannt hatten, Gut und Blut, nicht nur zu opfern versprachen (denn das macht sich leicht, Dank dem Beistande, den Sanct Gambrinus und die heilige Nicotiana leisten) sondern wirklich opferten, wirklich Entbehrung, Qualen und Tod dafür litten.

5324-27

Berlin, Druck von Gustav Schade.
Marienstraße Nr. 19.

3 2044 037 910 379

DATE DUE